

APROPOS

*Jane Roberts*

erinnerungen  
einer freundin

SUSAN M. WATKINS

# INHALTSVERZEICHNIS

## EINFÜHRUNG

*Erinnerungen, Memoiren und etwas dazwischen*

## KAPITEL 1

*Niemand hat mich das je gefragt*

## KAPITEL 2

*Ein Leben im Kopf*

## KAPITEL 3

*Nichts von dem Mädchenkram erlaubt*

## KAPITEL 4

*Ein wenig Autobiographie*

## KAPITEL 5

*Der Weg zurück*

## KAPITEL 6

*Der seltsame Fall der Kastanienkette*

## KAPITEL 7

Wirklich großartig für jedes Alter

## KAPITEL 8

Freitagabendtreffen und andere mehr oder weniger  
lustige Zeiten

## KAPITEL 9

Die Fleischmarkt-Hochzeit

## KAPITEL 10

Der Sitz des (irgendwie) Unbewussten

## KAPITEL 11

Die ehrliche Beurteilung (autsch) und ähnliche gewagte  
Geschichten

## KAPITEL 12

Die Flut und was dabei angeschwemmt wurde

## KAPITEL 13

Nach der Flut und in die Patsche

## KAPITEL 14

„Das Werk“ und andere Rätsel

## KAPITEL 15

Querbestätigte Glaubenssätze und merkwürdiges Zeug,  
aus dem Gegenbilder gemacht sein können

## KAPITEL 16

Die Festung der Nahrung (oder Nicht-Nahrung)

## KAPITEL 17

Jane in der Klasse  
Ein Porträt in Miniaturen

## KAPITEL 18

Gekränkt, eingeschnappt und anderweitig gestört

## KAPITEL 19

Die Symptome und wie sie sich entwickelten

## KAPITEL 20

Das Krankenhaus und darüber hinaus

# KAPITELZUSÄTZE

APROPOS  
JANE ROBERTS

Erinnerungen  
einer Freundin

von

SUSAN M. WATKINS

Aus dem Amerikanischen von  
Ursula Lang und Maurizio Vogrig

SETH-VERLAG SEMPACH

Copyright © 2001 by Susan M. Watkins  
Das Original ist erschienen unter dem Titel  
SPEAKING OF JANE ROBERTS – REMEMBERING THE AUTHOR OF  
THE SETH MATERIAL  
bei Moment Point Press, Inc.

ISBN: 9-9661327-7-7

Copyright © der deutschen Ausgabe: Seth-Verlag Sempach, 2013

Seth-Verlag  
Postfach  
CH-6204 Sempach  
[www.sethverlag.ch](http://www.sethverlag.ch)

Umschlag-Design: Seth-Verlag  
Redaktion: Seth-Verlag

Alle Rechte, insbesondere des vollständigen und auch auszugsweisen  
Nachdrucks, der phono- und photomechanischen Reproduktion, Photokopie,  
Mikroverfilmung, Veröffentlichung im Internet sowie der Übersetzung und auch  
jeglicher anderen Aufzeichnung und Wiedergabe durch bestehende und künftige  
Medien vorbehalten.

Erstveröffentlichung September 2004

## **Über die Autorin**

Susan M. Watkins war früher als Journalistin, Feuilletonistin und Kolumnistin tätig. Sie ist Verfasserin von fünf Büchern, darunter auch *Im Dialog mit Seth* und *Was für ein Zufall!* Sie lebt und arbeitet im Norden des Staates New York.

**Ebenfalls von Susan M. Watkins  
im Seth-Verlag erschienen**

Im Dialog mit Seth, Bände 1 und 2



*Im Andenken an Tim Hilts*

# DANK

Obwohl Schriftstellerinnen und Schriftsteller ihr Werk letzten Endes in einer gewissen Abgeschlossenheit gestalten, sind sie nie wirklich allein.

Unermüdlich arbeitet Mary Dillmann in den Jane Roberts-Archiven der Universität Yale in New Haven, Connecticut, USA. Sie durchforschte und kopierte größere Abschnitte von Material, das Robert F. Butts mir freundlicherweise erlaubte, nach meinen eigenen Wünschen zu verwenden.

Ich bin all jenen dankbar, die mir Träume über und Erinnerungen an Jane Roberts sandten; die offenen Antworten zeigten mir, dass meine eigenen Erinnerungen auch für einen größeren Kreis wertvoll sein würden.

Susan Thornton und Barbara Coultry haben während vieler Jahre Anteil am Prozess meines Schreibens genommen. Sie haben es nie unterlassen, mich mit Empathie und Zustimmung zu unterstützen und dafür stehe ich in ihrer Schuld. Die Herausgeberin Susan Ray setzte ihre großen organisatorischen Fähigkeiten für ein Manuskript ein, das ursprünglich in alle Richtungen mäanderte, wie es Erinnerungen so an sich haben. Und mein Cousin, Mike Young, hat mir immer geholfen, mit weiseren Augen durch viele dunkle Spiegel zu blicken.

Susan M. Watkins

## ***Der Tod folgt***

*Der Tod folgt.  
Ich höre seinen Schritt auf der Treppe.  
Und die Geburt wartet,  
Und hinter diesem Tod und hinter dieser Geburt  
Eine Million Türen,  
Die sich öffnen und schließen werden,  
Die mein Bild durchschreiten muss.*

*Stets folgt einer nach,  
Und einer wartet und keiner wird vergessen.  
Denn das Ende wird den Beginn überschatten,  
Und der Schatten des Felsens ist der Fels.  
Dieser Moment ist ewig, schwebend über unserem Traum.  
Eine Million Jahre werde ich geboren und kenne kein Grab.*

*Jane Roberts  
17. November 1954*



Janes Vater fotografierte sie im Jahre 1951, als sie 22 war. Drei Jahre später lernte sie Robert F. Butts kennen.

# EINFÜHRUNG

## *Erinnerungen, Memoiren und etwas dazwischen*

Erinnerungen sind ungebärdige Geschöpfe und Memoiren neigen dazu, deren zweifelhafte Nachkommen zu sein. Du entscheidest dich, über die Vergangenheit zu schreiben und plötzlich zerfallen alle jene Szenen, von denen du dachtest, dass sie dort unzerstörbar auf dich warten, bei deiner Berührung in tausend Bilder, die sich wieder zu neuen Verbindungen zusammenfügen und vermischen, Verbindungen, die dir nie aufgefallen wären oder denen du nie begegnet wärest, wenn du dich nicht auf diesen abwegigen Versuch eingelassen hättest, sie in irgendeine erzählende Form zu bringen.

Du hättest dir sogar zu Beginn dieses Unternehmens vorstellen können, dass es eine einfache Aufgabe sein würde, denn ihr beide, sowohl du wie auch das Objekt deiner Retrospektive, waren eingefleischte Tagebuchschreiberinnen, aber damit wärest du völlig falsch gelegen. Bald entdeckst du nämlich, dass das, was Tagebücher vermitteln, keine Beweise deiner Erinnerungen sind, sondern eine andere Gruppe von Erinnerungen – Eindringlinge, die aus völlig anderen Räumen hereinschlittern, die jede Szene und jede Unterhaltung in deinem Kopf durch endlose Abwandlungen verkomplizieren, bis du am Ende bei einer Art glibberiger Mischung landest, deren Form, wie du dann mit etlicher Verzweiflung feststellst, niemals aufhört, sich immer wieder anders zusammenzufügen, sogar nachdem du deine Geschichte längst abgeschlossen und hinter dir gelassen hast.

Die Idee für diese Memoiren tauchte 1994 in einem klaren goldenen Moment in mir auf, während ich an meinem Schreibtisch saß und ein ramponiertes altes Exemplar von Jacques Vallees *Dimensions: A Casebook of Alien Contact*<sup>1</sup> las. Das Buch ist eine Sammlung bemerkenswerter, manchmal erschreckender Erlebnisse aus der Vergangenheit, die von Vallee als anekdotische Beweise für Begegnungen mit UFOs oder Außerirdischen zusammengestellt wurden. Diese so genannte Entführungsliteratur zieht mich eigentlich nicht sonderlich an, aber ich entdeckte das Buch auf einem Flohmarkt in einer Garage, kurz nachdem ich meiner Begleiterin über meine Sichtung eines UFOs 1960 erzählt hatte; mit fünfzehn, am helllichten Tag in Webbs Mills, New York, dem kleinen Weiler

südlich von Elmira, in dem ich aufgewachsen war. Und dann fand ich das Buch bei unserem nächsten Stopp – genau jene Art Zufall, die Jane Roberts und ich in ihrer ASW-Klasse<sup>2</sup> jeweils so gerne zerlegt hatten; deswegen und dazu noch für nur zehn Cents – wer hätte da widerstehen können?

Was mich jedoch mehr als die UFO-Geschichten beschäftigte, war der gemeinsame rote Faden über die atemberaubenden Bewusstseinsveränderungen im Zusammenhang mit den Erlebnissen – Gefühle des Verlassens des Körpers, des Fliegens durch die Luft oder des „Vom-Wind-Getragenwerdens“ und des Erhaltens von „erstaunlichen und neuen Einsichten über die Natur der Realität“, die daraufhin tiefe Lebensveränderungen nach sich zogen. Ich identifizierte mich mit diesen Beschreibungen aus verschiedenen Gründen, einschließlich auch meiner eigenen lebhaften Flugträume und anderer seltsamer Abenteuer, aber noch mehr als das erinnerten sie mich stark an Janes Beschreibung ihres ersten „übersinnlichen“ Erlebnisses 1963, das dann zu *Das physische Universum als Gedankenkonstruktion* führte... jenes Gefühl des Fliegens durch den Raum, während sich von scheinbar nirgendwoher eine Lawine von „radikalen neuen Ideen“ über die Natur der Realität in ihren Kopf ergoss...

...als ob die physische Welt wirklich dünn wie Seidenpapier wäre und unendlich viele Dimensionen der Realität verberge und als ob ich plötzlich mit einem laut knallenden Geräusch des Zerreißens durch das Seidenpapier hindurchgeschleudert würde... Mein Körper befand sich am Tisch, meine Hand schrieb wie wild die Gedanken aufs Papier, die mir durch den Kopf blitzten. Und doch schien ich gleichzeitig an einem anderen Ort zu sein, durch Dinge hindurchzureisen... Ich hatte das Gefühl, als würde Wissen in die Zellen meines Körpers eingepflanzt, sodass ich es nicht vergessen konnte – ein zutiefst inneres Wissen, eine biologische Spiritualität...

Ich hatte diese Absätze (aus dem *Seth-Material*<sup>3</sup>) über ein Dutzend Mal gelesen (sie sind etwas vom Schönsten, was Jane je geschrieben hat) und stets faszinierten sie mich aufs Neue – möglicherweise spürte ich eine kleine Nachempfindung dessen, wie sich ihr Erlebnis angefühlt hatte. Und an jenem Herbsttag, als ich Vallees Buch las, kamen mir immer wieder Janes Worte in den Sinn, wie eine Art Hintergrundgeschichte jener aufrüttelnden Ähnlichkeiten zwischen ihren Erfahrungen und jenen von Vallees Erzählern – und der tief greifenden Unterschiede bei der Interpretation dieser Erlebnisse.

Ich dachte bei mir, wie begnadet doch Jane mit ihrem Talent gewesen war.

Begnadet in der Art, wie sie die kombinierte Stärke ihres Intellekts und ihrer Intuitionen einsetzte, um neue Definitionen für außerordentliche Erfahrungen zu entdecken. Wie begnadet und bemerkenswert sie doch war, wie mutig und wie störrisch – denn durch eine merkwürdige Laune der Kultur ist eine Entführung durch Außerirdische akzeptabler (und irgendwie einfacher zu erklären) als das Schmieden eines völlig neuen und eigenständigen Gedankenkomplexes durch die Matrix einer Trancepersönlichkeit, eines Gedankenkomplexes, in dem wir alle mit unseren Glaubenssätzen und Erwartungen wortwörtlich unsere eigene Realität erschaffen.

Ein Jammer, dachte ich, dass die Leserinnen und Leser der Seth-Bücher diesbezüglich nicht mehr über Jane als Person wussten – denn wie auch immer man die Seth-Persönlichkeit kategorisierte, so war es doch Jane gewesen, deren Fähigkeiten ihr die Stimme verliehen hatten.

An diesem Punkt spürte ich, jedoch ohne eine spezielle Dringlichkeit, den Impuls, die Passage über die Gedankenkonstruktionen nochmals zu lesen, um nachzusehen, welche anderen Details noch übereinstimmen könnten. Ich stand auf und ging zum Regal, wo Janes Bücher standen, und streckte die Hand nach meinem alten Exemplar von Das Seth-Material aus, das Jane vor so langer Zeit für mich signiert hatte.

Ich legte meine Hand auf den brüchigen Buchrücken.

In diesem Moment formte sich, als wäre es eine Reaktion auf meine Berührung, eine glänzende gelbe... *Kugel* direkt aus dem Raum oberhalb des Buches auf dem Regal. In winzigsten Tausendstelsekunden, in weniger als der Zeit, die ich brauchte, um zu registrieren, was ich überhaupt sah, dehnte sie sich wie eine polierte Seifenblase vor meinem Gesicht aus, glühte heller und heller, bis sie plötzlich und abrupt verschwand. Nur einen ganz kurzen Moment schien der Raum, dort wo sie gewesen war, mit einem eigenen Leben zu vibrieren. Dann war sie weg.

Ich schaute mich blinzeln um. Was war denn *das*? Ich hielt immer noch Vallees Buch in meiner Hand.

Eine gelbfarbene Kugel, die aus einem Buch von Jane herauskam, eh? Genau in dem Moment, als ich über seltsame Kugeln am Himmel las – oder nachdachte? Über Janes Erlebnis mit der *Gedankenkonstruktion*? Über das UFO, das ich vor Jahren gesehen hatte?

„Es steht in Verbindung mit einem Ereignis in einer Zeit, die du als deine Zukunft betrachtetest“, hatte mir Seth in der ASW-Gruppe zu diesem Objekt gesagt, „und etwas von deinem zukünftigen Verständnis hat damit zu tun, wie du dieses bestimmte Ereignis in deiner Vergangenheit wahrgenommen hast... Es war sozusagen ein Zeichen, das von einem zukünftigen Selbst in die

Vergangenheit gesandt wurde.“

Hmmm, sinnierte ich, wie interessant, dass ich genau jetzt daran denke – obwohl es natürlich irgendwie schon passte... und dann knallte mir das so genannte Aufderhandliegende aus der unsichtbaren Welt eins über den Kopf (wie es das so oft tut): Warum nicht ein Buch über die Erinnerungen an Jane Roberts schreiben?<sup>4</sup>

Was für eine Idee, dachte ich – was für eine Wahnsinnsidee! Ja, das war es tatsächlich. Und sie entsetzte mich.

Gute Freundin oder nicht, eine großartige Buchidee oder nicht - ein Buch über Jane ließ in mir jenes unangenehme Gefühl aus der Zeit der *Im Dialog mit Seth* wieder auftauchen, dass ich mich selbst für immer und ewig dazu verdammt hatte, am Rockzipfel von jemand anderem zu hängen, statt selbst kreativ zu sein, ein Thema, das schon zu Janes Lebzeiten bis zu einem gewissen Grad zwischen uns präsent gewesen war. Andererseits spürte ich eine Verpflichtung, eine leidenschaftliche Verpflichtung, etwas von dieser komplexen Persönlichkeit, die sie gewesen war, zu vermitteln und zu bewahren und zu ihren Gunsten mit der widerwärtigen Wahrnehmung von ihr als passivem „Kanal“ aufzuräumen, und so nicht nur für Jane einzustehen, sondern auch für die vielfältige und komplizierte Mischung von Charaktereigenschaften, aus denen wir alle bestehen. Zudem hatte ich schon immer geplant, das Konzept der Gegenbilder, so wie es theoretisch auf Jane und mich zutraf, zu erforschen und damit einige seiner anwendbaren Mechanismen aufzuzeigen. Zwischen uns, so schien es mir, lag ein reicher und förderungsreifer Schatz über die Natur der Persönlichkeit und über die Nuancen der individuellen Ziele, um derentwillen man diese Welt überhaupt betrat.

Wie ursprünglich in *Seth und die Wirklichkeit der Psyche*<sup>5</sup> vorgestellt, bedeutet die Gegenbild-Idee, dass jede und jeder von uns neurologisch und psychisch mit anderen verbunden ist, die in ungefähr der gleichen Zeitperiode leben und verwandte Interessensgebiete oder Lebensthemen erforschen. Gegenbilder entspringen der gleichen Wesenheit oder dem gleichen Ursprungselbst, das auf diese Art Erfahrungen von vielen gleichzeitigen Standpunkten gewinnt. Unter vielen anderen faszinierenden Beispielen solcher Beziehungen, die zu jener Zeit vorgeschlagen wurden, waren Jane und Rob (wie zu erwarten war) und Jane und ich. Das stimmte sofort für uns beide, als es 1974 zum ersten Mal erwähnt wurde, aber sie und ich sprachen persönlich nur ein- oder zweimal darüber – es war ein merkwürdig peinliches Thema für uns, zum Teil, weil es uns irgendwie verlegen machte, auf die gleiche Art wie uns der Gedanke an Reinkarnation verlegen machte; es war einfach irgendwie zu simpel, zu New Age-mäßig, um ernsthaft studiert und erforscht zu werden. Mich allzu sehr damit zu beschäftigen, erschien mir immer wie eine Selbstglorifizierung,



wie die Aneignung einer Art Insiderstellung mit Jane, die es in dieser Art nicht gab. Aber ein wirksames Beispiel von Gegenbildern, so wie es in Janes *Überseele Sieben*-Büchern in romanhafter Form beschrieben wird, könnte einen Schlüssel zu Entdeckungen über die Psyche im Allgemeinen liefern.

Na dann nichts wie los und alles riskiert. Ein erstes Problem lag in meiner Annahme, diese Aufgabe lösen zu können, indem ich einfach nur alle Erinnerungen von Fans und Freunden zu einem schönen literarischen Gericht zu arrangieren brauchte und dann meine Arbeit erledigt hätte. Ich war nämlich nicht so sicher, ob meine Erinnerungen an Jane gut genug waren – eventuell nicht einmal vertrauenswürdig genug. 1994 war es schon zehn Jahre her, seit sie gestorben war und, so sagte ich mir selbst, Erinnerungen verformen und verzerren sich von Minute zu Minute. Tatsache war jedoch, dass ich mich vor meinen eigenen Erinnerungen fürchtete. Vielleicht waren sie sogar ein wenig zu vertrauenswürdig.

Andere ließen sich nicht, wie ich befürchtet hatte, gleichermaßen einschüchtern. Mit minimalster Anstrengung und ein paar Anzeigen sammelte ich in wenigen Monaten massenweise Material, unter anderem witzige Kommentare, merkwürdige Konversationen, Ratschläge von Jane, die für die jeweiligen Empfänger alles bedeutet hatten, Seiten und Seiten von Träumen über sie vor und nach ihrem Tod im Jahre 1984, Kopien von auf Band aufgenommenen Kommentaren und Interviews und so weiter und so weiter – sogar ein vollständiges, von unserer gemeinsamen Freundin Debbie Harris verfasstes Tagebuch. Debbie war 1980 nur nach Elmira gezogen, um Jane zu treffen und hatte sie dann in den letzten Monaten fast täglich im Krankenhaus besucht. Schließlich füllte das „Jane-Material“ zwei große Kartonschachteln und mehrere dicke Hängemappen<sup>6</sup>. Mensch, dachte ich, das ist ein Klacks, das hab‘ ich doch im Nu beisammen.

Aber das war‘ s dann eben nicht. Bei weitem nicht. Als ich die vielen Seiten von Anekdoten durchlas, begann ich zu vermuten, dass irgendetwas mit dieser Strategie von Grund auf falsch war. Es dauerte eine Weile, bis ich es mir selber eingestand, aber es gab kein Entrinnen: Für sich selbst gesehen waren die Berichte umwerfend – rührend, komisch, verständnisvoll, genau das, was ich mir eigentlich erhofft hatte – ,aber was hier zusammengefasst vor mir lag, war *Das Buch der Heiligen Jane*, mit rosarotem Zuckerguss darauf. Mit ein paar wenigen Ausnahmen wurde sie von allen herzlich geliebt, es wurde in epischer Breite von ihr geträumt und wortgewaltig von ihrer fantastischen Güte und von ihrem Licht geschwärmt, sodass sogar ihre aufrührerische Respektlosigkeit seltsam flach erschien. Auch ich hatte Jane geliebt, und einige meiner eigenen Träume von ihr waren ziemlich episch gewesen; zweifellos war sie auch eine gute und

einfühlsame Person gewesen, aber wenn man nur diese eine Seite betrachtete, verkam die Summe aller dieser Erinnerungen zu einem süßlichen Schmalzblättchen, das sogar Jane selbst zum Würgen gebracht hätte (und sicher auch viele ihrer Leserinnen und Leser).

So nahm ich widerstrebend zur Kenntnis, dass ich meine eigenen Gedächtnisspeicher öffnen und hier eine Art Gleichgewicht herstellen musste – oder zumindest eine gewisse Erdigkeit; irgendetwas in dieser Richtung. Diese Erkenntnis verursachte mir beträchtliche Sorgen und unter anderem auch die Angst, etwas zu sagen, das ich eigentlich nicht sagen sollte, die Gefühle ihres Mannes Rob Butts zu verletzen oder unabsichtlich eine so genannte rauchende Pistole zu fabrizieren, die gar nicht existierte – immerhin würde ich selbst es gar nicht schätzen, wenn irgendetwas spontane Bemerkungen und Stimmungen *meines* Lebens als Vorwand nähme, um Bedeutungen hineinzuzinterpretieren, die ich gar nie beabsichtigt hatte. Zudem wusste ich, dass ich einige demütigende Details über mich selbst aufdecken und über nicht gar so schmeichelhafte Momente aus unser aller Leben würde sprechen müssen. Meine Erinnerungen an Jane sind durchmischt und schwierig wie die Erinnerungen von Mutter und Tochter, die nie so genau damit zurechtgekommen sind, wer sie eigentlich waren, entweder füreinander oder für sich selbst. Und wie bei lange verstorbenen Eltern können Erinnerungen, wenn man nicht vorsichtig genug ist, nur allzu gut mit dem Bedürfnis nach Zustimmung verschmelzen oder damit, dass die Lebenden das letzte Wort haben.

In seiner eigenen Biographie sagt Gore Vidal unter anderem: „Sogar ein träges Gedächtnis neigt dazu, das Bedeutungsvollste richtig zu übermitteln“. Und hier war alles von Bedeutung; jedes Wort und jeder Moment in jener Matrix von Zeit und Raum; es ist immer so, und wir verstehen es nie ganz, bis sie sich unwiderruflich von uns entfernt hat und nur noch in Gedanken und in Träumen besucht werden kann.

Alles in allem war daher das Schreiben dieser Erinnerungen ein ruheloses Nachdenken. Meine Erinnerung ist die unschuldige Stimme meiner Vergangenheit, so wie sie sich durch die Gegenwart ausdrückt; aber die Gegenwart kann gar nicht anders, als meine Wahrnehmungen zu verändern und Brennpunkte zu erschaffen, die nicht existierten. Ich muss daher vorsichtig und weise sein und dabei trotzdem naiv bleiben. Auch wenn ich mir von Jane mehr wünschte als das, was damals aus welchen Gründen auch immer nur möglich war, muss ich nun sowohl die schwierigen Aspekte zwischen uns als auch die vielen schönen Zeiten anerkennen und mir vorstellen, dass Jane die Ironie dabei sicher zu schätzen wüsste, dass ich nun diejenige bin, die ihre Papiere durchliest und versucht, sich mit allen unseren zusammengetragenen Erinnerungen nicht

auf die Nachlässigen oder auf die Toten zu verlassen.

# KAPITEL 1

## *Niemand hat mich das je gefragt*

An einem prächtigen Herbsttag im Oktober 1994 sitze ich mit meiner Freundin Debbie Harris in einem Straßencafé im Städtchen Watkins Glen, New York, und trinke Cappuccino. Die Luft ist frisch und klar, eine kühle Brise weht vom nahen Seneca Lake zu uns herüber. Kleine Gruppen von Touristen spazieren durch das Stadtzentrum und schauen sich die Läden an. Wie es sich herausstellen sollte, kam mir der Gedanke, eine Biographie von Jane Roberts zusammenzustellen und dabei die gesammelten Erinnerungen und Träume von anderen zu verwenden, ironischerweise genau an jenem Morgen in den Sinn. Die Idee erfüllt mich nun mit einer solchen Wucht, dass ich das Gefühl habe, als ob ich nächstens zerspringen würde. Bereits habe ich Debbie überredet, mir ihre Tagebucheintragungen jener Wochen, in denen sie Jane im Spital besuchte, zu überlassen. Das geht im Handumdrehen, denke ich mir, kinderleicht wird das sein.

In genau diesem Moment, wie auf ein Stichwort, löst sich eine Frau aus einer Dreiergruppe und nähert sich unserem Tisch. Sie ist ungefähr Ende Dreißig, hübsch, schlank, mit dunkelblondem Haar, und sie schaut mir mit großen Augen und einem erwartungsvollen Ausdruck direkt ins Gesicht.

Irgendwo in meinem Kopf springt eine Alarmglocke an.

Sie fragt mich, ob ich Sue Watkins sei. Falls sie auch ihren eigenen Namen genannt hat, erinnere ich mich nicht mehr daran. Sobald ich widerstrebend bejahe, lehnt sie sich zu mir hinüber und flüstert: „Kennen sie Abraham?“

Ich überlege... Abraham? Abraham...

– Lincoln?

– Der aus dem Alten Testament?

– Eine lokale Größe?

– Eine Rock-’n’-Roll-Melodie?

Nichts davon ergibt einen Sinn. So schlucke ich den Köder und frage, wer denn dieser Abraham sei? Und nun wird ihre Stimme bedeutungsschwer.

„Abraham ist der Name einer Gruppe von Wesenheiten, die durch einige Leute drüben in Ithaca sprechen,“ erklärt sie mir. „Und was wir alle brennend gern wissen möchten ist, wo Seth nun hingegangen ist, da Jane ja gestorben ist?“

Schweigend denke ich nach... Oh Mist. Erinnerungen, Verschwimmerungen.

Ver-giss es.

Wenn ich nun daran zurückdenke, wird mir klar, dass die Frage der Frau eigentlich harmlos war... nehme ich mal an. Aber an jenem Cafétisch, an jenem Nachmittag, als nicht nur mein Dreidollar-Cappuccino, sondern auch meine neue Buchidee langsam erkaltete, war ich nicht so großmütig mit meiner Antwort.

Ich sage zu ihr – etwas schneidend, fürchte ich: „Wissen Sie, niemand fragt mich je, wo Jane denn hingegangen ist, nun da Jane gestorben ist.“ Und die Frau starrt mich einfach nur an, deshalb füge ich mit einem sarkastischen Unterton hinzu: „Wohin gingen Picassos Bilder, nachdem er gestorben war? Haben sie sich das je überlegt?“

Sie geht einen Schritt zurück und blickt sich nach ihren Freundinnen um, die vor einem Schaufenster stehen geblieben sind. Ich lehne mich über den Tisch und stehe halb aus meinem Stuhl auf. „Es ist mir ernst,“ sage ich und fauche sie dabei fast an. „Diese Frage war ernst gemeint. Wohin glauben sie, sind Picassos Bilder gegangen, nachdem er gestorben war? Wohin denn bloß?“

Damit verändert sich ihr Ausdruck drastisch; ihr Gesicht versteinert sich und schon schäme ich mich ein bisschen... ein kleines bisschen. „Ich war mir nicht bewusst, dass er unvollendete Bilder hatte,“ sagt sie. Ihre Stimme ist nun etwa so kühl wie der Wind vom Seeufer.

„Was ich sagen will ist, dass Seth ein Meisterwerk der Kunst war – Janes Kunst,“ sage ich. „Sie machte dieses Kunstwerk erst möglich.“

„Aber Seth muss doch irgendwo sein!“, beharrt die Frau. „Er sollte doch jetzt durch jemand anderen sprechen!“

„Vergessen Sie es,“ schnaube ich, aufs Neue angewidert. „Jane war nicht nur ein Stück Fleisch, das von Seth für seine eigenen ruchlosen Zwecke belebt wurde! Wenn dem so wäre, warum hätte er dann nicht gleich ein richtiges Stück Fleisch genommen – weniger mühsam! Keine Diskussionen! Braucht keinen Schlaf!“

„Nun, diese Wesenheiten werden uns sagen, wo Seth ist,“ informiert sie mich in einem Ton, der fast so schneidend und daher gar nicht so sehr verschieden von meinem eigenen ist. Voller Enttäuschung – diese Sue Watkins ist ja wirklich ein engstirniger Quatschkopf – wendet sie sich von mir ab und geht auf ihre Freundinnen zu, und alle verschwinden um die Ecke, ohne sich auch nur einmal umzusehen.

„Das war wirklich ein Schauspiel,“ sagt Debbie, die mich nicht direkt anschaut.

„War ich zu gemein?“

Debbie zögert ein wenig und entscheidet sich dann zu flunkern. „Nein, ich glaube nicht,“ sagt sie. „Nein, du warst gar nicht so schlecht. Nicht eigentlich.“

Nicht sehr.“

Später, als ich darüber nachdachte, hatte ich ein schlechtes Gewissen meines Tons wegen (nicht aber meiner Worte wegen). Die Frau suchte ja nur nach ihrem eigenen Weg, wie wir alle es tun müssen. Und es war schon seltsam genug, dass mir während der ganzen katastrophalen Unterhaltung immer wieder das Bild von Jane aus der ASW-Klasse in den Sinn kam: Wie sie in ihrem Stuhl saß, mit einem Glas Wein und (noch viel öfter) mit einer Zigarette in der Hand und wie sie von ernsthaften Menschen umringt und bedrängt wurde, die erfüllt waren von der Hoffnung auf Seths Erscheinen und seiner Enthüllung wundersamer Geheimnisse. Ich sollte es ja wissen. Ich hatte ja oft genug genau das Gleiche getan.

Ein Teil von mir war wütend über diese ganze Café-Episode, aber ein Teil von mir hatte sie auch genossen. Trotz unseres gegenseitigen Grolls über das Ergebnis, hatten diese Frau und ich dieses Treffen aus unseren eigenen Gründen gesucht. Zumindest wollten wir... nun ja, versuchten wir... etwas Ursprüngliches und letzten Endes Unerklärliches über die Natur des Universums auszutauschen. Vielleicht<sup>1</sup>. Zudem war sie nicht aus dem Nichts gekommen, ohne Verbindung zum Moment. Wir hatten auf irgendeiner Ebene aufeinander reagiert, bevor eine von uns auch nur ein Wort gesagt hatte, und auf irgendeine Art hatten wir dann beide die schlimmsten Erwartungen der anderen über die so genannte „psychische“ Arena ausgedrückt. Eine gewiefte und listige Antwort aus dem Universum – aus dem Spiegel unserer Selbst.

Jane hatte oft gesagt: „Ich spreche für den Seth in euch allen.“ Sie hatte Recht.

\* \* \* \*

Ich traf Jane Roberts zum ersten Mal im Dezember 1963, obwohl mir das damals gar nicht bewusst war. Mit 19 im ersten Semester an der Universität von Syracuse, langweilte ich mich bereits und fühlte ich mich unsicher in einer zunehmend zusammenhangsloseren Welt; statt für die Examen zu lernen, griff ich nach einer Sciencefiction-Anthologie von Rod Serling und tauchte sofort in eine der Geschichten, *Die Kastanienkette*, ein. Es war eine Geschichte, die ich nie vergessen sollte, eine Geschichte, die, wie deren Autorin – Jane Roberts – und ich später herausfanden, das vorausblickende Wissen einer zukünftigen Beziehung zwischen uns beiden enthielt. Das erste Mal, als wir uns dann tatsächlich persönlich trafen, war 1967, an einer wilden Silvesterparty, die sie und Rob in ihrer kleinen Wohnung in meiner Heimatstadt Elmira, New York, schmissen. Ich war dort mit meinem Gay-Freund Dan Stimmerman, der mich seit Wochen gedrängt hatte, doch endlich mit ihm zu Jane Roberts zu gehen und

diese Frau zu treffen, die, so sagte er, für den Geist eines Toten spreche. (Zuerst weigerte ich mich und dachte „Na ja. Ächz.“) Damals hatte Jane bereits seit fast vier Jahren für Seth gesprochen und ein Buch über die Entwicklung der ASW-Fähigkeiten veröffentlicht, von dem ich nicht einmal wusste, dass es existierte. (Deutsche Ausgabe: *Der Weg zu Seth*)

Jane und ich sagten an jenem Abend nichts Bedeutungsvolles zueinander, obwohl ich mich deutlich an sie erinnere – sie brüllte in voller Lautstärke gewagte Witze durch den Raum, erzählte zum Schreien komische Geschichten, rauchte wie ein Schlot, trank jede Menge billigen Rotwein und behielt trotzdem die klare Übersicht über alle Bemerkungen, die von wem auch immer gemacht wurden, einschließlich ihrer eigenen – eine Leistung, die mich außerordentlich beeindruckte.

Klein und dunkelhaarig, in einem schwarzen Rollkragenpullover und in Jeans, genoss es Jane, vor dieser ganzen ungebärdigen Meute genau das zu tun und zu sagen, was sie, verdammt noch mal, wollte, zum offensichtlichen Vergnügen ihres adrett aussehenden Künstlertypen. Sie versuchte, mich in verschiedene Gespräche einzubeziehen, ohne Erfolg, was aber nicht ihre Schuld war. Ich war zweiundzwanzig, dick, ledig, heimlich schwanger, todunglücklich. Um Mitternacht küsste Dan mich keusch auf die Lippen und machte irgendeine abwegige Ankündigung, dass wir nun Schwestern wären. Am nächsten Tag packte ich meine Besitztümer in mein Auto und verließ das Haus meiner Eltern, um nach Martha's Vineyard zu gehen – allein, an einen Ort, den ich überhaupt nicht kannte, ohne Pläne und ohne auch nur die geringste Idee zu haben, was ich tun würde, wenn ich dort ankäme. Ich wusste nur, dass ich weg musste und verließ mich voller Überheblichkeit auf mein Schreibtalent und auf meine journalistische Ausbildung, womit ich mich schon irgendwie würde durchschlagen können.

Ich blieb dann doch nicht so lange weg und kehrte im Herbst 1968 nach Elmira zurück. Mein Geheimnis war noch immer intakt – nicht einmal meine Eltern wussten, dass ich damals ein Kind bekommen und es zur Adoption freigegeben hatte. Noch heute verstehe ich nicht genau, weshalb ich Martha's Vineyard wieder verließ, jenen magischen Ort, wo ich ein neues Leben begonnen und bei der *Gazette* für den berühmten Herausgeber Henry Beetle Hough gearbeitet hatte. Ich weiß nur, dass ich einen riesigen, unwiderstehlichen Drang fühlte, nach Hause zurückzukehren, als ob dort irgendetwas von immenser Wichtigkeit wäre, das ich tun musste und dass dies meine letzte Gelegenheit wäre, es zu tun.

Ich trat eine Stelle als Assistenzlehrerin in der Cornell-Universität an, die ich jedoch schon schnell zu verabscheuen begann, und auf Dans Drängen hin fragte

ich Jane, ob ich an ihrer ASW-Klasse teilnehmen könne, die sie schon seit einigen Jahren durchführte. Dort und an den Freitagabenden in Janes und Robs Wohnung, wo Ideen über die Natur der Realität den Raum durchtosten wie ein wilder Sturmwind, wo Seth so einfach an den Unterhaltungen teilnahm wie der Geist eines weisen alten Onkels, der durch die Küchentüre hereinkam – dort begannen Jane und ich unsere nicht immer leichte Freundschaft und dort schlug Rob auch vor, dass ich ein Buch über ihre ASW-Klasse schreiben sollte. Dort zerriss das Gewebe des Universums mit einem lauten und unwiderruflichen Knall, und Jane und Rob und alle anderen, die in ihrer Wohnung ein und aus gingen, begannen über den unglaublichen Gedanken zu diskutieren, dass buchstäblich jede und jeder von uns, von der Geburt bis zum Tod und darüber hinaus, jene Realität, die wir kennen, ständig und mit ureigener Absicht selbst erschaffen.

Das letzte Mal, als ich Jane Roberts sah, war am 2. September 1984 im St. Joseph-Krankenhaus in Elmira. Ich hatte sie in den anderthalb letzten Jahren ihres Lebens, die sie dort verbrachte, nur sehr wenige Male besucht. Alle um mich herum, so schien es mir – Eltern, Verwandte, Freundinnen und Freunde – verschwanden in jenen Jahren hinter den Pforten von Krankenhäusern. Rob trat aus dem Zimmer, als ich anklopfte. Jane habe aufgehört zu essen, erklärte er, und man ernähre sie nicht intravenös. „Es ist gut, wenn du innerlich vorbereitet bist,“ sagte er, und ich glaube, das war ich auch. Jane lag nackt und unbedeckt auf dem Bett, auf der Seite zusammengerollt, wie ein Fötus, leuchtende Haut gespannt über schmalen Knochen. Sie schien so gewichtslos und so durchsichtig zu sein wie eine abgelegte Insektenhaut auf der Borke eines Baumes.

Ich ging zu ihr hin, streichelte ihren Kopf und begrüßte sie. „Oh, gib dir keine Mühe, mich anzufassen“, sagte Jane, aber ich glaube, sie genoss es. Sie war so dünn – nur Knochen und dunkle Augen. Ich hatte nicht gewusst, dass es möglich war, so dünn und dabei immer noch lebendig zu sein.

An diesem letzten Tag, wie am ersten, sagten wir nichts Bedeutungsvolles zueinander; der Besuch war kurz. Als ich aufstand, um zu gehen, streichelte ich wieder ihren Kopf und sagte: „Goodbye Jane.“ Ich hatte eigentlich nicht vorgehabt, es so zu sagen, aber die Tatsache ihres nahen Todes hing klar und deutlich und unvermeidbar über uns in der warmen Krankenhausluft. Auf eine seltsame Art war es wie beim ersten Mal, als wir uns vor vielen Jahren getroffen hatten, nur umgekehrt: Beide Male trug eine von uns ein anderes, geheimnisvolles Leben tief in sich selbst, das darauf wartete, geboren zu werden.

Aber damit hatte ich ihr altes trotziges Selbst geweckt: „Hei, was soll das, Sue, so musst du mir nicht Goodbye sagen,“ zischte sie.

Ich wagte damals nicht, weder sie noch Rob anzuschauen. Halb abgedreht, im



Blickwinkel den sanften Glanz ihrer perlmuttfarbenen Haut, hell wie das Licht der Träume, sagte ich: „Oh, ich meinte nur, dass ich dich wieder sehen werde, mach dir keine Sorgen.“ Und dabei dachte ich, was sage ich denn da? Aber ich wusste, was ich sagte, und auch Jane wusste es. Und so gab es nichts mehr zu sagen und ich ging weg. Sie starb drei Tage später, am 5. September, und sie unternahm diese Reise, die wir alle unternehmen müssen, allein, ohne Plan, ohne zu wissen, was wir finden werden, wenn wir dort ankommen, uns darauf verlassend, dass uns der während unserer Lebenszeit erworbene Glaube dabei unterstützen und begleiten wird.



Jane als siebenjähriges Kind in Saratoga Springs, NY. „Am einen Tag sagte mir meine Mutter, dass sie mich liebe und am nächsten schrie sie, es tue ihr leid, mich jemals geboren zu haben – dass ich ihr Leben ruiniert habe.“ (Foto: Robert F. Butts)

## KAPITEL 2

### *Ein Leben im Kopf*

Dorothy Jane Roberts wurde am 8. Mai 1929 in Saratoga Springs, New York, als einziges Kind von Delmar und Marie Burdo Roberts in Lebensumstände hinein geboren, die an einen Roman von Charles Dickens erinnern. Ihre Eltern trennten sich, als sie noch ein Kleinkind war, und kurz darauf wurde ihre Mutter aufgrund einer rheumatischen Arthritis bettlägerig, die gleiche Krankheit, der auch Jane später erliegen würde. („Ich habe sie nie gehen sehen,“ erinnerte sich Jane später.) Aufgewachsen im katholischen Glauben, wurde Jane in ein von Nonnen geführtes Waisenhaus gesteckt, während ihre Mutter ins Spital musste. Jane lebte während fast zwei Jahren in diesem Waisenhaus. Die Nonnen hatten strenge Verhaltensregeln aufgestellt; unter anderem durfte nicht nackt geduscht werden, sondern die Mädchen mussten sich über ein baumwollenes „Duschhemd“ einseifen und waschen, und es war ihnen verboten, dabei ihren eigenen Körper zu berühren. „Natürlich“, fügte Jane jeweils beim Erzählen dieser Geschichte hinzu, „warfen wir alle einen Blick unter unsere Hemden, wann immer wir konnten.“

Dann schickte man Jane nach Hause, um für ihre verbitterte, invalide Mutter zu sorgen. Beide wurden von der Sozialhilfe unterstützt, und eine Reihe von Haushälterinnen wechselte sich bei ihnen ab, aber die Hauptlast von Mariens Pflege lag auf den Schultern der kleinen Jane. Ihr Leben war erfüllt von Kochen, Putzen, Waschen, nachts aufstehen, um den Kohleofen nachzuheizen, ihrer Mutter die Bettschüssel zu bringen und dabei einen endlosen Strom schrecklicher und von Psychoterror erfüllten Beschimpfungen zu erdulden. „Sie machte ihre zerbrochene Ehe für ihre körperliche Situation verantwortlich,“ schrieb Jane später, „und vermutlich auch meine Geburt.“ In einem Interview mit der *Elmira Star Gazette* 1973 sagt sie:

Meine Mutter war eine starke, dominante Frau, wahrscheinlich zu Tode verängstigt durch die Situation, in der sie sich befand. Sie war psychotisch, versuchte mehrmals sich umzubringen und erschreckte mich als Kind mit ihren Drohungen über alle Maßen... An einem Tag sagte sie zum Beispiel, dass sie mich liebe und am nächsten Tag schrie sie, dass sie bereue, mich je

geboren zu haben – dass ich ihr Leben ruiniert habe... Oft stopfte sie sich Watte in den Mund, hielt den Atem an und gab vor, tot zu sein, um mich zu erschrecken, als ich noch klein war. Manchmal sagte sie mir, eigentlich könne sie schon laufen und würde irgendwann einmal nachts aufstehen, das Gas andrehen und uns beide umbringen. Ich war jeweils völlig verängstigt... Und doch... sie ermutigte mich beim Schreiben und sagte mir, ich sei ein gutes Kind, und sie wisse nicht, weshalb sie sich so verhalte... aber dann geschah es trotzdem wieder.

„Schon früh,“ so schrieb Rob über ihr Aufwachsen, „begann Jane mit dem Muster, ihre Impulse zu unterdrücken, um zu vermeiden, sich gegen ihre schimpfende Mutter aufzulehnen.“ Trotzdem, inmitten von alledem und schon in ganz jungen Jahren, schrieb Jane Gedichte – „zuhause, in der Schule, irgendwo, überall und zu jeder Zeit,“ sagte Jane einmal. „Wenn ich auf der hinteren Veranda saß und Gedichte schrieb... fühlte ich mich unglaublich geborgen... und ich spürte auch, dass die Nachbarschaft erfüllt war von der magischen Stimme der Natur. Wenn ich Gedichte schrieb, schien das Universum mit mir zu sprechen. Manchmal antwortete ich, und in seltenen Momenten sprachen wir miteinander.“ (Ihre Gedichte wurden von den Nonnen des Waisenhauses als ketzerisch betrachtet, konfisziert und verbrannt.) Sogar schon mit fünf Jahren wusste sie, dass sie eine Schriftstellerin werden würde. Oder, wie sie jeweils feierlich allen Leuten verkündete: „Ich bin schon eine.“

Während ihre Kindheit eher schwierig war, war ihre Nachbarschaft erfüllt von Vitalität und bewohnt von einzigartigen Persönlichkeiten. „Ich hatte keine Vorbilder für die gesellschaftlich akzeptierte, konventionelle weibliche Rolle, was sicher ein Segen war,“ erinnert sich Jane in *Der Gott von Jane*. „Es gab in meinem Umfeld Frauen in rauen Mengen, aber nur wenig Männer... Alle Frauen, die ich kannte, taten etwas.“ Zudem war Saratoga damals ein Zentrum der kreativen Künste und Jane gelang es, in diesen Kreis hineinzukommen. „Als ich noch sehr jung war,“ erzählte Jane später einem Reporter, „nahm ich meine Gedichte mit nach Yaddo [eine Künstlergemeinschaft, die einen Landsitz in Saratoga besaß; d. Ü.], klopfte an die Hintertür des Herrschaftshauses und fragte, ob ein Dichter dort wäre, der meine Sachen lesen würde, weil sie wirklich gut seien. Sie nahmen sie mir ab, aber ich hörte natürlich nie wieder etwas von ihnen... Einmal gab mir jemand vom Personal ein Stück Kuchen und sagte mir, ich solle verschwinden.“ Als Jane ein Teenager war, wurde sie von Caroline Slade, einer damals bekannten Schriftstellerin, an Partys nach Yaddo mitgenommen, wo sich so bedeutende Persönlichkeiten wie Louis Untermeyer

und Adrienne Rich versammelten. „Ich bat Untermeyer, einige meiner Gedichte zu lesen – die ich natürlich immer bei mir hatte –, aber er sagte, er sei zu beschäftigt.“ Aber Jane ließ sich nicht abschrecken. Schon sehr früh war ihre Arbeit ihr ganz zentrales Thema. „Die Leute sagten mir jeweils, dass ich all diesen Kram über Gedichte und über Schriftstellerei vergessen würde, wenn ich erst einmal erwachsen sei, heiraten und Kinder haben würde,“ sagte sie. „Aber ich sagte ihnen, sie lägen falsch. Schon damals wusste ich, dass ich keine Kinder haben wollte, dass ich mein Leben meinem Werk widmen wollte – und dass das für mich das Wichtigste auf der Welt war.“<sup>1</sup>

In der letzten Klasse der Oberschule gewann Jane die Ehrenurkunde bei einem Gedichtwettbewerb, der vom *Scholastic Magazine* durchgeführt wurde, und sie erhielt dafür ein Stipendium für das Skidmore College in Saratoga. Nachdem sie im ersten Jahr von der Schule verwiesen wurde, weil sie an einer wilden Party im Haus eines Professors teilgenommen hatte („Alles, was ich getan hatte, war, dass ich Wein getrunken und Gedichte vorgelesen hatte – zumindest ich hatte nur das getan.“), brachte Jane ihre Mutter in ein Pflegeheim und verschwand mit ihrem Freund Walter Zeh auf dem Motorrad nach Kalifornien, um ihren Vater zu besuchen. Sie und Walter kehrten nach ein paar Monaten verheiratet nach Saratoga zurück („Wir hätten nicht gewagt, uns sonst in der Stadt zu zeigen.“) und Jane nahm verschiedene Stellen an, unter anderem eine als Redaktorin der Gesellschaftsseite der Saratoga-Zeitung und eine andere als Aufsichtsperson in einer Radiofabrik.

Dann, im Jahr 1953, als sie wieder einmal an einer Party „auf den Putz haute, sich die Nacht um die Ohren und über alle Stränge schlug“, traf sie Robert F. Butts, einen Künstler, der mit jemand anderem, den Jane kannte, am Mike Hammer Comic Strip arbeitete und der aus Jux an die Party gekommen war. Jane war 24 und verheiratet; Rob 34 und Junggeselle.

„Ich schaute ihn an und das war’s,“ sagte Jane Jahre später zu mir. „Nicht lange danach – das heißt, wir hatten uns weder geküsst noch berührt noch sonst irgendetwas – sagte ich zu ihm: ‚Ich verlasse diese Stadt und entweder gehe ich mit dir oder ohne dich, also entscheide dich.‘ Und Robbie fühlte das Gleiche und tat daher, was in solchen Fällen ehrenhafterweise getan werden musste, das heißt, er redete mit Walt und sagte ihm, dass wir weggehen wollten, und stell dir vor, Walt war erleichtert... Er hatte überhaupt nichts dagegen.“ Janes erste Heirat war platonisch gewesen – sie war noch Jungfrau, als sie Rob traf, das sagte sie uns viel später einmal in einer ASW-Klasse, als über „Geheimnisse“ geredet wurde. Sie und Rob fuhren nach Marathon, Florida, um Janes Scheidung einzureichen und heirateten am 27. Dezember 1954.

„Wir waren sehr verliebt,“ sagte Jane. „Aber zudem wussten wir beide, dass

wir unser ganzes Leben unserer Arbeit widmen wollten – er dem Malen und ich dem Schreiben – unabhängig davon, wohin uns das führen würde, und ob wir erfolgreich sein würden oder nicht.“

In einem bemerkenswerten Briefwechsel zwischen Rob und Walter Zeh, nach Janes Tod im Jahr 1984, gibt Walter in einem liebenswürdigen und zurückhaltenden Stil, der demjenigen Robs sehr ähnlich ist, einige faszinierende Details über Janes frühes Leben und über ihre Beziehung bekannt. Walter, der als Kind ebenfalls in einem Waisenhaus in Saratoga aufgewachsen war, traf Jane 1947 an einem Picknick. „Auf einmal, so schien es mir, wurde ich einer wunderschönen Frau mit den blauesten Augen und dem schwärzesten Haar vorgestellt, das ich je gesehen hatte,“ erinnert sich Walter:

Sie schien von einer inneren Schwingung erfüllt zu sein, und schon bald sprachen wir über die Vorteile verschiedener literarischer Werke, mit denen wir beide vertraut waren... Es ging nicht lange und ich wurde zu einem ständigen Besucher in ihrem Haus, wo ich nicht unwillkommen war, denn ich war Pianist und konnte daher Marie mit Musik, die sie bewunderte, unterhalten.

Marie Burdo Roberts... war, nach den Aussagen jener, die sie in früheren Jahren gekannt hatten, eine sehr schöne, glamouröse und außerordentlich fesselnde Persönlichkeit gewesen. Es war nicht schwer zu sehen, woher Janes Aussehen und ihre Intelligenz stammten... Marie war sehr wortgewandt, offensichtlich belesen (ihre Bettlägerigkeit gab ihr viel Gelegenheit dazu) und immer sehr anspruchsvoll... Sie war die „Königin“. Wenn ich dort war, musste Jane mich gewöhnlich bitten, das Haus zu verlassen, wenn Bettschüssel- und Bettenmach-Zeiten angesagt waren... Direkt hinter dem „Schlafzimmer“ war die Küche, wo Jane alle ihre eigenen und die Mahlzeiten ihrer Mutter zubereitete. Man muss sich vor Augen halten, dass sie das schon seit ungezählten Jahren getan hatte, bevor ich auf dem Platz erschienen war, denn nur dann kann man sich das Ausmaß von Janes Einsatz (und ihrer Gefangenschaft) vorstellen.

Marie war 26, als sie an rheumatischer Arthritis erkrankte und sich aus diesem Grund ins Bett legte und es nie mehr verließ. In den darauf folgenden Jahren fühlte sie sich „wohl“ mit diesem Abhängigkeitssyndrom, denn sie hatte ja nun eine junge Tochter, die von ihren frühesten Jahren an fähig war, ihr zu dienen, ihr die Bettschüssel zu reichen und sich um ihre körperlichen Bedürfnisse zu kümmern. Man kann sich kaum vorstellen, wie es für Jane gewesen sein muss, sich stets mit dem Körper ihrer Mutter

beschäftigen zu müssen, alle ihre Mahlzeiten auszurichten (es gab keine Haushaltshilfe, als ich Jane zum ersten Mal zuhause besuchte) und Marie später zu helfen, als sie für einen ärztlichen Telefonservice zu arbeiten begann, und wie viele andere ähnlich behinderte Menschen lernen musste, mit ihren aufgeschwollenen Handgelenken und fast gefühllosen Fingern umzugehen. Ich kann immer noch sehen, wie Marie das schwere Telefon auf dem Bett bedienen konnte, ein erstaunlicher Beweis ihrer persönlichen Entschlossenheit – zweifellos die Grundlage für Janes eigene innere Tatkraft.

Als ich zu einem regelmäßigen Besucher in Janes Haus an der Middle Avenue wurde, traf ich dort auch eine Anzahl junger Priester von der Kirchgemeinde, in der Jane zur Messe ging. Ich hatte den Eindruck, sie seien mehr an Jane selbst als am Zustand ihrer Mutter interessiert. Es mag ihnen gegenüber vielleicht ein wenig unfair sein, aber ich wurde das Gefühl nicht los, dass es Janes gutes Aussehen und ihre lebhafteste Persönlichkeit waren, die sie anzogen. Einige von ihnen besaßen auch Geld und machten Geschenke, zum Beispiel eine Schreibmaschine, ein Bett und anderes, was man ja auch als Geste der Kirche für Bedürftige betrachten könnte, aber ich hatte dabei irgendwie das Gefühl, es gäbe hier auch sexuelle Untertöne...<sup>2</sup> In den sechs Jahren, in denen Jane und ich zusammen waren, war sie sich, soweit ich feststellen konnte, nie wirklich bewusst, welchen Eindruck ihr gutes Aussehen und ihre Intelligenz auf Männer machen konnten. All das bringt mich zu einem anderen Aspekt von Janes Jugendzeit während der drei Jahre im Skidmore College.

Einige Personen, sogar aus ihrem engsten Freundeskreis, betrachteten sie als ziemlich „extrem“, als an schwierigen und abgehobenen Themen (Philosophie, Spiritualität, etc.) interessiert, gleichzeitig aber auch als etwas realitätsfern. Dabei ging es bei ihr um nichts anderes als um ein Nach-Innen-Gerichtetsein, das als Isolierung gegen eine sehr schwierige und viele Ansprüche an sie stellende Kindheit gedient hatte, deren Ausmaß kaum je von jemandem nachvollzogen werden konnte. Wenn du an der Hochschule bist und ein Aufsichtsschüler kommt an die Türe des Klassenzimmers (wir hatten einige gemeinsame Unterrichtsstunden) und sagt, Jane Roberts muss sofort nach Hause, ihre Mutter braucht sie, was konnte sie da machen? Sie hatte gar keine Alternative, als dem Befehl zu folgen, und wie man sich unschwer vorstellen kann, ging es dann nur darum, dass sie ihrer Mutter die Bettschüssel reichen musste... Kurz gesagt, Jane lebte und atmete die bettlägerige Existenz ihrer Mutter, und ich war während fast drei Jahren Zeuge davon, bis Jane mit 21 endlich beschloss, dass sie nun genug davon

hatte und wir im Herbst 1950 zusammen nach Santa Monica zu neuen Ufern aufbrachen. Trotzdem spürte ich, dass Jane sich innerlich mit dem Gedanken abquälte, eine invalide Mutter zuhause gelassen zu haben. Wie ein junger Mensch jahrelang eine solch morbide Atmosphäre durchstehen kann, ohne den Verstand zu verlieren, entzieht sich meiner Kenntnis. Sicher ist es kein Wunder, dass Jane letzten Endes aufbegehrte...

Als sich unsere Beziehung vertiefte, warnten mich einige meiner Freunde davor, weil ich mir vom seelischen Standpunkt aus mit Jane eine schwere Bürde auferlegen würde und dann irgendeinmal einen hohen Preis dafür bezahlen müsste. Ich glaubte jedoch zu wissen, was ich tat – ich schätzte ihre Liebe und ihre Freundschaft sehr; wir hatten eine Menge Gemeinsamkeiten (Musik, Poesie und Literatur im Allgemeinen), und ich wehrte mich gegen die Unterstellung, selbst irgendwie komisch zu werden, nur weil ich diese Beziehung aufrechterhielt. Einige meiner Freunde deuteten an, dass Jane nie das Paradox der Abhängigkeit von ihrer Mutter und ihrem eigenen Wunsch nach Befreiung von der Mühsal ihres frühen Lebens würde ablegen können. Ganz klar ging es auch um Eifersucht von Seiten jener, die sich spezielle Talente wünschten und um ihren Neid über den Erfolg anderer. Eines bin ich mir sicher – es gab einen großen Kreis von Menschen in Saratoga Springs, am Skidmore College und auch in der Fakultät von Skidmore, die in Jane eine Manifestation dessen sahen, was sie selbst gerne gewesen wären, aber wofür ihnen Talent, Sensibilität und Gespür fehlten. Aus diesem Grund wurde sie getadelt, geschmäht, lächerlich gemacht und missverstanden...

Als sie von der ehrenwerten Aufsichtsbehörde des Skidmore Colleges für einen angeblichen Verstoß gegen die „gesellschaftliche Disziplin“ getadelt wurde – sie hatte zusammen mit ein paar älteren internen Studentinnen und Studenten eine Nacht im Haus des (nun verstorbenen) Bildhauers Robert Davison verbracht –, wählte man als Exempel für die Bestrafung nur sie aus. Ihr Stipendium wurde gestrichen, und alle anderen Beteiligten, die entweder älter waren oder aus wohlhabenden Familien stammten, kamen ungeschoren davon, eine äußerst schwerwiegende Verletzung der Fairnessdoktrin und etwas, was sich eine Hochschule heute nicht mehr erlauben dürfte. Tatsache war jedoch, dass die Hochschulbehörden das Gefühl hatten, Jane sei unkontrollierbar, weshalb sie sie als eine Bedrohung für das ganze System betrachteten und entfernten. Nie hat es eine größere Perversion der Justiz gegeben.



Wenn ich heute Janes Zeugnisse vom Skidmore College vom Februar 1949 betrachte, zeigt sich jedoch, dass ihre Interessen nicht unbedingt allzu akademisch waren. „Ich war gut in jenen Fächern, die ich mochte, ungenügend in jenen, die ich nicht mochte,“ sagt sie in Der Gott von Jane, „und in Biologie bin ich zweimal nur ganz knapp durchgekommen. Ich konnte und wollte den Frosch einfach nicht sezieren.“ Somit kann man fast nicht anders, als sich durch Janes mittelmäßige Noten aufgemuntert zu fühlen, vor allem durch das D [im amerikanischen Benotungssystem ist A die beste und F die schlechteste Note; d. Ü.], das ihr in Psychologie 201 verpasst wurde. Wenn ich mir Jane, so wie ich sie kannte, in einer Psychologie-Stunde vorstelle, wie sie all dem überheblichen Theoretisieren zuhört – na ja, offensichtlich zollte sie dem Ganzen nicht allzu viel Aufmerksamkeit oder ließ es einfach über sich ergehen. Ein Vorzeichen für die Zukunft? Und wie Mr. Reeves, ihr Professor für Amerikanische Literatur in seiner Bewertung über sie festhält (begleitet von der Note C), verließ sich Jane tatsächlich sehr stark auf ihren kritischen Verstand, allzu stark vielleicht (wie er betont), zumindest, wenn ihr ein Thema widersprüchlich erschien.<sup>3</sup>

„Was Janes und mein Leben als verheiratetes Paar betrifft,“ sagt Walter, „waren wir beide auf unserer langen gemeinsamen Reise Suchende, wir reisten irgendwie und irgendwohin als separate freie Geister. Was als Romanze und dem Bedürfnis nach gemeinsamer Flucht aus einer unglücklichen Kindheit begonnen hatte, wurde mit der Zeit zu einer endlosen Odyssee, zuerst mit dem Motorrad und später mit dem Auto, an ferne Orte im ganzen Land. Die lange Reise war für uns zu Ende, als du [Rob] in ihr Leben tratest, und du hast uns allen damit einen großen Dienst erwiesen. Du hast sie und auch mich von etwas befreit, das wir beide zu hassen begonnen hätten. Du hast ihre Talente für die Entwicklung in jener Realität befreit, die zu ihrer künstlerischen Lebensform wurde. Es hat mich stets beeindruckt, wie die vielfältigen Wege des Schicksals auf unser Leben einwirken.“<sup>4</sup>

Nachdem Jane und Rob geheiratet hatten, lebten sie eine Weile in Tenafly, New Jersey, und pendelten nach New York City, wo Rob für Comic-Hefte zeichnete, während beide weiterhin erfolglos bei verschiedenen Zeitungen mit Vorschlägen für einen eigenen Comic-Strip hausierten. „Trotz des intuitiven Wissens, das unsere größeren Selbst besaßen, als wir heirateten,“ sagte Rob, als er später diese ersten Jahre beschrieb, „ging es damals einfach nur darum, von einem Tag zum anderen zu überleben. Wir hatten beide keine [festen] Arbeitsstellen, sehr wenig Geld, keine luxuriösen Gefühle von Sicherheit. Wir hatten [Janes] geliebten Hund Mischa und ein ramponiertes 1947er Cadillac-Kabrio, dessen Rücksitz und Kofferraum gerade genügten, um alles unterzubringen, was wir besaßen, einschließlich der paar Kleider, Bücher,

Zeichnungen, Bilder und Notizen, meinem Zeichentisch, der Lampe und einigen Zeichenutensilien.“ Es geschah während dieser Zeit, dass Jane schwanger wurde, es aber nicht realisierte, bis sie eine Fehlgeburt hatte. Nicht lange danach sandte eine zufällige Begegnung – zufällig im üblichen Sinne – Jane und Rob zurück in Robs Heimatstadt Sayre, Pennsylvania. „Eines schönen Tages in New York,“ erinnert sich Rob, „trat ich in das Büro einer Firma, die Anhängeetiketten und Werbedesigns für Kleider herstellte. Die Besitzer... hatten eben die Produktionsfirma nach Sayre verlegt und suchten einen Künstler, der bereit war, sich in einer kleinen Stadt in der hintersten Provinz des nördlichen Pennsylvania niederzulassen...

„Die Stelle schenkte uns ein unerwartetes Gefühl der Zugehörigkeit und der Sicherheit, das wir zu Beginn unserer Ehe bitter nötig hatten. Meine Eltern waren entzückt, dass ich wieder zuhause war. Auch ich war es...“<sup>5</sup> Und wie es schien, auch Jane. In einem Brief an Blanche Price, ihre Lehrerin in Französischer Literatur aus den Skidmore-Tagen, schrieb Jane am 15. Oktober 1958:

„Rob und ich... einfach wunderbar. Unsere Wohnung, unsere Arbeit und unsere Liebe sind unser Leben... Während vier Stunden am Tag entwirft er Werbematerial in der Kunstabteilung einer hiesigen Fabrik, und in den restlichen vier Stunden malt und schreibt oder macht er kommerzielle Arbeiten, wenn wir mehr Geld brauchen. Ich selbst bin, in langen Hosen und eingepackt in Massen von Pullovern und mit einem leuchtend roten Lippenstift, auf einem alten Fahrrad und mit drei Körben unterwegs und verkaufe drei Stunden täglich Avon-Produkte von Haus zu Haus, und zu zweit schaffen wir es finanziell recht gut.

Darin enthalten ist auch die Miete unserer drei Räume (mittlerweile fünf – Rob hat mir zwei Zimmer auf dem Dachboden gebaut. Es sind zwar nur Kartonzimmer mit Kartonwänden, aber sie sind gut isoliert und mit Bildern behängt), sowie unser täglicher Bedarf an Essen, Zigaretten, Zeitschriften, Büchern, etc.“

Im Jahre 1956 betrat Jane das Gebiet der Sciencefiction mit dem Verkauf ihrer Erzählung *Der Rote Waggon* an die Zeitschrift *Fantasy and Science Fiction*. Es war eine Geschichte über die verblässenden Erinnerungen eines Kindes an seine vergangenen Leben. In den nächsten Jahren veröffentlichte Jane Dutzende von Geschichten in *F & SF* und in den Männerzeitschriften jener Tage, wie auch drei

Romane – darunter Die Kastanienkette und deren Fortsetzung *Die Bundu*. „Es war wohl eher Sciencefantasie als Sciencefiction, denn Janes Fantasie hob einfach ab,“ sagte Rob über diese Geschichten. „Sie war nicht allzu sehr an der Mechanik der Raumschiffe interessiert und an Außerirdischen und an solchen Dingen. Aber während dieser ganzen Zeit legte sie intuitiv das Fundament für ihr Lebenswerk... ohne bewusst zu verstehen, was sie tat. Aber es war eine großartige Vorbereitung. Alle ihre Geschichten trugen den Keim oder den Grundgedanken der Möglichkeiten und Potenziale des menschlichen Bewusstseins in sich.“<sup>6</sup>

„Ich erinnere mich, über das Thema des *Der Rote Waggon* etwas überrascht gewesen zu sein,“ sagte Rob, „denn obwohl sie an Reinkarnation als Theorie interessiert war, sprachen wir selten darüber.“<sup>7</sup> Der Roman *The Rebels*, in dem es wie in *Kastanienkette* und *Bundu* um soziale Zerstörung und psychische Rettung geht, wurde 1963 von Ace veröffentlicht. Darin hält die männliche Hauptperson („ein Heldentyp, den ich direkt nach Robbie gestaltete“) folgende Rede:

Zu einer anderen Zeit war die Rasse für ihr Überleben abhängig von der Menge der Menschen. Nun zerstört sie sich selbst. Wir glauben, dass die einzigartigen Merkmale des Menschen, seine Vorstellungskraft, sein psychisches Wissen, sein Mitgefühl und so weiter, untergraben werden. Auch wenn die Rasse physisch überlebt, wird sie nicht die gleiche Rasse sein. Wir werden auch nicht intelligent genug sein, um unseren Fall aus dem Zustand der Gnade erkennen zu können...

„Zu jener Zeit war das alles ziemlich real für mich,“ sagte Jane 1977 über ihre Sciencefiction-Geschichten in einem Radio-Interview für KPFA, Berkeley, Kalifornien. „Ich glaubte wirklich, dass die Welt zerstört werden würde, und ich wuchs mit diesem Gedanken auf... Aber ich glaube, eine Menge Sciencefiction-Schriftsteller haben in Wirklichkeit ein inneres psychisches Wissen und nehmen alle diese Sachen auf und schreiben sie als Erfindung nieder. Ich bin sicher, dass ich das tat... Das Reinkarnations-Thema kommt in einer Menge Geschichten vor, und... so kann man es vor dem eigenen Wissen verbergen und es irgendwohin wegstellen, ohne es wirklich anschauen zu müssen.“<sup>8</sup>

Aber [intellektuell] glaubte ich nicht daran, dass wir den Tod auch nur ein Mal überleben würden, geschweige denn immer und immer wieder.“

Andererseits „gibt es kein Entkommen davor, sich mit dem menschlichen

Bewusstsein zu beschäftigen,“ wie Rob es beschrieb. 1960 zogen sie nach Elmira, damit Rob in Teilzeit in einer dortigen Glückwunschkartenfirma und Jane in einer Kunstgalerie arbeiten konnten. Sie fanden eine Wohnung mit großen Erkerfenstern und mit Sicht auf den einen Häuserblock entfernten Fluss Chemung, im zweiten Stock eines Hauses an der West Water Street 458. Beide waren entschlossen, ihr Leben und ihre Hingabe zu ihrem Werk auf die gleiche Art weiterzuführen wie sie damit in Sayre begonnen hatten. Aber die Veröffentlichung von *The Rebels* zerstörte Janes Enthusiasmus für Sciencefiction. Es war ein von Ace billig gemachtes doppeltes Taschenbuch, auf der Rückseite kombiniert mit einem anderen Roman. „Als ich es sah, brach ich in Tränen aus,“ sagte Jane später. „Alle diese Leute gratulierten mir, und alles, was ich denken konnte, war, in welcher schlechter und mieser Aufmachung dieses Buch daherkam.“ Im *Seth-Material* schreibt sie: „1963 war kein gutes Jahr für uns... Rob litt unter starken Rückenschmerzen und fühlte sich kaum in der Lage zu malen, wenn er von der Arbeit nach Hause kam. Ich hatte Mühe, mich auf eine Idee für ein anderes Buch zu konzentrieren. Unser alter Hund Mischa war gestorben. Vielleicht machten mich alle diese Umstände empfindsamer und bewusster für unsere menschliche Verletzlichkeit... Vielleicht hatte ich unbewusst eine Krise erreicht, und meine psychischen Fähigkeiten erwachten auf Grund eines inneren Bedürfnisses.“

So geschah es, dass am Abend des 9. September 1963 Jane an ihrem Tisch saß, um an ihren Gedichten zu arbeiten. Rob malte im hinteren Zimmer, das er als Atelier benutzte. „Es war eine sehr gewöhnliche, sehr familiäre, sehr normale, sehr unpsychedelische Stimmung,“ erklärt Jane in *Das Seth-Material*. „Ich nahm Stift und Papier und machte es mir mit meiner neunten oder zehnten Tasse Kaffee und meinen Zigaretten bequem. Willie, unser Kater, döste auf der blauen Decke...“

Was dann geschah, war wie ein „Trip“ ohne Drogen... Von einer Minute zur anderen ergoss sich eine fantastische Welle radikaler, neuer Ideen mit einer ungeheuren Gewalt in meinen Kopf, als ob mein Schädel zu einer auf fast unerträgliche Lautstärke eingestellten Empfangsstation geworden wäre. Nicht nur Gedanken flossen herein... sondern auch intensiviert und pulsierende Gefühle.

Es war, als ob die physische Welt wirklich dünn wie Seidenpapier wäre und unendlich viele Dimensionen der Realität verberge und als ob ich plötzlich mit einem laut knallenden Geräusch des Zerreißens durch das Seidenpapier geschleudert würde. Mein Körper befand sich am Tisch,

meine Hand schrieb wie wild die Gedanken aufs Papier, die mir durch den Kopf blitzten. Und doch schien ich gleichzeitig an einem anderen Ort zu sein, durch Dinge hindurchzureisen... Ich hatte das Gefühl, als würde Wissen in die Zellen meines Körpers eingepflanzt, sodass ich es nicht vergessen konnte – ein zutiefst inneres Wissen, eine biologische Spiritualität.

Gleichzeitig erinnerte ich mich, in der Nacht zuvor einen Traum gehabt zu haben, den ich vergessen und in dem ich die gleiche Erfahrung gemacht hatte. Und ich wusste, dass beides miteinander verbunden war. Als ich wieder zu mir kam, merkte ich, dass ich etwas kritzelte, was offensichtlich der Titel dieser seltsamen Ideen sein sollte: *Das physische Universum als Gedankenkonstruktion*. Später sollten diese Ideen im Seth-Material entwickelt werden, aber damals wusste ich das noch nicht. In einer der ersten Sitzungen sagte Seth, dies sei sein erster Versuch gewesen, mit mir in Kontakt zu treten. Ich weiß nur, dass es mich sehr erschreckt hätte, wenn ich an jenem Abend für Seth zu sprechen begonnen hätte.<sup>9</sup>

Und Rob erinnert sich:

Ich war im hinteren Zimmer und malte und Jane saß im Wohnzimmer und schrieb an ihren Gedichten... zumindest nahm ich das an. Aber es war außerordentlich ruhig dort drüben... Nach einer Weile fiel mir das auf, weil sie normalerweise das Radio einschaltet, wenn sie arbeitet. So ging ich hinüber und sie sagte zu mir: „Mensch, du wirst nie glauben, was für ein Abenteuer ich eben erlebt habe!“

Und sie hatte fünfzehn oder zwanzig Seiten eines Manuskriptes vor sich auf dem Tisch, die sie in diesem veränderten Bewusstseinszustand geschrieben hatte, von dem sie noch nicht einmal genug wusste, um ihn als solchen zu bezeichnen... So sagte sie zu mir: „Schau dir das mal an!“ Und sie sagte: „Meine erste Erkenntnis ist, dass wenn man etwas anschaut, man es erschafft.“ Und ich sagte: „Wovon redest du überhaupt?“ Aber ich lachte nicht dabei, und es war absolut außergewöhnlich für uns beide...

Das war 1963. Damals konnte man nicht einfach in den nächsten Buchladen gehen und sich einen Stapel Bücher über ASW oder ähnliche Themen kaufen. Es gab ein paar technische Zeitschriften, die man abonnieren konnte, aber wir wussten nichts davon. Das Ganze war brandneu für uns. Und doch schlug es sofort Saiten in uns an und alles, was

wir in diesen vergangenen Jahren getan hatten, fiel nun fast automatisch an seinen Platz.<sup>10</sup>

Kurz nach dieser Episode begann sich Jane plötzlich an ihre Träume zu erinnern („Es war wie die Entdeckung eines zweiten Lebens“) und schrieb zwei deutlich präkognitive Träume auf, die ersten, die sie je hatte. Mit der nun geweckten Neugier gelang es Jane und Rob, im Supermarkt ein Taschenbuch über ASW aufzutreiben, aber weder befriedigte es ihre Fragen noch konnte es sich auch nur im Geringsten an Janes *Gedankenkonstruktion*-Erfahrung annähern.

Rob schlug daher vor: „Warum schreibst du nicht ein Do It Yourself-Buch über ASW?“ (Fünfzehn Jahre später würde Rob mir vorschlagen: „Warum schreibst du nicht ein Buch über Janes ASW-Klasse?“). Mit einer gewissen Zurückhaltung verfasste Jane einen Vorschlag und Kapitelüberschriften für ein solches Buch, und zu ihrem großen Erstaunen wurde es vom Verlag Fred Fell in New York angenommen. „Rob und ich waren hochofret, aber irgendwie auch etwas erschrocken,“ schreibt Jane in *Das Seth-Material*. „Wir waren nie bei einem Medium gewesen. Wir hatten nie ein telepathisches Erlebnis in unserem Leben gehabt, nie auch nur ein Ouija-Brett gesehen. Andererseits, so dachte ich, was kann ich schon verlieren? Und so begann es...“<sup>11</sup>

Sie liehen sich das Ouija-Brett ihres Hausbesitzers, der es auf dem Dachboden verstaubt hatte, und begannen ihre Experimente. Sie saßen in einem hell erleuchteten Zimmer, Jane mit beiden Händen auf dem Zeiger und Rob mit nur einer Hand, denn mit der anderen wollte er aufschreiben, was sich ergeben würde. Zu ihrer großen Überraschung und ziemlichen Verlegenheit begann der Zeiger sehr schnell Botschaften zu buchstabieren und behauptete, sie stammten von einem Mann namens Frank Watts, der in Elmira gelebt hatte und um 1940 gestorben war. „Ich dachte, es sei zum Totlachen,“ schrieb Jane, „zwei Erwachsene, die zuschauten, wie ein Zeiger über ein Brett wieselte, und wir nahmen das Ganze überhaupt nicht ernst. Einerseits glaubten wir beide nicht speziell an ein Leben nach dem Tod – zumindest nicht an ein bewusstes Leben, das auch noch kommunizieren konnte. Später erfuhren wir dann, dass ein Mann mit diesem Namen in Elmira gelebt hatte und um 1940 gestorben war – das beunruhigte mich ein wenig. Aber wir waren viel mehr daran interessiert herauszufinden, was den Zeiger in Bewegung brachte als an den Botschaften, die er uns durchgab.“<sup>12</sup>

Zu ihrem anhaltenden Erstaunen und Unbehagen nahmen die Botschaften nun einen ganz bestimmten Ton an. Frank Watts begann, Informationen über

vergangene Leben zu buchstabieren, in denen sich alle drei gekannt hatten und er gab immer ausführlichere Antworten auf Robs Fragen...

„Kannst du von dort, wo du bist, alles sehen?“

DAS MEISTE, NICHT ALLES. WÜRDE ICH ALLES SEHEN, WÄRE ICH AN KOMMUNIKATION NICHT INTERESSIERT.

„Welcher Art ist deine Gestalt, während du mit uns kommunizierst?“

GEDANKENWELLEN, ZEITSTRÖME.

„Worüber würdest du am liebsten mit uns sprechen?“

SEELISCHE WAHRHEITEN, DIMENSIONEN DES WISSENS.

„Weiß es ein Mensch sofort, wenn er stirbt?“

NICHT IMMER.

„Warum nicht?“

ZEIT, UM ZUSAMMENHÄNGE ZU ERKENNEN, BEWUSSTSEIN BESTEHT WEITER, VERWIRREND.

„Wie lange dauert es normalerweise, bis ein Mensch erkennt, dass er tot ist?“

ALLMÄHLICHES ERKENNEN DURCH DIE STUFEN DES RÜCKZUGES UND DER ANKUNFT.<sup>13</sup>

Auch jetzt noch wird man beim Lesen dieser ersten Sitzungen irgendwie bereits vom Gefühl der darauf folgenden umfangreichen und riesigen Masse des Materials erfüllt, als ob man einen Samen in der Hand hielte, der zitternd darauf wartet, endlich aufbrechen zu können. Alles, was Seth später ausführen wird, war bereits hier, in diesen einfachen Textstellen; aber einmal losgelassen, passte es nicht mehr in diese ersten Worte hinein...

Sicher war das alles interessant genug, um Jane und Rob bei der Stange zu halten, aber langsam wurde es Jane immer unbehaglicher, weil sie nun die Antworten auf Robs Fragen bereits wusste, bevor sie das Brett ausbuchstabiert hatte. Da sie aber dieser Methode nicht vertraute, beharrte sie darauf, mit dem Zeiger fortzufahren.

„Dann, am 8. Dezember 1963, saßen wir wieder am Brett und fragten uns wie meistens, ob es funktionieren würde oder nicht,“ schreibt Jane, „und plötzlich begann sich der Zeiger so schnell zu bewegen, dass wir fast nicht mithalten konnten... Die Antworten wurden nun länger und ihr Charakter schien sich zu verändern. Die Atmosphäre im Zimmer war irgendwie anders.“

„Hast du eine Botschaft für uns?“, fragte Rob.

BEWUSSTSEIN IST WIE EINE BLUME MIT VIELEN  
BLÜTENBLÄTTERN, sagte der Zeiger.

Von den ersten Botschaften an hatte Frank Watts auf der Gültigkeit der Reinkarnation beharrt, und so fragte Rob: „Was denkst du über deine verschiedenen Reinkarnationen?“

SIE SIND, WAS ICH BIN, ABER ICH WERDE MEHR SEIN.  
WORTSPIEL: DAS GANZE IST DIE SUMME SEINER HERZEN.

„Spricht hier die ganze Zeit Janes Unterbewusstsein?“, fragte Rob.

DAS UNTERBEWUSSTSEIN IST EIN GANG. WAS FÜR EINEN  
UNTERSCHIED MACHT ES, DURCH WELCHE TÜR IHR REIST?

„Vielleicht ist es dein Unterbewusstsein,“ sagte ich zu Rob, aber er hatte schon eine andere Frage gestellt.

„Frank Watts, können wir uns für irgendwelche speziellen Fragen in Zukunft an dich wenden?“

JA. ICH MÖCHTE LIEBER NICHT FRANK WATTS GENANNT  
WERDEN. JENE PERSÖNLICHKEIT WAR ZIEMLICH FARBLOS...

IHR KÖNNT MICH NENNEN, WIE IHR WOLLT. ICH SELBST  
NENNE MICH SETH. DIESER NAME TRIFFT MEIN INNERSTES ICH,  
DIE PERSÖNLICHKEIT, DIE AM DEUTLICHSTEN DEM  
GESAMTSELBST ENTSPRICHT, DAS ICH BIN ODER BEMÜHT BIN  
ZU SEIN...<sup>14</sup>

In der nächsten Sitzung hörte Jane die Worte laut und deutlich in ihrem Kopf und der Impuls, sie auszusprechen, wurde immer stärker, „was mich nur noch entschlossener machte, dagegen anzukämpfen,“ schreibt Jane. „Und doch war ich fürchterlich neugierig. Der Zeiger begann, die Antworten auf Robs Fragen zu buchstabieren... Der Zeiger machte eine Pause. Ich hatte das Gefühl, als stünde ich zitternd zuoberst auf einem hohen Sprungbrett und versuchte zu springen, während alle möglichen Leute ungeduldig hinter mir warteten. Tatsächlich waren es die Worte, die mich vorwärts drängten – sie schienen durch meinen Kopf zu jagen. Auf eine verrückte Art kam es mir vor, als ob sie sich alle aufeinander türmten, wilde Haufen von Substantiven und Verben, und alles andere aussperrten, wenn ich sie nicht aussprach. Und ohne genau zu wissen wie oder warum, öffnete ich meinen Mund und ließ sie heraus.“<sup>15</sup>

Und damit, von einem Moment zum anderen, hatte sich Janes Leben vollkommen verändert und ihr Lebenswerk hatte wahrhaftig begonnen. Von nun an ließ sie, indem sie ihre Talente entwickelte und deren Implikationen und dem



Material, das sie produzierte, folgte, den sicheren Hafen von praktisch jeder Institution mit fest etabliertem Gedankengut hinter sich zurück: Religion, konventionelle Wissenschaft, jene literarische Welt, nach deren Akzeptanz sie sich so sehr gesehnt hatte, die Konventionen ihrer Zeit, insbesondere in Bezug auf Frauenrollen, und am Ende enthielt sich Jane sogar aller traditionellen spiritistischen und mediumistischen Gedanken, die ihr nur peinlich waren. In ihrem Tagebuch schreibt sie am 1. Mai 1978:

In einem Brief, den ich gestern erhielt, schreibt mir eine Frau: Sie haben doch sicher die Macht erhalten, Seth für mehr als nur zum Bücherschreiben zu kontaktieren – und erwähnt dann andere Medien wie Garrett, Ford, etc., welche die „Toten“ für die Lebenden kontaktierten. Die Frau hatte mir schon vorher geschrieben, weil sie mit ihrem Mann in Verbindung treten wollte, und ich hatte ihr gesagt, doch einfach mit ihrem Leben weiterzumachen und ihren Mann in SEINER Realität weitermachen zu lassen.

Aber zumindest in dieser Minute denke ich, dass ich einsam bin; dass außer von Rob meine oder Seths Arbeit oft missverstanden und für Zwecke gebraucht wird, die mir bedauerlich erscheinen; als ob wir irgendwie, trotz allem, was Seth und ich sagen, nur gerade eine etwas exotischere Spezies eines psychischen Meisters und seiner heiligen Schwester wären.

Und wie egoistisch, ja wie unverständlich sind doch für diese Leute alle Taten, deren Ziel nur in der Kunst besteht, in welcher Art von Kunst auch immer, denn sie finden es skandalös, dass ein Mensch nach dem Unbegreiflichen suchen kann, das vielleicht keine praktischen Vorteile haben würde und auch nicht zu IHREN Gunsten verwendet werden könnte.

Ich weiß, dass ich übertreibe, aber – etwas nur der Sache selbst wegen zu tun, aus Liebe zur Schönheit – scheint für einige fast unverständlich... und bin ich vielleicht bis zu einem gewissen Grad in diese Falle geraten?<sup>16</sup>

Aus dieser entschlossenen Suche nach neuen Antworten auf die neuen Fragen, die sie stellte, entwickelte Jane ihre Theorie der „Aspekt-Psychologie“, die auf dem zentralen Gedanken aufbaut, dass jede und jeder von uns, also das individuelle „Fokus-Selbst“, einem multidimensionalen „Ursprungs-Selbst“ mit anderen Teilen oder Aspekten (natürlich auch einschließlich Gegenbildern) entspringt, die simultan in verschiedenen Dimensionen agieren und die alle aus den Erfahrungen der anderen schöpfen.<sup>17</sup> Diese Theorie, die gleichzeitig auch die

Frage des „Geistführers“ beantwortet und in sich selbst eine Menge spekulativer Möglichkeiten eröffnet, entsprang eigentlich dem Roman *Überseele Sieben*, den Jane auf die gleiche Weise erhalten hatte wie *Das physische Universum als Gedankenkonstruktion*.

Und trotzdem hielt sie sich selbst zurück, auch wenn sie diese innovativen Konzepte über Persönlichkeit und Bewusstsein entwickelte, bremste rigoros, um nicht „zu weit“ zu gehen – eine Furcht und ein Reaktionsmuster, die sie beide seit ihrer frühesten Jugend angewandt hatte. Sie war äußerst besorgt darüber, die Leute (in ihren Worten) „auf den Rosenpfad zu führen“, falsche Götter zu erschaffen, Verehrung irgendwelcher Art anzuziehen, all dies, während sie die Schönheit und die wilde, unbezähmbare, vollkommen ursprüngliche Natur ihrer eigenen Gedanken anerkannte.

In der Tat waren die Unbeständigkeit und die Dilemmas von Janes Persönlichkeit manchmal so rätselhaft wie das Material, das sie produzierte. Sie war gleichzeitig ihrer Zeit voraus und dabei merkwürdig altmodisch (1981 träumte sie, dass die Haushalte der Zukunft durch ein Netzwerk von Heimcomputern verbunden sein würden, war aber ziemlich schockiert, als ich ihr vorschlug, eine elektrische Schreibmaschine zu kaufen), und zur Überraschung all jener, die eine jenseitsgerichtete Spiritistin erwarteten, besaß sie einen ziemlich derben Sinn für Humor, für den sie sich nie entschuldigte, und eine wilde Freude am Spaß. Bei jedem Beisammensein in ihrer Wohnung war die Luft erfüllt von blauem Zigarettenqualm und voller ungezügelter Diskussionen über alles und jedes, wobei die besten Geschichten jene waren, die Jane spöttisch über sich selbst erzählte, wie sie es hier in einem im April 1977 auf Band aufgenommenen Gespräch tut:

Ich erinnere mich, dass ein paar meiner Geschichten in TOPPER und GALLERY [Männerzeitschriften jener Zeit, d. Ü.] erschienen waren, und ich ging zu einem Zeitschriftenladen in Elmira, um eine davon zu kaufen... und der Mann, der den Laden führte, wollte mir die Zeitschrift nicht offen geben; er holte eine Tasche hervor und steckte die Zeitschrift hinein – es war ihm peinlich, dass ich laut danach FRAGTE! Gleichzeitig waren eine ganze Menge Geschäftsleute im Laden, so um halb zehn Uhr vormittags – und ich sagte also zu dem Mann: „Was tun sie da?“ Er sagte [*flüsternd*]: „Ich stecke sie in die Tasche!“ Und ich sagte [*sehr laut*]: „Warum machen sie das?“ Und er sagte: „Lady, es ist keine sehr nette Zeitschrift!“ Und ich sagte [*brüllend*]: „Zum Teufel damit, ich habe für diese Zeitschrift GESCHRIEBEN, mein NAME steht auf dem TITELBLATT, ich schäme

mich nicht, die verdammte Zeitschrift nach Hause zu nehmen!“ Und es war ihm äußerst peinlich, er sagte: „Oh, Lady, was machen sie da nur...?“

Mitfühlend, intellektuell versiert, begabt mit einer wunderbaren „Zum-Teufel-damit“-Verspieltheit, war sie gleichzeitig die seriöseste, fokussierteste Person, die ich kannte, und sie konnte dabei manchmal ziemlich unverblümt sein... Aber sie forderte weder irgendeine offizielle Ehrerbietung noch eine formelle Schicklichkeit – nur den Respekt für das eigene Sein und alle darin enthaltenen Möglichkeiten. Als sie im Alter von 55 Jahren starb, war sie die publizierte Autorin von Gedichten, Sachbüchern, Romanen, Dutzenden von Kurzgeschichten und von mehr als zwanzig Büchern, die entweder von der Seth-Persönlichkeit diktiert worden waren oder die das Phänomen Seth behandelten. Zwei weitere Bände Seth-Material wurden nach ihrem Tod herausgegeben, wie auch neun Bände *Die Frühen Sitzungen*. Die Herausgabe weiterer Bände des so genannten *Deleted Material* ist ebenfalls geplant.<sup>18</sup>

Mit ein paar Ausnahmen sind alle Bücher von Jane immer noch im Druck. Ihr Lebenswerk mitsamt ihren umfangreichen Tagebüchern, ihren Gedichten, Traumaufzeichnungen, Essays und Betrachtungen, ihrer ausgedehnten Korrespondenz, den Interviews und dem Seth-Material als Ganzes wurde in ein eigenes Archiv in der Sterling Memorial Library in der Yale University in New Haven, Connecticut, USA, überführt. Gemäß dem Personal der Sterling Library ist das Jane Roberts-Archiv das am häufigsten besuchte Archiv in Yale; bei der letzten Zusammenstellung ist die Liste der archivierten Werke auf siebenundvierzig Seiten angewachsen und wächst immer noch.

„Jane ist und war eine Heldin,“ erinnert sich Vickie Smith, eine Teilnehmerin der ASW-Klasse, „im klassischen Sinne des Wortes. Sie war eine große und großartige Schriftstellerin und Dichterin. Sie zeigte mir eine Welt, nach der ich mich sehnte, aber nicht glaubte, dass sie je möglich sein könnte. Und es waren nicht nur die psychischen Sachen... Sie machte es okay für mich, von einem Leben im Kopf zu träumen, das ich mir, obwohl ich es vielleicht noch nicht erreicht habe, zumindest im Kopf vorstellen kann... ja dass ich es überhaupt erst wage, etwas ganz anderes zu denken oder zu träumen.“

## KAPITEL 3

### *Nichts von dem Mädchenkram erlaubt*

Von Anfang an bewegten Jane und ich uns in einer Art umgekehrtem Freundschaftsverhältnis. Sie und ich waren keine Freundinnen oder gar so genannte beste Freundinnen im Sinne dessen, was diese Worte normalerweise bedeuten; der Mittelpunkt unserer gemeinsamen Interessen schloss das aus. Für mich war sie eine kreative Mentorin-Kameradin-Mutterfigur, die mein Schreiben und meine „psychischen“ Fähigkeiten unterstützte und verlangte, dass ich beides ernst nahm. Niemand, nicht einmal ich selbst, hatte das je von mir verlangt, obwohl ich wie Jane seit frühester Kindheit schrieb und obwohl einige unserer Gedichte, mit zwanzig Jahren Unterschied, in den gleichen literarischen Zeitschriften (wie *Dust* und *Epos*) erschienen waren. Unsere Ähnlichkeiten waren so verblüffend wie unsere Unterschiede, die selbst wiederum ähnlich schienen. Und voller Erinnerungen. Aber woran?

Vielleicht war es auch schade, dass wir nicht über die einfachen tagtäglichen Freundinnendinge wie Rezepte oder Kleider klatschten (obwohl wir gegenseitig unsere Glaubenssätze über Essen und Körperbilder analysierten). Wir gingen nicht zusammen einkaufen (obwohl ich einige Male Janes Weihnachtsgeschenke für Rob einkaufte) und sie besuchte mich genau zwei Mal in meinem Haus (einmal als Teil der Spaziergang-Routine, die sie für sich selbst entwickelt hatte). Wir vertrauten uns keine Details über unser Sexleben an (außer, dass wir eine gemeinsame heiße Schwärmerei für Mister Spock aus den *Star Trek*-Tagen zugaben) und wir tratschten nicht über Haare und Make-up (obwohl meine Notizen erwähnen, dass ich zumindest einmal Janes Haare geschnitten und mir oft gewünscht habe, ich hätte den Mut, ihr zu sagen, sie solle von ihrem pechschwarzen Haarfärbemittel zu einem subtileren wechseln). Tatsächlich waren wir immer ungemein bemüht, voreinander nicht in den ach so gewöhnlichen „Mädchen“-Kram zu verfallen, den wir mit einer hochmütigen und trotzdem von heimlichen Ängsten erfüllten Verachtung straft.

Nein, unsere gemeinsamen Interessen konzentrierten sich fast ausschließlich auf das Schreiben und auf „psychische“ Erfahrungen und auf die Analyse dieser Erfahrungen. Wir teilten eine gewisse Energie, eine Art des sich Einstellens auf Dinge und eine Gesamtsicht der Welt, die seltsamerweise sowohl das Zentrum unserer Freundschaft als auch der Grund für den Ausschluss des einfachen

Freundinnen-Seins war. Wir liebten es, die Unterseite von Ereignissen zu betrachten, den Sinn von Zufällen und Träumen herauszufinden, in die „Gedanken-konstruktion“ des Universums einzutauchen und dann irgendwohin und überallhin zu fliegen, wie es unser Geist und unsere Intuition gerade vorgaben – aber natürlich nur zu fliegen, während wir in ihrem Wohnzimmer saßen, denn außer ein paar regelmäßigen Verwandtenbesuchen in Rochester, New York, und in Pennsylvania und ein oder zwei kurzen Winterurlauben in Florida reisten Jane und Rob in jenen Jahren, in denen wir uns kannten, nicht viel im üblichen Sinne des Wortes, hauptsächlich aufgrund von Janes ständig zunehmenden körperlichen Problemen.

Zudem und trotz der Tatsache ihrer eigenen früheren Reisen quer durch das Land mit Motorrad und Auto, zeigte Jane eine nervöse Ungeduld beim Zuhören von Globetrotter-Geschichten (wie Debbie Harris in ihrem Tagebuch vermerkt), eine Marotte, die, wie ich später realisierte, ihre eigenen großen Ängste über zeitverschwenderische Ablenkungen widerspiegelte und daher die Gründe für ihre körperlichen Symptome verstärkte. Es ist klar, dass man als Schriftstellerin nicht seine ganze Zeit mit Herumtollen in der Wildnis vergeuden kann, aber trotzdem gelingt es vielen Schriftstellern, beides in ein vernünftiges Gleichgewicht miteinander zu bringen. In den späten Siebzigern war es bereits ein tagebuchwürdiges Ereignis für Jane, in Robs Auto mitzufahren, wenn er einkaufen ging, und es wäre kaum vorstellbar für sie gewesen, selbst irgendwohin zu gehen. Ihr enormer Wille und die Fähigkeit, ihre kreativen Energien zu fokussieren, ließ sie gleichzeitig gefangen und frei sein, ein Dilemma, das sie nie lösen konnte.

Trotzdem, unsere inneren Safaris waren eine reichlich wilde und aufregende Sache, wenn wir zum Beispiel beide gleichzeitig etwas „anklickten“ – für mich war es ein ganz klares knipsendes Gefühl im Inneren meines Gehirns, begleitet von einem Gefühl der Schnelligkeit oder der Beschleunigung (genau das gleiche Gefühl wie in jenem Moment, als ich mit vier Jahren plötzlich wusste, wie man alles an einem Stück liest, während meine Mutter zum hundertsten Mal den *Little Lulu*-Comic herunterleierte und dabei auf jedes Wort zeigte, das sie sagte). Manchmal waren es kristallklare, leuchtende Bilder wie Filmvorführungen in der Luft, die wir beide gleichzeitig sahen; oder Konzepte, die uns in einem Schub erreichten; oder plötzliche vollständige Universen, die in unsere Köpfe hineinfliegen, viel schneller, als wir sie je beschreiben konnten – oder zumindest fühlte sich das alles so an: wie unsichtbare, von echter Magie erfüllte Reisen. Wir führten Experimente mit Bewusstseinsprojektionen oder Hellsehen durch, sowohl im Wach- als auch im Traumzustand. In einem der ersten dieser Experimente im Herbst 1968, so lese ich in meinen Notizen, empfing Jane einige

deutliche Bilder vom Haus meiner Eltern (das sie noch nie besucht hatte), wie es zur Zeit meiner Großeltern in den späten Vierzigerjahren ausgesehen hatte, bis hin zum Tapetenmuster und zum schmalen burgunderfarbenen Teppich auf der Treppe. Und ich hatte viele luzide Flugträume, die mich in ihre Wohnung in die West Water Street 458 führten, wo ich versuchte, Objekte zu identifizieren, die Jane in einem Umschlag an die Türe gehängt oder an anderen, vorher abgemachten Orten deponiert hatte (das gelang mir ebenfalls recht gut). Noch heute habe ich lebhaftere Träume des Reisens in diese alte Wohnung, um zu sehen, ob etwas dort ist – und manchmal sitzt Jane rauchend an ihrem Tisch am Fenster, wenn ich hineinfliege.

„Hei, Sue-Belle,“ sagt sie dann, „wie läuft’s denn so?“

Bei vielen anderen Gelegenheiten tauschten wir einfach nur Gedanken und Ideen aus oder untersuchten Ereignisse von jener inoffiziellen Perspektive aus, mit der wir so einfach in Verbindung treten konnten – das psychische Spiel politischer Ereignisse, die mystischen Ursprünge der Mathematik, anzügliche Kommentare und Bemerkungen, dämliche und grandiose Pläne für Geschichten und Romane, was uns auch immer in den Sinn kam. Diese Grundstimmung war irgendwie immer da, auch in unseren belanglosesten Unterhaltungen. Und in jenen großartigen Momenten voller spontaner Spekulationen spürte ich oft – und ich bin mir sicher, Jane ging es gleich – Fenster, die aufflogen, Türen, die aufsprangen, Straßen, die in ferne, unentdeckte Landschaften führten und nur darauf warteten, dass wir unsere Rucksäcke schulterten und losmarschierten; für mich war dies immer ein flüchtiger Blick auf meine eigenen wahren Charaktereigenschaften und Ziele in dieser Welt. Auch für Jane, glaube ich, obwohl sie auf diesem Gebiet ihre eigenen starken Visionen hatte.

Manchmal stellte ich mir auch vor, dass ich die Einzige war, die wirklich mit Janes Bewusstseinsmodus verbunden war, weil ich ihn bis zu einem gewissen Maß auch teilte – zumindest andeutungsweise oder wenigstens eine Übereinstimmung darüber, wie die Mechanismen des Universums funktionieren könnten. Und deshalb waren diese Momente auch das Beste, was wir einander als Freundinnen schenken konnten – nicht zuletzt auch als weibliche Schriftsteller einer gewissen exzentrischen Geistesrichtung in einer Zeit, als diese Kombination nicht als besonders vorteilhaft galt. Und doch lebten wir dieses natürliche Einfühlungsvermögen selten offen und mit gegenseitiger Ermutigung aus. Ein Grund dafür waren sicher die Zeit- und Lebensumstände. Aber viel mehr lag es an meinem eigenen gedankenlosen Missbrauch eben dieser Beziehung.

Heute wird mir auf peinliche Weise klar, dass ich viel von dieser gemeinsamen Grundlage zwischen uns zerstörte, indem ich mich auf Janes

Fähigkeiten und auf unsere Freundschaft abstützte, um mir bei der Lösung meiner persönlichen Probleme helfen zu lassen (ein Bedauern übrigens, das von vielen, die sich an sie erinnern, geäußert wird). Das ist bei Freundinnen in einem normalen Beziehungsnetz nicht ungewöhnlich, aber ich bat eben nicht um gewöhnliche Ratschläge. Viele Male – viele, viele Male, wahrscheinlich weniger oft als ich mir nun vorstelle, aber immer noch oft genug – rief ich sie aus irgendeinem erbärmlichen Grund an, fühlte mich schäbig und verdrossen und hoffte doch halbherzig – heute schäme ich mich, es zuzugeben – dass Seth vielleicht mit ein paar angemessenen Perlen metaphysischer Megaweisheit durchkäme (durchs *Telefon*?) und alle Fragen – über, sagen wir mal, die große und einzige Beziehung oder eine Familienkrankheit oder die stets wiederkehrenden Anfälle von Hoffnungslosigkeit und Depression, die sich wie undurchdringliche Spinnweben auf mich legten, was auch immer – auf einen einzigen Schlag lösen würde.

Das geschah nie.

Was meistens geschah war, dass Jane mich einmal mehr auf meine schriftstellerischen Fähigkeiten hinwies, die ich aus lauter Trübseligkeit vergammeln ließe und worauf ich mich stattdessen konzentrieren sollte. Dass ich mich hier endlich einmal richtig aufrappeln sollte, wie sie so oft zu mir sagte. Was es hieß, eine Schriftstellerin zu sein, was Jane dafür geopfert hatte, was sie dachte, dass ich dafür opfern sollte (ich hatte keine Ahnung). Dass man täglich schreiben müsse, unter welchen Umständen auch immer.

Das war der Standardratschlag, den sie mir immer wieder gab, und es kam so weit, dass ich ihn nicht mehr hören konnte, wie es jedem Kind geht, dessen Eltern stets genau wissen, was das Beste wäre und das auch mehr als einmal sagen. Sonst war Jane, trotz ihrer eigenen zunehmenden Schwierigkeiten, verständnisvoll gegenüber den Schmerzen anderer und nahm sich fast immer die Zeit und die Energie um herauszufinden, was sie über die betreffende Situation „aufnehmen“ konnte. Einmal ging es zum Beispiel um ihre positive (und medizinisch korrekte) Information über eine Augenverletzung meines damals zwölfjährigen Sohnes Sean oder um die Eindrücke, die sie über die gesundheitlichen Probleme meiner Mutter aufgeschrieben hatte (einige interessante Verbindungen mit einem vergangenen aristokratischen Leben), oder um ihren Rat, dass ich meiner Depressionen wegen „in die Natur hinaus“ gehen sollte (eine offensichtliche und im jeweiligen Moment hilfreiche Strategie, nach der sie sich später auch selbst sehnte). Auch wenn sie keine offiziellen psychischen Beratungen durchführte oder öffentlich für Seth sprach, gab sie manchmal private (und wie betont werden muss, kostenlose) Seth-Sitzungen für Menschen mit körperlichen oder emotionalen Schwierigkeiten, zu denen auch

ich gehörte – einmal, als ich kleine, aber lästige Unterleibsprobleme hatte (die Sitzung konzentrierte sich auf meine ständige unterschwellige Selbstbestrafung, weil ich mein erstes Kind zur Adoption freigegeben hatte) und dann wieder, als „Ned“ Watkins<sup>1</sup> und ich uns trennten (als es hauptsächlich um unsere geschlechtsbezogenen Glaubenssätze ging).<sup>2</sup>

Trotzdem nahm Jane ganz eindeutig an (und wahrscheinlich hatte sie auch Recht), dass ich viele meiner Probleme nur erfunden hatte, um mich von den Fähigkeiten abzulenken, von denen sie so unnachgiebig behauptete, dass ich sie besäße. Aber außer während der anderthalb Jahre, die ich brauchte, um *Im Dialog mit Seth* zu schreiben, glaubte ich nie daran, dass ich ihre Erwartungen jemals würde erfüllen können. Wie viel von dieser Überzeugung aus den unersättlichen Tiefen meiner eigenen Beifall heischenden Bedürfnisse stammte, kann ich nicht sagen. Ich hatte keinen klaren, treibenden Willen, der meine Fähigkeiten dominierte und daher keine Bestätigung, die ich mir selber geben konnte. Ich wusste, dass Jane über meinen Mangel an Zielgerichtetheit enttäuscht war, dort, wo diese Zielgerichtetheit wichtig war – wo Jane dachte, sie sei wichtig –, und ich konnte mich nie überwinden, dieses Thema zu diskutieren. Es ging ja auch nicht darum, dass ich überhaupt nichts schrieb; schon seit jeher hatte ich massenweise Geschichten, Gedichte, unvollendete fantastische Romane, tägliche Traumaufzeichnungen und Tagebücher geschrieben und eine umfangreiche Korrespondenz mit Freundinnen und Briefkameraden geführt. In den Jahren der ASW-Klasse verdiente ich meinen Lebensunterhalt als Zeitungsreporterin und schrieb eine wöchentliche humoristische Kolumne für den *Observer* von Dundee, New York, wo ich auch Mitherausgeberin war. Aber in Janes Augen (oder so dachte ich es mir zumindest) verschwendete ich immer noch meine Zeit und Energie mit Dingen, die meinem Eigenen Wahren Werk im Wege standen und die ihrer Meinung nach durch Zeitungsreportagen keineswegs gerechtfertigt wurden, auch wenn damit die Rechnungen bezahlt werden konnten.

Manchmal kanzelte sie mich wirklich ab, aber leider konnte ich aus ihrer Enttäuschung nicht die Motivation und das Vertrauen herausfiltern, die sie mir eigentlich vermitteln wollte. Stattdessen saß ich jeweils zerknirscht da, fühlte mich wertlos und dumm und war überzeugt, dass ich nichts anderes als eine dicke, fette Versagerin war. Diese Überzeugung war so stark, dass ich zum Beispiel 1979 beim Lesen des Entwurfs ihrer Einführung zu *Im Dialog mit Seth* annahm, sie habe ihre (wirklich wunderbaren) Komplimente so vorsichtig formuliert, um ihre wahre Meinung, dass das Buch eigentlich Schrott war, zu verbergen.

Aber das war natürlich meine ganz persönliche Projektion. Und deshalb



konnten wir die Unterschiede, mit denen wir unsere Leben lebten, nie ganz überbrücken, vor allem, nachdem ich 1969 meinen Sohn Sean geboren hatte und zu einer allein erziehenden Mutter geworden war. Für sie war das die schlimmste Ablenkung von der eigenen kreativen Betätigung. Zu schade, dass wir nie auf den Kern dieser Sache kamen. Einer meiner Glaubenssätze, der noch bis vor kurzem unsichtbar gewesen ist, obwohl er in meinem Leben ständig wie eine fünfzehn Meter große elektronische Reklametafel aufleuchtete, lautete, dass *Ehemänner* die ärgerlichen Ablenkungen und Forderungen an Zeit und Energie verursachten; es waren Männer, die einem ständig im Weg waren, nicht Kinder oder ein einzelnes Kind. So blickte ich jeweils über diese (ziemlich parallele) Kluft zu Jane hinüber und fühlte mich durch meine gewohnheitsmäßigen Beziehungen zum Typ des Unmöglichen Mannes noch mehr beschämt, weil es mir schien, dass sie und Rob die absolut perfekte Schriftstellerin-Künstler-Beziehung hatten, die ich doch auch hätte erreichen sollen und nie geschafft hatte. Was lief denn falsch bei mir? Wie dusselig konnte ich denn nur sein?

So war es denn ein ziemlicher Schock für mich, als ich in Janes privaten Papieren entdeckte, dass sie viele jener (ganz normalen) Beziehungsprobleme mit Rob gehabt hatte, die ich in meinen beiden Ehen und auch sonst erlebt hatte, nicht zu vergessen ihre ähnlichen Schwierigkeiten mit Depressionen und Hoffnungslosigkeiten, eine Entdeckung, die mich mit Erleichterung und... mit Groll erfüllte. (Im Sinne von: „Verdammt noch mal, Jane! Warum hast du mir nicht gesagt, dass du dich manchmal auch so gefühlt hast? Warum war es ein so verdammt geheimes Geheimnis?“) Tatsächlich war das Lesen von Janes umfangreichen und brillanten Tagebüchern weniger eine notwendige Voraussetzung für dieses Buch als vielmehr ein süchtigmachendes Erstaunen: Nach den ersten paar Seiten war ich gefangen, nicht zuletzt, weil ich auch einiges über mich selbst fand (weniger als ich erhofft hatte, aber mehr als mir gefiel) und weil Jane anscheinend vieles nicht aufgeschrieben hatte. Zum Beispiel kein Wort darüber, dass sie die ungeheuerliche Szene von Neds und meiner Hochzeit mit uns durchgestanden hatte; kein Wort über den Empfang im Haus meiner Eltern – wie konnte sie das nur weglassen? Und nur ein Wort („Witzig!“), nachdem sie meinen ersten Roman gelesen hatte (ich kann mich aber auch nicht daran erinnern, was sie mir darüber gesagt hatte) und einige beißende Bemerkungen über meinen Umgang mit Männern und – nun, das sind Janes Tagebücher; wenn ich schon aus welch schönggeistigen Gründen auch immer darin herumschnüffle (und wie offen sie auch dank Robs mutigem Entscheid für alle Archiv-Benutzer sind), dann darf ich mich auch kaum darüber beklagen, was ich darin finde.

Zufällig geschieht im gleichen Zeitrahmen, da ich zum ersten Mal Janes

Tagebücher durchblättere, ein Todesfall: Einer meiner alten Freunde aus der Oberschulzeit bringt sich um und lässt eine Menge persönlicher Papiere und einen Computer voller Mitteilungen und Botschaften zurück, die natürlich von seiner Familie gelesen werden, wie das wohl jeder tun würde – wie ich es ja hier auch tue. Erwartungsgemäß reagiert die Familie mit einer neuen Welle von Trauer und empörten Fragen über sein persönliches Leben, und ich selbst finde mich hin- und hergerissen zwischen dem überheblichen Urteil über den Umgang mit einem Nachlass, der nicht für fremde Augen bestimmt ist (wie können sie es wagen, die Würde meines Freundes zu besudeln, sage ich naserümpfend und wende mich einer Passage zu, in der Jane die Daten und den Umfang ihrer Monatsregeln auflistet), und zwischen einem erbärmlichen Verlangen zu wissen, was die Familie entdeckt hat und sogar selbst seine Papiere durchzusehen; alles über jemanden zu wissen, mit dem man durch eine vierzigjährige Freundschaft verbunden war und der einem nichts über die Schatten in seinem Herzen enthüllte – ganz ähnlich wie es bei Jane war. Die Realisierung, dass es zu spät dafür ist, dreht mir den Magen um und unter Tränen suche ich in Janes Texten nach meinem Namen.

# KAPITEL 4

## *Ein wenig Autobiographie*

Was meine eigene Erziehung betrifft, brachte es Jane in den Jahren unserer Freundschaft überdeutlich zum Ausdruck, dass sie meine Herkunft als privilegiert, wenn nicht sogar als luxuriös betrachtete, weit entfernt von ihren eigenen Not- und Mangelserfahrungen, und diese Beurteilung war sicher korrekt – oberflächlich betrachtet. Aber unterhalb dieses scheinbar so deutlichen und offensichtlichen Unterschieds bestand zwischen Jane und mir ein psychologischer und irgendwie merkwürdig umgekehrter Zusammenhang.

Ich wurde 1945 in Elmira geboren, als einziges Kind finanziell gut situiertes, aber für jene Zeit ziemlich exzentrisch veranlagter Eltern. Religion war für sie Schwachsinn; sie gaben keinen Deut auf den gesellschaftlichen Status, zu dem sie problemlos Zugang hatten, und obwohl wir in einem vom Keller bis zum Dachboden mit Antiquitäten, Büchern und Möbeln voll gestopften Haus lebten, schienen ihnen materielle Besitztümer nicht viel zu bedeuten – das Zeug war einfach da, das meiste davon ererbt. Nach dem Tode meiner Großmutter waren wir dort eingezogen, um uns um unseren Großvater und sein Gutshaus auf dem vier Hektaren großen Grundstück in Webbs Mills zu kümmern, einem idyllischen kleinen Ort, sechs Meilen südlich von Elmira gelegen. Mein Vater war Geschäftsführer einer Autozubehörfabrik, die in den Zwanzigerjahren von seinem Vater, dem Sohn eines irischen Emigranten, mitbegründet worden war. Meine Mutter, die eine klassische Ausbildung in Altphilologie genossen hatte und die ganze Brocken lateinischer und griechischer Texte im Original deklamieren konnte, las ständig, pflanzte ausgedehnte, wunderbare Blumengärten, nahm mich auf unzähligen Naturspaziergängen mit, löste das New York Times-Kreuzworträtsel fehlerlos mit Tintenstift, pflegte ein intensives Interesse an Vögeln sowie an allen schrägen menschlichen Originalen der Umgebung und schien in meiner Erinnerung immer an etwas anderes zu denken, ein Geisteszustand, den ich später sehr zu schätzen lernte. Ihre Kindheit war schwierig und unsicher gewesen, mit einer begabten und unglücklichen Mutter, die zwischen wilden Beschimpfungen und liebevollen Entschuldigungen hin- und herschwankte (ähnlich wie Marie Roberts). Aber meine Mutter sprach immer voller Zuneigung von ihren Eltern und ihrem Aufwachsen während der harten Zwanziger- und Dreißigerjahre im Gebiet von Elmira und den Finger

Lakes. Ihre eigenen unvollendeten Memoiren sind voller Optimismus und Humor.

In den Jahren, bevor das Fernsehen die ganze Welt beherrschte, verbrachten wir lange angenehme Abende mit Radiohören, Kartenspielen oder bei verschiedenen Hausarbeiten, lasen oder diskutierten über die neuesten Nachrichten oder über aktuelle ethische Fragen und erzählten und wiederholten Familiengeschichten. Während Jahren führten meine Eltern eine laufende Debatte über das Thema Vererbung versus Umfeld, die mein Vater zwangsläufig gewann, indem er meine etwas übereifrige Mutter gelassen in die fürchterlichste Enge trieb, bis sie völlig aufgelöst auf den Tisch schlug und schrie: „Du elender Hurensohn! Du Bastard! Du bist noch weniger wert als Walmist!“ Er konnte das immer wieder mit allen machen. Erwachsene Personen kamen so weit, dass sie bei Diskussionen über Dinge wie Schaf-Milzbrand aufschrieten oder losheulten, während er dazu nur unschuldig und unbeeindruckt lächelte.

Meine Kindheit war zum größten Teil idyllisch und friedlich und ich verbrachte sie meist draußen, streifte in jenen unglaublich lieblichen, sicheren und unüberbauten Fünfziger- und Sechzigerjahren durch die Wälder und Hügel, war im Winter entweder draußen beim Schlittschuhlaufen oder drinnen, zusammengerollt mit einem Buch. Ich war grundsätzlich mir selbst überlassen, in einer Art ländlich gepflegter, aber wohlwollender Einsamkeit. Sie passte mir vollkommen, oder vielleicht passte ich mich ihr vollkommen an – Vererbung als Wahl? Ich konnte schon früh lesen und mit fünf oder sechs Jahren las ich ohne irgendwelche Zensur schon alles mögliche, Bücher, Enzyklopädien, Zeitungen, Comics, populärwissenschaftliche Zeitschriften und was ich an Sciencefiction- und Fantasie-Geschichten in die Hände bekam. Mit sieben Jahren begann ich selbst Geschichten zu schreiben, mit Bleistift, in schwarze Notizbücher mit marmoriertem Rücken. Noch heute bringt mir der Geschmack von Bleistiften das prickelnde Gefühl jener ersten Geschichten zurück, von Wörtern, die wie Zauberei aus dem Nichts auf der leeren Seite erschienen. Mein Großvater Baker schenkte mir meine erste Schreibmaschine, ein sperriges Remington Handmodell mit einem zerbrochenen „p“, auf dem ich während vieler Jahre stundenlang tippte. Meistens las ich auch in der Öffentlichkeit und nahm immer ein Buch mit, wenn wir irgendwohin gingen. Ein Freund meiner Eltern, der behauptete, Psychologe zu sein, beobachtete mich eines Abends, als ich acht- oder neunjährig war und wieder einmal mit einem Buch vor dem Gesicht im Restaurant saß, kam zu uns herüber und fragte: „Wovor verbirgt sich dieses Kind?“ Alle starrten mich an, und ich gab vor, nichts bemerkt zu haben und fuhr fort zu lesen, als ob ich taub wäre; eine Gewohnheit übrigens, der ich sogar heute noch fröne und die auch Jane gerne auszuüben pflegte. Ich erinnere mich

an das aufregende Gefühl des Wiedererkennens, als sie mir erzählte, wie sie allein in Bars oder Restaurants saß – „mit meiner Nase in einem Buch oder beim Schreiben von Gedichten mit jenem verdammt *großartigen* Gefühl der Verachtung, und wenn sich mir jemand näherte, fuhr ich einfach weiter, blickte nicht mal auf, so als ob alle anderen weit unter meiner Beachtung wären.“

Im Gegensatz zu Jane hatte ich immer lebhaftere Träume, merkwürdige Berührungen mit „ASW“, erstaunliche kleine visionsähnliche Begegnungen – jene Art von Dingen, worüber auch meine Eltern manchmal sprachen, vor allem mein Vater, der mir einmal erzählte, dass er als Marineinfanterist durch einen plötzlichen Impuls, sich zum freiwilligen Küstendienst in Guadalcanal zu melden, sein Leben gerettet habe, denn die Männer, die damals ausrückten, wurden alle durch einen überraschenden Fliegerangriff auf die ausfahrenden Schiffe getötet. „Ich habe mich weder vorher noch nachher freiwillig für etwas gemeldet,“ erklärte er. „Irgendetwas sagte mir einfach, ich solle es tun.“ Das war eine der zwei einzigen Episoden, die er vom Krieg erzählte. Die andere war eine lustige Geschichte über einen versehentlichen Stich ins Hinterteil eines Pferdes. Erst kürzlich habe ich jedoch eine Version dieser gleichen Geschichte in einer Sammlung lokaler Legenden gefunden. Ob es von Anfang an seine Geschichte war oder eine, die er einfach nur weitergab, weil er uns glauben lassen wollte, dass nicht alles in jener Zeit seines Lebens nur fürchterlich und entsetzlich gewesen war, weiß ich nicht.

Erst nachdem er 1983 gestorben war, begann ich mir einzugestehen, was wir drei immer mit einem sportlich-humoristischen Kameradschaftsgeist verleugnet hatten: Er war während des größten Teils seines Erwachsenenlebens Alkoholiker gewesen. Nicht irgendein verkommener oder rüpelhafter Säufer, sondern ein Gentleman mit abendlichen Scotches on the Rocks, die immer früher am Abend begannen, stundenlangen Cocktails bei Familienfesten (mit Verwandten, die gerne und viel mit ihm zusammen tranken), mit klirrenden Eiswürfeln in einem gut sichtbar auf dem Armaturenbrett seines Wagens stehenden Kristallglas voller Alkohol, wenn er irgendwohin fuhr. Seine Dämonen lauerten im Untergrund und zeigten sich in seiner sarkastisch-gemeinen irischen Schlagfertigkeit, die jeden traf, der ihm in solchen Momenten über den Weg lief, meistens natürlich meine Mutter und mich.

Meine Mutter starb 1985 an einer schweren Bindegewebskrankheit (wie schon ihre Mutter), nicht ganz zwei Jahre nach meinem Vater. Beide waren noch jung, in ihren frühen Sechzigern; und doch kann ich mir nicht vorstellen, dass sie älter werden wollten.

Mein erwachsenes Leben begann sehr plötzlich im Sommer 1967. Ich hatte die Journalismus-Ausbildung an der Universität von Syracuse abgeschlossen,

wohnte zuhause und arbeitete die Nachtschicht bei der Tageszeitung von Elmira, als ich eines Nachts zufällig schwanger wurde. Ich hatte mit einem Jungen, den ich von Kind auf kannte, hinter dem Familienfriedhof viel zuviel Gras geraucht. Ich konnte mich nicht bewusst an den Akt selbst erinnern und konnte ihn erst einige Monate später, sozusagen gezwungenermaßen, wieder rekonstruieren. Ich war völlig außer mir beim Gedanken, dass ich meinen Eltern alles würde erzählen müssen (das Thema Marihuana gerade so sehr wie die anderen Umstände), denn das war im Jahr 1967, lange bevor es rechtliche Möglichkeiten oder andere bessere Lösungen gab. Mein Freund Dan Stimmerman hatte mehrere Sommermonate in Martha's Vineyard, Massachusetts, verbracht und mir alles über diesen für ihn so wunderbaren Ort erzählt. Und so erschien ein Bild vor meinen Augen: eine Insel. Erreichbar nur mit Boot oder Flugzeug. Abgelegen. Sicher.

Am Neujahrstag 1968 (nach jener Party bei Jane und Rob) machte ich mich deshalb in dem mir zum Abschlussdiplom geschenkten Ford Mustang ohne Landkarte und in einem wütenden Schneesturm auf nach Martha's Vineyard, von Webbs Mills quasi in den allerletzten Minuten direkt auf die Fähre von Woods Hole; wie ich später herausfand, war es in jener Nacht die letzte Überfahrt zur Insel. Ich verließ mein Auto und ging auf das Aussendeck, wo ich in der zunehmenden Dunkelheit im eisigen Salzwasserwind stand, während die Fähre die Bucht durchquerte und in den Hafen einfuhr; ich sah die vorbeiziehenden Klippen und die Möwen, die über den Wellen kreisten, und hatte das Gefühl, endlich an jenem Ort angekommen zu sein, wo ich für den Rest meines Lebens hingehörte, so wie es sicher auch vielen anderen vor oder nach mir ergangen ist. Sogar jetzt, an meinem Pult, inmitten der wogenden blauen Hügel der Finger Lakes-Gegend, in einer Landschaft, die nicht nur wunderschön, sondern im Gegensatz zu Martha's Vineyard auch finanziell erschwinglich ist, verspüre ich das gleiche Gefühl wie in jenem ersten Moment, als ich das dunkle, kalte Meer allein oder eben doch nicht ganz allein überquerte und wusste, dass die nahe Zukunft zwar fast unerträglich schmerzhaft sein, aber nur mir gehören würde.

Ich nahm mir im ersten Motel, das ich fand, ein Zimmer, telefonierte am nächsten Morgen der *Vineyard-Gazette* und bat, mit Henry Beetle Hough, dem berühmten Redaktor, Essayist und Umweltsprecher der Insel selbst sprechen zu dürfen. Er kam ans Telefon und unterhielt sich sehr liebenswürdig über meine Qualifikationen für eine Stelle und über die Tatsache, dass er keine offenen Reporterstellen hatte. Ich sagte, das sei okay, fragte aber, ob es in Ordnung wäre, wenn ich ihn regelmäßig anriefe, um nachzufragen. Etwas in seiner Stimme veränderte sich darauf; ich glaube, irgendeine Art Wissen war zwischen uns

geflossen, obwohl ich mich immer noch an mein gewohnheitsmäßiges Täuschungsmanöver klammerte. „Kommen sie mal vorbei und dann werden wir sehen,“ sagte er. Ich hängte den Telefonhörer auf, fuhr hinüber nach Edgartown und fand das Büro der *Gazette*, ohne überhaupt jemanden danach gefragt zu haben.

Ich war damals im sechsten Monat schwanger, aber man hätte mich auch für übergewichtig halten können; zumindest zogen es meine Eltern, die nie bewusst etwas über dieses Kind wussten, vor, diesen Tatbestand anzunehmen. Als ich das Büro der *Gazette* betrat, musste ich zuerst über einen schlafenden Collie steigen und dann meinen beträchtlichen Umfang an einer enormen donnernden Mergenthaller-Druckpresse und an einer tatsächlich funktionierenden Setzmaschine, flankiert von tatsächlich arbeitenden Yankee-Druckern vorbeimanövrieren, die an Tabakpfeifen sogen und sich in einem echten Yankee Back- und Steuerborddialekt unterhielten. Der Geruch von Tinte und Maschinenöl, von Tabakrauch und Druckerschwärze erfüllte den Raum. Ich war soeben durch die Himmelpforten getreten. In diesem Moment wäre ich gestorben, nur um hier bleiben und den Boden mit meinem Hochschuldiplom aufwischen zu dürfen.

Houghs Büro bestand aus einem Kapitänssessel und einem Pult mit Rollverschluss, auf dem buchstäblich halbmeterhohe Papierstapel standen, die gerade noch eine Schreibfläche von der Größe eines gelben Notizblocks frei ließen. Henry war Anfang Siebzig, klein und schlank, mit hellen blauen Augen, die mich auf eine freundliche und einnehmende Art betrachteten. Erst viel später, als ich Janes eigene Nähe zum Berühmtsein in Amerika mitverfolgen konnte, realisierte ich, dass er wahrscheinlich vor mir schon tausendmal schmachtende Hochschulabgängerinnen, die sich nach einem Job bei der *Gazette* verzehrten, hatte abwehren müssen.

Ich stellte mich vor. „Ah,“ sagte er. „Die eifrige Reporterin, die eben am Telefon war.“ Er fragte mich, wie lange ich schon auf der Insel sei. „Seit gestern Abend,“ sagte ich, und wir lachten beide. „Ich mag sie,“ sagte er und bot mir eine Stelle als Gesellschaftsreporterin für Vineyard Haven an, für zehn Cents pro Zoll Kolumne, das Einzige, was er mir mitten im Winter offerieren konnte. Wahrscheinlich war jenen hellen Yankee-Augen mein anderer Umstand doch nicht entgangen. Ich akzeptierte, ohne zu überlegen und ohne genau zu wissen, was eine „Gesellschaftsreporterin“ war und entschuldigte mich dann, um ein Zimmer und ein Telefon zu finden, damit ich mit dem beginnen konnte, was auch immer eine Gesellschaftsreporterin tat, nämlich, wie sich herausstellte, Klatsch und Tratsch über Abendeinladungen und Partys von jenem Inselvolk zu sammeln, das gerne seinen Namen in der berühmten Lokalzeitung sehen wollte.

Natürlich reichten zehn Cents pro Zoll Kolumne nicht aus, um Telefonrechnungen, Miete und Lebensmittel zu bezahlen und so ergänzte ich diese Stelle mit einer Reihe von anderen, soweit ich sie bei meiner ständig offensichtlicher werdenden Schwangerschaft überhaupt ergattern und behalten konnte. Ich putzte die Praxisräume von zwei Zahnärzten, die mich aber bald feuerten, weil mein Zustand „nicht passend für ein familiäres Umfeld sei“; arbeitete als Schreibkraft für einen der ersten Unternehmer, der in jenen noch unbelasteten Jahren vor dem Aufschwung mit der Parzellierung von Grundstücken begann; arbeitete in der Rechnungsabteilung des Krankenhauses und wurde prompt wegen meiner völligen Unfähigkeit, überhaupt irgendetwas richtig zu machen, gefeuert (ich hatte zum Beispiel Rechnungen an Leute versandt, die seit Jahrzehnten nicht mehr im Krankenhaus gewesen waren), führte die Western Union Telegramm-Station der Insel, deren Aufgabe unter anderem darin bestand, einsiedlerisch lebenden Koryphäen gesungene Telegramme zu übermitteln, und begann mich ins Gewebe der Vineyard-Gemeinschaft und in ein Leben einzufügen, das ich von dem Moment an geliebt hatte, als ich auf das Aussendeck der dunklen kalten Fähre getreten war.

Ich bekam mein Baby am 22. April 1968 und gab es zur Adoption frei. Drei Tage nach der Geburt trafen meine Eltern auf der Insel ein, um mich zur Hochzeit eines Cousins in Rhode Island abzuholen. Ich sah, wie sie von der Rampe der Fähre herunterfuhren, nachdem ich etwa eine halbe Stunde zuvor das Spital verlassen hatte und gerade die Straße entlang ging. Als ich meine Hand hob, um ihnen zu winken, bemerkte ich, dass ich immer noch das Identifikationsschildchen des Krankenhauses am Handgelenk trug; ich zog so heftig daran, dass ich mich damit schnitt, bevor es zerbrach, und dann warf ich es in eine Mülltonne und winkte meine Eltern an den Bordstein heran, alles mit der gleichen eleganten Geste.

Sie nahmen sich in der Nähe des Golfplatzes ein Zimmer, und wir spielten an jenem Nachmittag eine 18-Loch-Runde Golf. Ich konnte in ihren Augen lesen, dass sie mich fett und müde fanden (sie hatten ja keine Ahnung!), sagte aber nichts. Beide waren voll bitterer Antipathie und belanglosem Gezänk über Fährenfahrpläne und Golf-Handicaps. Mein Vater trank zwei Liter Scotch Whisky pro Tag und begann bereits beim Frühstück damit. Meine Mutter hatte blaue Ringe unter den Augen und hielt ihr Gesicht in einem erstarrten Lächeln gefangen. Wahrscheinlich hätte ich einen Wurf Welpen auf dem Hotelteppich zur Welt bringen können und sie hätten es nicht bemerkt. Alles in allem waren wir ein unglückliches Familienporträt voller Verleugnung und Distanz.

Ich blieb den Sommer über auf der Insel und arbeitete an verschiedenen Orten (als Gesellschaftsreporterin, Telegrammübermittlerin, Kosmetikverkäuferin und



ironischerweise auch beim Verkauf von Verhütungsmitteln in einer Drogerie), aber Anfang September konnte ich den Drang zurückzukehren, der mich den ganzen Sommer hindurch erfüllt hatte, nicht mehr länger unterdrücken (ganz zu schweigen von den fast täglichen herzerreißenden Telefonanrufen meiner Mutter). So packte ich meine Habseligkeiten in den Mustang und verließ Martha's Vineyard. Dan Stimmerman kehrte ebenfalls mit mir von seinem Sommerjob auf der Insel zurück. Beide würden wir diesen Ort erst viel später wieder sehen, wenn er schon längst zu einer Schlagzeilen trächtigen Enklave der Reichen und Berühmten geworden und uns für immer entglitten war.

# KAPITEL 5

## *Der Weg zurück*

Etwa eine Woche nach unserer Rückkehr von der Insel, Anfang September 1969, bat mich Dan einmal mehr, mit ihm an eines der Freitagabendtreffen von Jane und Rob zu gehen. Nur so zur Unterhaltung, sagte er, und vielleicht würde sie ja für den Geist sprechen. Ich weigerte mich zuerst – Dans Beschreibung von Jane „als die Frau, die für einen Geist spricht“ hatte mich ziemlich abgestoßen, denn das schien in das Umfeld all jener Dinge zu gehören, die ich zeitlebens verabscheut hatte. Hingegen dachte ich eigentlich gerne an die Silvesterparty zurück und Dan bestand darauf, dass ich Jane unbedingt von der starken „astralen Projektion“ – wie wir das nannten – erzählen musste, die ich genau vor dem Verlassen von Martha’s Vineyard erlebt hatte, *musste* war das Verb, das er betonte, und so gab ich letzten Endes, mit mehr Erwartung als ich eigentlich zugeben wollte, nach.

Janes und Robs langjährige Freunde Maggie und Bill Granger waren da, möglicherweise Ned Watkins und seine damalige Freundin und einige andere. Das Zimmer war groß, aber sehr behaglich, locker und zwanglos möbliert, mit dem warmen Leuchten von kleinen, zufällig platzierten Tischlampen. Auf dem alten Sofa lag eine leuchtend blaue Decke und der Couchtisch war eigentlich eine abgeschmirgelte und polierte Türe, die auf angeschraubten hölzernen Beinen stand. Robs Bilder füllten die Wände; die hölzerne Abtrennung, die einen kleinen Eingangsraum zwischen dem Wohnzimmer und der Wohnungstüre schuf, war voll gepackt mit Büchern, wie auch die vom Boden bis zur Decke reichenden Regale, die für Janes Manuskripte und für die sich immer weiter ausbreitenden Notizbücher des Seth-Materials (wovon ich keine Ahnung hatte) bereit standen. Vor den großen Erkerfenstern befand sich Janes Arbeitstisch mit der mechanischen Schreibmaschine und Stapeln von Papieren und einem bereitgestellten Becher voller Kugelschreiber und Bleistifte. Auf der dem Wohnzimmer zugewandten Seite der Badezimmertür war ein lebensgroßer Spiegel, der für mich das seltsamste Ding an diesem Ort war: Wann immer sich jemand ins Bad begab – und das war im Hinblick auf die Mengen von Wein und Bier, die wir alle konsumierten, recht oft –, glitt der Spiegel durch den ganzen Raum und zeigte einem ein Bild von sich selbst. Noch seltsamer war vielleicht nur noch Willie, der langhaarige Kater, der jeden, der ihm zu nahe kam, kratzte

und/oder biss, manchmal sogar Jane und Rob.

Weder Jane noch ich machten, soweit ich mich erinnern kann, irgendwelche Notizen über dieses höchst unbedeutende Treffen, obwohl mein Traumtagebuch am 22. September 1968 den folgenden Eintrag enthält: „Eine aus Zorbas dem Griechen und dem Vogelmann von Alcatraz zusammengesetzte Gestalt,“ was ein nicht ganz unpassendes Porträt von Jane oder auch von mir sein könnte. (Sie und Rob erinnerten sich nur vage daran, mich Ende 1967 gesehen zu haben.) Ich erinnere mich, dass wir uns an jenem Abend über Maggie Grangers Unbehagen über Tiere lustig machten – weder zum ersten noch zum letzten Mal – und dass ich einige der seit meiner Kindheit erlebten farbigen Träume und hellseherischen Erlebnisse beschrieb, wie auch die außerkörperliche Erfahrung oder das Flugtraum-Erlebnis oder was immer es war, das während meiner Zeit auf Martha’s Vineyard stattgefunden hatte.<sup>1</sup>

Irgendeinmal im Verlauf des Abends entwickelte sich in mir der bizarre Gedanke, dass Jane, deren direktes offenes Benehmen auch uns alle sehr direkt und offen werden ließ, dabei war, sich in meine Gehirnwindungen hinabzustürzen und alle mit einer detaillierten Beschreibung über mein noch streng vertraulich gehaltenes Martha’s Vineyard-Geheimnis beglücken würde, eine Möglichkeit, die mich (zusammen mit dem Wein) ganz schwummerig vor Angst werden ließ. Ich überzeugte mich selbst so sehr davon, dass Jane oder diese Seth-Person irgendwie meine Gedanken lesen konnte und mich plötzlich verlegen machen würde, indem sie deren Inhalt rezitierte, dass ich ein paar Tage später Jane anrief und sie fragte, ob ich mit ihr privat sprechen könne.

Sie sagte: „Klar, komm ,rüber,“ und ich wusste nicht, was sie erwartete – sicher nicht die qualvolle Beichte über mein verlorenes Kind, die ich mir an jenem September-Nachmittag mühsam abrang. Ich kann mich auch nicht an ihre Reaktion erinnern, wahrscheinlich war sie völlig neutral. Von ihr aus gesehen hatte sie sicher Geheimnisse, die es wert waren, noch viel geheimer behalten zu werden als meine. Zum Beispiel die Tatsache, dass sie und ihre invalide Mutter von der Sozialfürsorge gelebt hatten. Oder dass sie langsam Mühe hatte, die Treppe hinauf- und hinabzusteigen. Oder dass ihre Hände nicht mehr immer so gut funktionierten. Geheimnisse, die sie mit der gleichen schuldbewussten Scham zurückbehält, wie ich es bei meinen getan hatte.

Es war während dieser Unterhaltung, dass sie mich einlud, an ihrer ASW-Klasse teilzunehmen – an der Donnerstagabend-Klasse, sagte sie, derjenigen für „Anfänger“; die Dienstagabend-Klasse war für die „Stammkunden“. Ich erinnere mich, dass ich meine beleidigte Reaktion hinunterschluckte und mehr aus Höflichkeit als mit Bestimmtheit sagte: „Klar, Donnerstag wäre prima,“ warum nicht, es würde sicher Spaß machen.

Und so war es dann natürlich auch.

\* \* \* \*

Jene lang vergangene Silvesterparty hatte auch Spaß gemacht und war sehr viel ausgelassener gewesen als irgend sonst etwas, das ich später in Janes und Robs Wohnung erlebte, einschließlich der späteren ASW-Klassen, die zwar oft auch reichlich laut und wild sein konnten. Ein Bursche war an jenem Silvester-Abend im Flur der Wohnung umgekippt, und Rob und ein anderer Mann schleppten den gefallenen Soldaten in das Schlafzimmer und warfen ihn auf die auf das Bett gelegten Mäntel. Wie urkomisch hatten Jane und Rob und wir alle das damals gefunden. „Wir warfen mal ein paar Leute dort hinein,“ lästerte Jane einmal laut über eine andere Party, „und nach einer Weile ging ich aufs Klo und schaute ins Schlafzimmer und sah, dass sich die Decken in einer seeeeehr vertrauten Art auf und ab bewegten! Zum Teufel noch mal, ich wusste nicht einmal, dass sich die beiden gekannt hatten!“

Später, als wir dann Freundinnen geworden waren, spielte Jane ein Band von ihr und Rob und den Grangers ab, auf dem sie improvisierte Werbespots mit ihrem eigenen alten Tonbandgerät aufgenommen hatten (das während der Zeit der ASW-Klasse sehr oft zum Einsatz kam). Auf einem dieser Bänder veralbert Rob die allgegenwärtige Aspirinwerbung jener Tage mit dem Schnellsprechtext: „Zuerst beginnt das Kopfweh hier oben und dann geht es da hinunter und dann geht es ungefähr da rundherum und dann geht es in meinen, sie wissen schon was, und dann geht es...“ Und Jane, in einer perfekten pseudo-munteren Verkäuferinnenstimme erfindet ein brandneues Produkt:

...aufblasbare Gummibusen. Sie sind so einfach und bequem! Sie müssen nur ihre Lippen auf den Gumminippel legen und *blasen*...

„So haben wir unsere Zeit verschwendet, bevor das Seth-Material erschien,“ sagte Jane in einem ziemlich abschätzigen Ton.

Um diese Zeit, Ende September oder Anfang Oktober, brachte ich Jane einen Stapel meiner Gedichte und Kurzgeschichten – auf ihre Bitte hin? Es muss so gewesen sein, denn ich glaube nicht, dass ich den Mut gehabt hätte, ihr das alles einfach aufzudrängen, denn auch die zuversichtlichste Beurteilung meiner eigenen Arbeit sah eine längere Lehr- und Ausbildungszeit mit dem geschriebenen Wort voraus. Nichtsdestoweniger war ich völlig unvorbereitet auf

ihre Antwort.

Sie war ausgesprochen grimmig, fast raubtierhaft in ihrer leidenschaftlichen und harten Reaktion. Sie gab mir die Seiten zurück und starrte mich so intensiv an, dass meine Knie weich wurden – ich dachte, sie würde mir sagen, dass mein Geschreibsel Mist sei, wie hatte ich es nur wagen können, sie mit diesem Babykram zu beleidigen?

„Du,“ sagte sie und betonte jedes Wort einzeln, „Hast. Es. Wirklich! *Und verdammt noch mal*, fang *besser* endlich an, *es zu brauchen!*“ Sie starrte mich weiter an und wartete darauf, dass ich – was tat? Den großen Amerikanischen Roman hier zu ihren Füßen auszuspucken? Ich fand keine Antwort darauf. Obwohl mir klar war, dass ich ein gewisses Talent besaß, schockierte mich Janes enorme Ernsthaftigkeit – eine fast verzehrende Ernsthaftigkeit. Ich erinnere mich, wie ich da mit dem ganzen unordentlichen Haufen meiner Papiere zwischen uns an ihrem Arbeitstisch saß und mich fühlte, als ob mir jemand gerade ein Paket von solch schwerwiegender Wichtigkeit übergeben hatte, dass ich es eigentlich gar nicht öffnen und mich mit dem Inhalt beschäftigen wollte. In jenem Moment wollte ich einfach nur nach Hause gehen, meinen Pyjama anziehen und Eiskrem essen.

„Mach dich dran, Mädchen,“ sagte Jane, wie sie das noch viele Male danach sagen würde. „Du solltest jeden Tag schreiben – jeden verdammt Tag. Stell einen Plan auf. Stell ihn um die Dinge herum zusammen, die du tun musst, um Körper und Seele zusammenhalten, aber stell ihn auf! Mach es! Du hast es! Das siehst du doch auch, oder?“

Ich schluckte hart. „Ja.“ Ich sah es nicht – und sah es doch. Ich fühlte mich wie ein kleines Kind. Als ich noch bei meinen Eltern lebte, schrieb ich mehr oder weniger dann, wenn es mich packte, meistens tief in der Nacht, wenn ich sicher war, dass niemand sehen wollte, was ich tat. Später, als ich eine Stelle als Assistentin eines Professors an der Cornell-Universität angenommen hatte, stellte ich meine alte Schreibmaschine in meiner düsteren Backsteinwohnung in Ithaca auf und starrte sie wenigstens jeden Tag an. Ich sehnte mich nach Martha's Vineyard und nach allem, das ich dort hinter mir gelassen hatte, aber meistens ließ ich den Gedanken wieder fallen und machte im Alltagstrott weiter. Janes ASW-Klasse war zweifellos Magie und vielleicht reichte das ja schon aus. Und ich hatte wirklich das Gefühl, dass ich dort irgendetwas tat, was ich tun musste, obwohl dieses Irgendetwas trotz Janes passioniertem Ansporn nicht aus der Schreibmaschine herauszufließen schien.<sup>2</sup>



Robert Butts, Susan Watkins und ihr erster Sohn, den sie 1968 in Martha's Vineyard geboren und zur Adoption freigegeben hatte und den sie später wieder traf. (Foto: Susan Watkins)



Robert F. Butts 1978. „Er war immer der Gelassenerere von beiden, zumindest nach außen.“ (Foto: Susan Watkins)

# KAPITEL 6

## *Der seltsame Fall der Kastanienkette*

Herbst 1968. Ich bin bei Jane und ereifere mich über irgendetwas, wahrscheinlich über die Donnerstagabend-ASW-Klasse, an der ich nun seit ungefähr einem Monat teilnehme. Während sie in der winzigen Küche für uns beide Kaffee kocht, gehe ich zum Bücherregal hinüber, wo sie ihre Manuskripte und die Bücher der Seth-Sitzungen aufbewahrt. Beides interessiert mich nicht besonders, stattdessen aber ihre Sammlung von Fantasy und Science Fiction-Magazinen. Mindestens ein halbes Dutzend davon liegt auf dem Regal und die meisten stammen aus den Fünfzigerjahren, was ich mit sentimentaler Belustigung feststelle, denn das war jene Sciencefiction-Zeit, in der auch ich sozusagen meine Lesezähne schliff. Ich ziehe eines der Magazine heraus und blättere darin, als Jane mit den dampfenden Kaffeetassen an den Tisch zurückkommt.

Ich sage irgendetwas wie: „Oh wow, hattest du diese großartigen alten Magazine abonniert? Ich hab’ die damals auch immer gelesen.“

„Oh ja,“ sagt Jane und deutet auf das Exemplar in meiner Hand, „da ist eine Geschichte von mir drin, *Die Kastanienkette*“.<sup>1</sup>

Ein Gong scheint durch die Luft zu schwingen. Vielleicht klirren die Löffel auf den schlichten Porzellantellern ein wenig. Und vielleicht fliegt ein Vogel vom nahen Dachfirst weg, erschrocken über das Geräusch. „Heiliger Himmel,“ rufe ich aus, „du hast diese Geschichte *geschrieben*?“

„Heiliger Himmel,“ kreischt sie, „du hast sie *gelesen*?“

„Und wie ich das habe, in der Hochschule,“ sage ich ihr. „Ich habe sie nie vergessen!“ Und ich blättere durch die Seiten und da ist sie – *Die Kastanienkette*, von niemand anderem als von Jane Roberts. „Heiliger Strohsack!“, rufe ich nochmals.

„ROBBIEEEEEEE!“, brüllt Jane ins hintere Atelier und möglicherweise bis nach Kanada, „KOMM GLEICH HIERHER UND HÖR DIR DAS AN!!! SUEBELLE HAT DIE KASTANIENKETTE GELESEN, VERDAMMT NOCHMAL!!!!!“

Ich weiß nicht mehr, was Rob dazu sagte (obwohl ich sicher bin, dass es kurz und knapp war – er war immer der Gelassenere von beiden, zumindest nach außen). Ich weiß aber, dass Jane und ich dachten, es sei ein wirklich weit



hergeholter Zufall. Immerhin hatte ich die Ausgabe mit ihrer Geschichte rein zufällig – oder wie auch immer – aus dem ganzen Haufen herausgeholt. Aber wir beide ahnten noch gar nicht, wie wirklich außerordentlich weit hergeholt das Ganze war, denn die Hälfte der Zufälle war noch gar nicht geschehen.

*Die Kastanienkette* ist eine fesselnde Geschichte über das durch einen Atomkrieg herbeigeführte Ende der Welt. Damals, als ich sie las, im Herbst 1963, glaubten viele der in jener Zeit Heranwachsenden, dass dies unvermeidlich sei. Meine Klassenkameraden und ich hatten schon in der Primarschule immer wieder „in Deckung gehen“ üben müssen und später hatten wir den Debatten über Luftschutzräume zugehört und waren dann in unserem Diplomjahr an jenem Oktobertag 1962 ängstlich in der Aula gesessen, um zu erfahren, ob die Russen bei der kubanischen Blockade nachgeben würden – oder nicht. Mein Vater hatte mir an jenem Morgen gesagt: „Wenn irgendetwas passiert, steh einfach auf und geh nach Hause. Achte auf niemanden, halte dich nirgends auf, mach einfach, dass du nach Hause kommst.“ Ich habe immer noch lebhaftere Träume von diesem Szenario, in denen ich durch eine dunkle und zerstörte Landschaft laufe und das Webbs Mills-Haus irgendwo weit weg ist, in einem Kreis von goldenem Licht, vollständig unversehrt, aber immer außerhalb meiner Reichweite.

Ich hatte mir immer vorgestellt, dass ich einigermaßen gut überleben würde, höchstens mit ein paar zusätzlichen Unannehmlichkeiten. Im Geheimen dachte ich sogar, dass es gut wäre, sozusagen einen „sauberen“ Schlussstrich unter oder durch alle diese viel zu vielen Menschen zu ziehen, damit wir nochmals beginnen und es das nächste Mal besser machen könnten. Das waren meine naiven Ansichten – nicht allzu sehr verschieden vom Inhalt der Geschichte. Denn *Die Kastanienkette* ist auch eine Fabel über die Wiedergeburt, die in den Händen von Frauen, die sich in andere, mächtigere Versionen ihrer selbst verwandeln, liegt, in Versionen, die während den Aufnahmezeremonien in die Studentinnenvereinigung heimlich und verschlüsselt in ihre Psyche eingeprägt worden waren.

Es ist interessant, dass sich genau in jener Zeit, als ich diese Geschichte las, die Studentinnenvereinigungen der Syracuse-Universität bemühten, in den Wohnheimen neue Mitglieder anzuwerben. Ich spürte nichts als Verachtung für dieses System und für das oberflächliche weibchenhafte Getue, wie ich es nannte – das Ganze provozierte alles, was mich an meinem eigenen Geschlecht störte (und wovor ich mich fürchtete), obwohl ich damals meine Reaktion nicht verstand. Tatsächlich isolierte mich diese Einstellung vom gesellschaftlichen Leben der Universität, was ich aber in Ordnung fand. Ich war allein, unabhängig – außerhalb, beobachtend. Das war mein sorgfältig aufrechterhaltenes Selbstbild.

Deshalb identifizierte ich mich natürlich sofort mit der Verwandlung der zentralen Persönlichkeit der *Kastanienkette* Olive in die mächtige Migma – ein Name wie geschmolzener Fels. Stark. Unveränderbar. Außerhalb. Ein Charakter, den die Autorin ziemlich genau nach sich selbst geformt hatte.

Ungefähr um die gleiche Zeit, im Dezember 1963, hatten die Autorin der *Kastanienkette* und ihr Mann begonnen, als Teil ihrer Nachforschungen für ein Buch über ASW ausgesprochen merkwürdige Botschaften von einem Ouija-Brett zu erhalten. Im Studentinnenwohnheim spielten meine Freundinnen und ich in jenem Jahr viel mit Ouija-Brettern herum – wir machten sogar einige „Kontakte“, die uns Ratschläge gaben, ob wir mit unseren Freunden schlafen sollten oder nicht. Was für eine Überraschung! Ich erinnere mich nicht mehr an die Art der Ratschläge – ich erinnere mich ja auch nicht einmal an die Art der Freunde. Die Ouija-Brett-Antworten waren lustig und meistens Unsinn, aber ich erinnere mich an eine Antwort, die mir das Brett auf meine Frage: „Wie alt bist du?“, gegeben hatte:

„JUNG WIE EIN GEDANKE, ALT WIE DER GEIST,“ antwortete das Brett. In einer frühen Seth-Sitzung – tatsächlich am Abend des 13. Dezembers 1963, als Jane und Rob immer noch ihr Ouija-Brett benützten, um mit Seth in Verbindung zu treten – fragte Rob: „Was ist der Verstand im Gegensatz zum Hirn?“

„HIRN IST MECHANISMUS UND VERSTAND IST GEIST,“ sagte Seth durch das Brett. Robs Frage hatte keinen Bezug zu den Fragen, die vor oder nach dieser einen Frage gestellt wurden. Es ist eine vollkommen geradlinige Frage und eine vollkommen klare Antwort. Es schaudert mich jedes Mal, wenn ich das lese.

In diesem gleichen Semester nahm ich das Pflichtfach Philosophie 101, das in einem riesigen Hörsaal mit fast zweihundert Studenten stattfand. Merkwürdigerweise, so dachte ich damals, verbrachte der Professor zahlreiche Stunden damit, vom Ennui Emmanuel Kants & Co. abzuweichen und uns dafür seine Serienträume über sich selbst als andere Person und zwar als Jagdpilot im 1. Weltkrieg zu erzählen. Diese Träume, so sagte er, würden gruppenweise und wochenlang auftreten, jeder Traum fuhr dort weiter, wo der vorherige aufgehört hatte; alle waren in leuchtenden, aufeinander folgenden Details, einschließlich des Namens des Mannes, seines militärischen Rangs, seiner Erinnerungen an Kindheit und Elternhaus und sogar *seiner* Träume. Der Professor schien fasziniert, verwirrt und beunruhigt – er präsentierte all dies, als ob er eine Erklärung von irgendwoher, von überallher suchte. Eines Tages hob ein Student, der hinter mir saß, die Hand und fragte in einem höhnischen Ton, ob das Ganze vielleicht durch Reinkarnation zu erklären wäre. Das schien den Professor noch

mehr zu beunruhigen. Weshalb hatte er dann damit angefangen?

Es schien fast wie ein Hauch der späteren ASW-Klassen – in Übereinstimmung mit meinem Lesen der *Kastanienkette* (obwohl damals natürlich der Zusammenhang für mich nicht sichtbar war).

Es ist jedoch eine Tatsache, dass unstillbare Lesegewohnheiten ein unendliches Labyrinth von mit- und ineinander verschlungenen Ideen und Handlungen eröffnen, von denen sich einige so stark einprägen wie ein körperliches Erlebnis. Fünf Jahre später zu entdecken, dass deine neu gefundene Freundin/Mentorin/Mutter- und Galionsfigur für kreative Fähigkeiten diese beeindruckende Geschichte geschrieben hat, ist ein angenehmer und glücklicher Zufall, aber nicht übermäßig spektakulär, denn Autorinnen müssen ja irgendwo leben (und Jane war nicht die erste Schriftstellerin, die ich je getroffen und deren Bücher ich vorher gelesen hatte).

All das ist wahr und irgendwie noch mehr als wahr. 1978, lange nachdem ich Ned Watkins geheiratet hatte und wieder von ihm geschieden worden war (ich hatte ihn 1968 in Janes und Robs Wohnung kennen gelernt) und ich am Zusammenstellen des Vorentwurfs für *Im Dialog mit Seth* war, machte mich Janes Redaktor bei Prentice-Hall darauf aufmerksam, dass in *Die Kastanienkette* das Kind der Hauptpersönlichkeit/Jane-Figur Sue Watkins heißt! Was mir natürlich 1963, als ich es zum ersten Mal las, nichts bedeutete, auch Jane nicht, als sie das Ganze 1957 schrieb, oder gar uns beiden, als wir 1968 Freundinnen wurden. Es wurde erst später zu einem Zufall, und zwar als Reaktion auf Ereignisse, die, soweit sie mich betreffen, überhaupt keinen Zusammenhang mit dieser alten Geschichte hatten.

Als ich 1994 als Vorbereitung für einen Artikel, den ich über *Die Kastanienkette* und über genau diese Zufälle schrieb, die Geschichte zum ersten Mal seit dreißig Jahren wieder las – entdeckte ich darin einige andere, sehr faszinierende Zusammenhänge zwischen Jane und mir, die unter anderem (und ohne auf diesem Punkt bis zur Unerträglichkeit herumzureiten) sicher die erstaunliche multidimensionale Natur kreativer Unternehmungen aufzeigen.

Zum Beispiel wird in der Eröffnungsszene der Geschichte viel über die Freitagabend-Treffen in der Wohnung der geheimnisvollen Frau namens Loune geredet. An einem dieser Treffen wird Olive ihrem zukünftigen Mann William Watkins vorgestellt. Erinnern wir uns, dass Jane diese Geschichte 1957 schrieb, als ich zwölf Jahre alt war. Sie und Rob zogen erst 1960 nach Elmira. Als ich sie 1967 traf, gehörte es für sie und Rob schon seit längerem zur Routine, Freundinnen und Freunde zu ihren kleinen Freitagabend-Treffen einzuladen und es war an einem dieser Freitagabende gegen Ende 1968, als ich Ned traf, den Jane und Rob schon seit etwas mehr als einem Jahr kannten.

In der Geschichte organisiert Lounze dieses Treffen aus ihren eigenen verborgenen Gründen. Jane hatte in keinerlei Weise irgendein Treffen zwischen Ned und mir „organisiert“, aber als ich damals meiner Mutter sagte, dass Ned und ich heiraten würden, war ihre erste wütende Reaktion: „Ich nehme an, das ist Janes Idee?“ Völlig verduzt antwortete ich, dass Jane natürlich nichts damit zu tun habe, weshalb denn auch? Aber meine Mutter beharrte auf ihrer Überzeugung, dass dies alles Janes Plan sei und war nicht davon abzubringen. Sie und ich hatten noch viele weitere Auseinandersetzungen über dieses Thema und ich lernte nie etwas daraus; jedes Mal war es ein neuer Schock für mich zu spüren, wie intensiv ihr Zorn auf Jane war, die sie nur einmal getroffen hatte, und wie sehr sie Jane oder wohl mehr noch meine Freundschaft mit Jane als geheimnisvoll und vage bedrohlich betrachtete – genau so wie der Charakter Lounze in *Die Kastanienkette* geschildert wird.

Was ich meiner Mutter in jenen Tagen nicht sagte, war, dass – oh je! – ihr Enkel (Sean) bereits auf dem Weg war. Aber wahrscheinlich ist es zu weit hergeholt zu erwähnen, dass „Sean“ die gälische Form von „John“ ist – wie bei Olives erstgeborenem Sohn Johnnie Watkins, dem Bruder von Sue – alles in allem eine niedliche kleine Pirouette, die ich bewusst vergessen hatte, bis ich die Geschichte wieder las; Seans und meine Beziehung war immer eher eine geschwisterliche als eine Eltern-Kind-Beziehung gewesen; aber nun Stopp, denn wie weit kann man in dieser Sache eigentlich noch gehen?!

Na ja, ich weiß es nicht. Aber es gibt wirklich noch mehr: Es ist in der Tat aufrüttelnd, die „Größeren-Selbst“-Namen zu betrachten, die in *Die Kastanienkette* den Mädchen, die der Vereinigung beitreten, gegeben werden – das Ganze erinnert mich an die Wesenheitsnamen, die Seth in Janes ASW-Klasse (und in anderen Sitzungen) durchgibt und an die klar mitschwingende Bedeutung, die der *Klang* dieser Namen für jene haben soll, für die sie ausgesprochen werden. Diese ganze Wesenheitsnamen-Geschichte war mir am Anfang etwas unbehaglich und ist es sogar bis zu einem gewissen Grad auch heute noch, obwohl ich den Gedanken intuitiv verstehe und meinen eigenen Namen „Oranda“ sehr gern habe (er tönt zwar auch eine Spur mädchenhaft). Auch in *Die Kastanienkette* drücken die Personen anfänglich ihren Widerstand gegen das „Annehmen“ dieser neuen Namen aus...

Wie Jane selbst später bemerkte, taucht die zugrunde liegende Natur ihrer eigenen zukünftigen Lebensziele durchwegs bereits in ihren frühen Gedichten und Geschichten auf, und so ist es überhaupt nicht erstaunlich, diese Körnchen von vorausblickenden möglichen Ereignissen hier eingefügt zu finden – oder auch in den Kurzgeschichten, Romanen oder Gedichten von irgendjemand anderem.

Trotzdem staune ich über die intuitive Kommunikation und über die inneren Stimmen, auf die wir alle reagieren, wenn wir uns auf unser Lebensziel hinbewegen. Wenn ich an Janes Erzählungen über ihre ersten Veröffentlichungen ihrer Fantasy-Geschichten in den Männermagazinen wie *Topper* und *Dude* zurückdenke, erinnere ich mich auch an jenen bestimmten Sommernachmittag in den späten Fünfzigerjahren in Webbs Mills. Als Dreizehn- oder Vierzehnjährige warte ich im Haus meiner Freundin Shirley, während sie ihre Putzarbeiten macht, damit wir nachher zusammen im Bach herumwaten können oder was auch immer wir jeweils tun. Jeden Samstag muss Shirley das ganze Haus von oben bis unten putzen, während ihre Eltern und ihre zwei älteren Brüder den ganzen Tag weg sind. Irgendwo in meinem Hinterkopf finde ich das einen ziemlich miesen Handel, obwohl ich es nicht sage. Ich biete an, ihr zu helfen, aber sie sagt, sie müsse diese Arbeit allein tun. Während also Shirley den Küchenboden aufwischt, wandere ich in ein Hinterzimmer und finde einen Haufen Männermagazine, die in einer Ecke hinter ein paar Stiefeln vermodern. Da mich zuhause nie jemand am Lesen gehindert hat, setze ich mich auf den Boden und wühle mich durch die Magazine hindurch.

Es sind alles Ausgaben von *Topper* und *Dude* und nebst den (vom heutigem Standpunkt aus sehr anständigen) Fotos nackter Damen fällt mir vor allem auf, dass jede Ausgabe eine Sciencefiction-Geschichte enthält. Ich habe sicher schon ein halbes Dutzend davon gelesen, bis Shirley kommt und sieht, was ich da mache und mir befiehlt, die Magazine sofort wieder genau dorthin zu legen, wo sie waren, damit ihre Brüder nicht wütend auf mich werden.

Ich erinnere mich nicht mehr an die Geschichten, aber es wäre wahrscheinlich amüsant, sie aufzuspüren und mein Gedächtnis aufzufrischen – wie groß wäre wohl die Chance, dass eine davon von einer gewissen J. Roberts geschrieben worden war? Vielleicht eine Art Vorgängerin von *Die Kastanienkette*, die ich ein paar Jahre später in der Hochschule lesen sollte? Eine Antwort auf eine psychologische Verbindung, die bereits bestand?<sup>2</sup>



Haus Nr. 458 in der West Water Street in Elmira, NY. Hier traten am 8. Dezember 1963 Jane und Rob mit Seth in Kontakt und wurden bis 1975 die ASW-Klassen durchgeführt. (Foto: Seth-Verlag)



„Drei Jahre später, als Jane und Rob in ihr neues Haus ziehen, nehmen ihre Beschwerden sie in ihrer ganzen Härte gefangen. Sie verbringt ein paar Minuten am Tag, um im Wohnzimmer mit Hilfe eines kleinen Schreibtisches auf Rollen umherzugehen und notiert dann sorgfältig die aufgewendete Zeit.“ (Foto: Seth-Verlag)

# KAPITEL 7

## *Wirklich großartig für jedes Alter*

Ich sagte vielleicht drei Mal zu Jane: „Weißt du, du bist wirklich großartig für neununddreißig,“ bevor sie mich darauf ansprach. Es war im Herbst 1968, nachdem ich bereits eine Weile an den ASW-Klassen teilgenommen hatte und mehr oder weniger regelmäßig an den Freitagabend-Treffen dabei war. Ich war dreiundzwanzig. Rob war mit neunundvierzig ein Jahr älter als meine Eltern.

Sie und Rob waren beide anwesend, als sie schließlich auf diese Bemerkung von mir reagierte. Ihre Körpersprache signalisierte, dass beide das Thema ausgiebig diskutiert und sich darauf vorbereitet hatten, als Team zu antworten. „Ich weiß nicht, was du damit meinst,“ sagte sie zu mir, mit ihrer hellen und klaren Stimme, aber ohne jeden spaßhaften Unterton. „Ich meine, ich kann das irgendwie einfach nicht mit dir zusammenbringen, Sue, weißt du? Ich denke, du solltest besser mal deine eigenen Glaubenssätze über das Alter betrachten; es ist ja nicht so, dass ich nicht verstehe, was du sagen willst und so, aber ich nehme an, was ich eigentlich zu sagen versuche, ist, dass ich wirklich überrascht bin.“

Ich erinnere mich, dass ich selbst ziemlich überrascht, um nicht zu sagen, eingeschnappt war und dachte... waaaaas? Wovon redet sie denn überhaupt? Ich hatte es doch als Kompliment gemeint! Aber alles, was ich antwortete, war ein zahmes „Okay“, und ich sagte ihr nie mehr, wie großartig ich sie für neununddreißig fand.

Außer dass sie wirklich großartig für neununddreißig oder jedes andere Alter war, was auch immer diese Bemerkung für sie bedeutete oder wie meine altersbezogenen Glaubenssätze damals auch gewesen sein mögen. Hier war sie, ließ sich auf einen psychologischen Ast hinaus, von dem niemand zu wissen schien, dass er auch nur existierte, und tat es mit einer makellosen Integrität und Ausgewogenheit, ganz zu schweigen von ihrer ständigen Selbsteinschätzung und ihrem kreativem Genie, was schon damals ziemlich rare Eigenschaften waren. Und dazu ließ sie ein- oder zweimal pro Woche eine Meute von Freunden, Fans und Fremden in ihre Wohnung, mit dem einzigen Zweck der *Konversation* und der philosophischen Entdeckungsreisen – was zwar damals nicht so seltsam war wie es das vielleicht heute mit E-Mail, Chat-Räumen und Multi-Kanal-Fernsehen wäre, die alle unsere stillen Stunden vereinnahmten, aber doch immer noch ziemlich wild, mit uns allen, die dort aus Jux und reinem Vergnügen Ideen



und Meinungen und Argumente hin und her jonglierten (allerdings bei der ASW-Klasse für \$ 2.50 pro Kopf).

Und hier waren sie beide, Jane die Schriftstellerin und Rob der Maler, ohne sich in irgendeiner Weise dafür zu rechtfertigen, wie sie ihr Leben um ihre Kunst herum strukturierten. An jedem Tag, was auch geschehen mochte, schrieb Jane und Rob malte. Sie erforschten das Bewusstsein und die Bedeutung der Realität und folgten ihren angestrebten Zielen mit der gleichen Hingabe, die sie beide seit ihrer Kindheit verspürt hatten. Ihr Leben, in anderen Worten, fokussierte sich nicht erst mit dem Erscheinen des Seth-Materials – es war eher so, dass sich jenes Werk aus dem Fokus des Lebens herauskristallisierte, den sie beide bereits erreicht hatten.

Ich war im Umfeld von künstlerisch begabten Frauen aufgewachsen, die ihre Energie verschwendeten, um sich den Karrieren ihrer Ehemänner unterzuordnen, und das betrauertem, was sie als Einschränkungen ihres Geschlechts betrachteten. „Eine Frau muss Scheuklappen tragen,“ sagte mir meine Mutter oft genug. „Eine Frau darf weder nach rechts noch nach links schauen – sie darf nur nach vorne blicken und so tun, als ob nichts anderes existiere.“ Eine der bevorzugten Autorinnen meiner Mutter war Dorothy Parker, deren Erzählung „Big Blonde“ für meine Mutter die Stimme von Frau Jedermann, der Demütigung und dem unerfüllten Sehnen, also dem Schicksal aller Frauen, war. Die erste wirkliche Verzweiflung, die ich je spürte, war beim Lesen dieser Geschichte, wozu mich meine Mutter praktisch gezwungen hatte, als ich zwölf oder dreizehn war. Die Botschaft war klar: Was du willst, kannst du nicht haben; Männer sind gefährlich, das Leben ist fürchterlich, du kannst dich gerade so gut betrinken. Und doch betrachtete meine Mutter erzählende Literatur unerklärlicherweise mit großem Abscheu. „Erzählungen sind Ausflüchte,“ sagte sie viele Male. „Nur Feiglinge schreiben Erzählungen.“ Obwohl sich ihre Tiraden größtenteils gegen Romane richteten, verbarg ich vorsichtshalber meine Geschichten in der Schublade und behielt sie für mich.

Später verstand ich, dass meine Mutter mit ihrer eigenen Erwartungshaltung unvermeidlicher Enttäuschungen nur versucht hatte, mich davor zu bewahren, allzu viel zu erwarten. Im Gegensatz dazu erwartete Jane, kreativ gesagt, einfach alles, und ihr schriftstellerischer Hintergrund hatte sich aus Gedichten und Fantasiegeschichten entwickelt, ähnlich wie bei mir. Was machte es denn schon, wenn sie nicht um den Häuserblock herumlaufen konnte? (Eine wehmütige Frage, mit der sich Jane in ihren Tagebüchern immer wieder beschäftigt.) Meine Mutter konnte viele Male um viele Blöcke herumlaufen, sämtliche Schwimm- und Tauchrekorde der Männer an der Universität übertreffen und eine Million Runden Golf spielen und noch immer fraß sie sich selbst bei lebendigem Leibe

auf, indem sie ihre eigenen Fähigkeiten mit grimmiger Entschlossenheit unterdrückte.

Als Paar erschienen mir Jane und Rob selbst wie etwas aus einer Sciencefiction-Erzählung. Sie lebten bescheiden, auf eine unerschütterliche Irgendwie-wird-es-schon-gehen-Art (wie mit jenen Kartonwänden, über die Jane in ihrem Brief an Blanche Price berichtet) und hielten ihre Wünsche und Bedürfnisse unter Kontrolle, damit sie nicht ihr zentrales Gelübde, ihr Leben ihrer Kunst zu widmen, gefährdeten. Auf diese Art erschienen sie mir sehr radikal – ich kannte andere Künstler, die ein karges Leben führten, aber dies schien eher ein Vorwand oder eine schwere Last als ein methodischer Plan zu sein, dem man mit Freude folgt, um ein Lebensziel zu erreichen. In der Tat waren Jane und Rob etwa im gleichen Maße radikal wie konservativ. Sie gaben kein Geld für unnötiges Beiwerk aus, oder für das, was ich als Beiwerk (oder manchmal auch als unentbehrlich) betrachtete – also gab es zum Beispiel keine Einkaufstouren in Buchläden oder andere Extravaganzen jeglicher Art, auch keine im Essens-Bereich. Ihr Auto war (1968) ein alter Plymouth Valiant mit einer unzuverlässigen Batterie. Und diese beiden Leute, ungefähr im Alter meiner Eltern, lebten noch immer in einer mit selbst gemachten und Secondhand-Gegenständen ohne Antiquitätenwert möblierten Mietwohnung und schleppten weiterhin ihre schmutzige Wäsche in den Waschsalon oder (was mir jeweils einen milden Schauer des Entsetzens verursachte) wuschen sie im Badezimmer und hingen sie an den Türknäufen oder im Hof zum Trocknen auf.

„Die Schecks, die ich von *Fantasy und Science Fiction* erhielt, deckten manchmal während einiger Monate die Kosten für den Waschsalon,“ erzählte mir Jane einmal. „Wir brachten es immer fertig, gerade noch davon zu kommen.“ Sie sagte, dass sie es als eine Frage des Stolzes und auch der Liebe betrachtete, nie nach einem „schicken Haus mit allem Drum und Dran“ mit den entsprechenden Hypotheken zu verlangen und damit, in ihren Worten, „Rob in eine Falle zu locken“ – beide in eine Falle zu locken – mit Schulden. Ihre Hartnäckigkeit trug denn auch Früchte. Als sie 1975 endlich ihr eigenes Haus kauften, bezahlten sie es bar.

Und sie bezahlten auch ihre Arbeitsschulden, jeden Tag, was auch immer geschah. Wenn es an den Freitag- oder Samstagabenden oder am Silvester etwas länger geworden war und sie daher am nächsten Tag ausschlieften, setzten sie zusätzliche Arbeitsstunden ein, um dies wieder auszugleichen. Sie führten auch ohne nachzulassen ständig Buch darüber, wie auch immer ihre anderen Verpflichtungen waren. Während Jahren trug Jane in ihren frühen Tagebüchern ihre Schreibzeit bis hin zur Minute („6 - 7:30, 1 ½ Stunden; 20:20 – 21:10, 1 Stunde“) in Tabellen ein, zusammen mit den Stunden, die sie mit dem Verkauf

von Küchenmessern oder Avon-Produkten von Haus zu Haus oder anderen Teilzeitstellen verbrachte, und verglich diese anderen Arbeiten mit ihrem Schreibplan. („Möglichkeit, es zu schaffen, und zur Hölle mit dem Abhängigsein von anderen in einem gewöhnlichen Job,“ schreibt sie am 13. Mai 1956 unter die Notizen eines ausgefüllten Tages. „Meine Initiative das Einzige, was zählen wird... Bei Gott, wir sind noch lange nicht geschlagen!“) Dazu kam ihr Beharren darauf, keine Kinder zu haben, was angesichts des damals viel gewaltigeren Drucks auf die Frauen nicht einfach war. Alles zusammen, all diese sorgfältig gehortete Energie und allmächtige Entschlossenheit, floss in die Erschaffung von Geschichten und Bildern... Was konnte meine Mutter mit „nur Feiglinge schreiben Erzählungen“ gemeint haben? Dies alles erschien mir unglaublich mutig. Nur wenn Jane von mir verlangte, dass ich das Gleiche tat, empfand ich das Potenzial als Gefängnis. Und so kam es, dass ich manchmal, wenn Jane wieder einmal auf mir herumgehackt hatte, weil ich nicht die richtige Hingabe für mein Schreiben hatte, dachte – na ja, Jane, wenigstens kann ich um den Block herumlaufen, wenn ich das will. Wenigstens kann ich verdammt noch mal jetzt gleich aufstehen und um den verdammten Block herumlaufen.

Natürlich sagte ich das nie. Im Kern von Janes und Robs Leben gab es etwas Geheimnisvolles, etwas, das mehr war als nur bloße Diskretion, das die Menschen auf Distanz hielt und das ich manchmal völlig falsch als eine Art Be- oder Verurteilung interpretierte. Es war wie ein schwarzes Loch, in das Fragen und Kommentare nach mir unentschlüsselbaren Kriterien geräuschlos versanken, um nie mehr aufzutauchen. Zum Beispiel fragte ich sie einmal, warum sie die Aufzeichnungen der ASW-Klassen nicht in Buchform herausgaben. „Du verstehst die Konsequenzen nicht,“ sagte mir Rob und das war’s denn auch. Es gab keine weiteren Erklärungen. Zu jener Zeit nahm ich an, dass dies bedeutete, dass es irgendeine furchtbare Diskrepanz in diesen Klassen-Aufzeichnungen gab, die sie nicht enthüllen wollten. Ich konnte mir nicht vorstellen, was denn Rob mit „Konsequenzen“ hätte meinen können. Heute glaube ich, dass es mehr mit ihrem Bedürfnis nach Privatsphäre zu tun hatte und mit ihrem Wunsch, den Prozess oder die Vorführung von Jane, die vor der Klasse für Seth sprach, nicht stärker auszuleuchten, zumindest nicht stärker als es schon geschah – auch hier bewahrten sie eine sorgfältige Ausgewogenheit. Ihr Fokus lag auf dem Kontext des Materials, das den Prüfungen ihrer künstlerischen Standards standhalten musste (Jane kommentiert in ihrem unvollendeten „Aspects“-Manuskript zum Beispiel, „dass das psychische Feld nichts von Kunststandards versteht“). Sie verstanden auch, dass eine zu große öffentliche Zurschaustellung den essenziell privaten Prozess des Produzierens behindern könnte. Später, als ich selbst ernsthaft zu schreiben begann, verstand ich dann auch, dass dieses

Geheimnisvolle ein natürlicher Bestandteil der kreativen Einsamkeit war, der Zentrierung der eigenen Energie und des Zusammenhaltens des Werkes als Ganzes.

\* \* \* \*

Aber die Alterssache – na ja, die Alterssache; sie war nun mal da. Ich erinnere mich an die Einladung bei Jane und Rob mit den Grangers, am Vorabend meines sechszwanzigsten Geburtstags. Ich stöhnte und jammerte und wurde zunehmend verzweifelter darüber, weil ich bis jetzt überhaupt noch nichts aus meinem Leben gemacht hatte („keinen einzigen Roman veröffentlicht!“), zum allgemeinen Missvergnügen aller anderen, die mindestens fünfzehn Jahre älter waren als ich. Das heißt, alle außer Jane, die genau wusste, wovon ich sprach, denn sie hatte sich nach dem Gleichen gesehnt und tat es immer noch und würde es weiterhin tun: sich einen Namen in der literarischen Welt machen.

„Nein, hör mal, es geht hier nicht um die aufsteigende junge Romanschriftstellerin,“ warf Jane ein. „Eines Tages erwachst du und realisierst, dass du kein so junges Ding mehr bist und wo ist denn jetzt die gottverdammte Anerkennung und was zum Teufel ist denn eigentlich geschehen?“<sup>1</sup> Aber vor allem Bill ließ sich nicht besänftigen. „Sechszwanzig Jahre alt und ständig meckern!“, rief er. „Das Letzte vom Letzten! Du hast soviel Zeit – Mist, ich wünschte mir, ich wäre noch mal sechszwanzig! Wart nur, bis du vierzig bist! Du glaubst, dass es dir jetzt erbärmlich geht! Warts nur ab!“

Heute, weit über neununddreißig und in Wahrheit etwa so alt wie Jane, als sie starb, verstehe ich Bills Sicht der Dinge nur allzu gut, wie auch Janes Einwände gegenüber meiner früheren Einbildung.

Aber ich sage es trotzdem noch einmal: Jane war wirklich großartig für neununddreißig. Sie war eigentlich großartig für jedes Alter. Für jedes Alter, über das man diskutieren will.

## KAPITEL 8

### *Freitagabendtreffen und andere mehr oder weniger lustige Zeiten*

Es scheint nun fast unglaublich, sich an eine Zeit erinnern zu können, als Jane, Rob und ich für einen unterhaltsamen Abend von ihrer Wohnung aus in die nahe gelegenen Bars gingen. Ich habe nicht nur eine Erinnerung an eine frei und aufrecht gehende Jane, sondern auch an eine kultivierte, alte Elmira-Nachbarschaft, die uns umgab, und an die lebhafteste Innenstadt voller Läden und Spezialitätengeschäfte, Billigkaufhäuser, Kinos, Restaurants und Lunchtheken und an ein Hotel mit Ballsaal und elegantem Buffet, ein Kaufhauscafé und Mr. Peanut, der uns auf dem Gehsteig begegnete und seinen Zylinder lüftete – Elmira war vielleicht nicht gerade eine Ikone der kulturellen Weltklasse, aber eine behagliche kleine Stadt mit Herz, die es so nun nicht mehr gibt.

Eine unserer bevorzugten Kneipen hieß Steak Shop und war etwa vier Häuserblocks weit entfernt. Sie war klein und dunkel und hatte Oben-ohne-Tänzerinnen im Programm, was in jenen Tagen hieß, dass die Damen G-Strings und Troddeln trugen und mit ihren tanzenden Füßen fest auf dem Boden blieben. Es gab in der Innenstadt noch ein anderes Lokal, in dem ähnlich gekleidete Go-Go-Girls auf erhobenen Plattformen tanzten, während aus der Jukebox Rockmusik dröhnte; damals das Super-Modernste, das es gab. Manchmal gingen wir dorthin; die Distanz war etwa gleich groß. Eigentlich alles ganz gewöhnliche und unschuldige Kleinstadt-Vergnügen (obwohl möglicherweise etwas gewagt für das Elmira der frühen Siebzigerjahre).

Es war jedoch die Freundschaft von Jane und Rob mit den Tänzerinnen, die mir nun irgendwie seltsam vorkommt, obwohl ich mich damals nicht darüber wunderte. Normalerweise kamen ein oder mehrere der Mädchen während den Pausen (im Kostüm) zu uns hinüber und wir plauderten bei ein oder zwei Drinks miteinander. Die Unterhaltungen waren banal und belanglos, über Kinder und Freunde und Bekanntschaften; im Nachhinein dünkt mich der Gedanke, im G-String an einem Tisch zu sitzen und darüber zu reden, wie es deinem Kind gerade in der Schule geht, urkomisch. Ich sah nie eines dieser Mädchen in der ASW-Klasse oder am Freitagabend in Janes und Robs Wohnung – wo hatten sie sie denn kennen gelernt? Kannte Rob sie von seiner Teilzeitstelle bei der

Glückwunschkartenfirma? Ich habe nie danach gefragt.

Dann gab es noch das American Hotel, ein schillernder Schuppen auf der anderen Seite der Stadt, bei den Bahngleisen, mit Live-Musik und einer abgetrennten Tanzfläche, Billardtischen, Flippermaschinen, meist voll gepackt wie eine Sardinenbüchse und mit einer angenehm schäbigen Atmosphäre. Jane liebte das Lokal und sie liebte in der Tat alle Bars mit ihrem spontanen mitreißenden Lärm und ihrer wilden Energie, wie sie mehr als einmal erklärte. Sie und Rob tanzten jeweils zu der schnellen und manchmal auch zur langsameren Musik. Janes Bewegungen waren ein wenig steif und abgehackt, aber sie liebte es ganz offensichtlich von ganzem Herzen – und sie waren auch wirklich gut. Meistens waren sie das älteste Paar auf der Tanzfläche und sie fügten sich nicht nur sofort ein, sondern waren auch wunderbar zu beobachten. Rob ließ sich mit einer vornehmen Art amüsiertes Unbekümmertheit auf die Musik ein – man sah, dass es ihm völlig egal war, was man über diesen rockenden und rollenden Kerl um die Fünzig dachte, und Jane - nun, Jane ließ sich einfach nur mit der Musik treiben, so gut es ihr eben damals möglich war. Wir alle tranken billiges Bier – ich viel mehr als alle anderen. Außer der kurzen Zeitspanne, als Ned und ich zusammen waren, war ich nie mit einem Begleiter dort, und so forderte mich Rob hie und da zum Tanzen auf. Aber ich bewegte mich, wenn überhaupt möglich, noch steifer als Jane. Ich war unbeholfen und unsicher beim schnellen Tanzen und mochte es nicht wirklich (obwohl ich wusste, dass ich es mögen sollte), und bei den langsamen Tänzen forderte mich Rob nicht auf, und so stand oder saß ich die Musik einfach durch und beobachtete die tanzende Menge.

Aber die Energie und vielleicht die guten alten Körperübungen des Tanzens brachten etwas Übersäumendes und Ungebundenes aus Jane heraus, auf eine Art, wie es anders nie möglich war. In dieser Umgebung konnte sie schreien und lachen und brüllen und dumme Sprüche machen, so viel sie wollte und zum Teufel damit – ohne Sorgen, dass es „die Leute stören könnte“ oder dass ihre Ausgelassenheit „zu weit ginge“, wie sie viele Male in ihren Tagebüchern schrieb. Der Lärmpegel machte ihr überhaupt nichts aus – sie schrie einfach noch ein wenig lauter. Und dabei ließ sie oft auch ihren anderen Fähigkeiten freien Lauf. Plötzlich konnte sie meinen Arm packen und schreien: „Hei, ich bekomme da etwas über den ganzen Essenskram, Sue, weißt du...“, und dann fuhr sie mit einer sehr genauen Beobachtung weiter, und manchmal konnte ich dann auch eigene Bilder dazu aufschnappen und so brüllten wir uns dann „psychische“ Eindrücke über Megadezibel-Musik zu, während der durch nichts zu erschütternde Rob zuschaute. Er schien alles auf eine abstrakte Weise komisch zu finden. „Was sollen wir nur mit ihr machen?“, sagte er manchmal,

mit einem liebevollen Nicken in Janes Richtung, zu mir.

Sicher vertraute sie voll den Impulsen in einer solchen Umgebung (die ein wenig an die ASW-Klassen erinnerte), was ich ganz bestimmt nicht tat. Obwohl ich es nicht sagte – da ich mir dessen auch nur schwach bewusst war –, fühlte ich mich in Bars nicht besonders wohl, zuerst einmal der lauten Musik wegen, die alle Unterhaltungen übertönte, und dann des vagen, unausgesprochenen Gefühls wegen, dass mich das Trinken erschreckte und störte, obwohl ich selbst ja auch mitmachte. Und da war noch der Smog des Zigarettenqualms, den ich nicht mochte, über den ich mich aber nie beklagte – wer tat das schon in jenen Tagen? Trotz des vielen Trinkens damals – ich hatte bereits zwei Bier hinuntergekippt, wenn die anderen noch beim ersten waren –, fürchtete ich mich davor, was ich unter Alkoholeinfluss tun könnte und wollte mich doch so schnell wie möglich betrinken und mich dann auf – was verlassen? Auf einen angeborenen Radar, den ich glaubte geerbt zu haben, um mich gesund und wohlbehalten nach Hause zu bringen? Obwohl der ja bereits einmal versagt hatte und kurz davor war, es wieder zu tun.

In diesem Zusammenhang erinnere ich mich an einen speziellen Abend im überfüllten American Hotel, als Jane auf einen attraktiven Kerl zeigte, der in der Nähe stand und anscheinend allein hier war. „Er schaut seit ungefähr zehn Minuten hier herüber,“ sagte sie in einem vertraulichen Ton und gestikulierte demonstrativ in seine Richtung. „Nur so zum Spaß, warum gehst du nicht rüber und forderst ihn zum Tanzen auf?“ - „Himmel, nein!“, japste ich und spürte, wie ich glühend rot wurde. „Vergiss es!“ Jane lächelte und zuckte mit den Achseln und sagte etwas im Sinne von, schon gut, okay, vergiss es, was auch immer. Tat ich ihr leid? Vielleicht. Alles, was ich denken konnte, war: „Oh Mist, was mach ich bloß, wenn er hierher kommt und sich hinsetzt und ich ihn dann nicht mehr loswerde?“ Ich verbrachte den größten Teil des Abends, indem ich in die Luft starrte und vorgab, unzugängliche Gedanken zu denken. „Weißt du, Sue-Belle, es geht ja nur um einen Tanz, du musst den Kerl nicht gleich heiraten,“ sagte Jane irgendwann einmal und Rob beugte sich hinüber und tätschelte Janes Arm und sagte etwas wie: „Liebes, lass sie doch in Ruhe!“ Und das tat sie dann auch.

Es war im American Hotel, als Jane und ich ins Thema der vergangenen Leben einstieg, und zwar mit Brad, dem nichts ahnenden Barbesucher, der Rob zurück an unseren Tisch folgte.<sup>1</sup> Der arme Kerl war deprimiert und untröstlich über seine Dienstzeit in Vietnam, von der er eben erst zurückgekehrt war, und als Jane begann, Szenen aus dieser Zeit seines Lebens aufzunehmen, war es, als ob plötzlich ein elektrischer Strom zwischen uns eingeschaltet würde. Ich begann nicht nur, die gleichen Szenen in meinem Kopf zu sehen, während Jane sprach, sondern auch andere Bilder zu erhalten, Szenen aus Brads Kindheit

und aus einem anderen Leben, das er, so schien es mir, in der Roanoke-Kolonie im frühen Virginia gelebt hatte. Ich sprang ein, um zu beschreiben, was ich sah, Jane unterbrach mich um anzufügen, was sie sah und so weiter und so weiter, hin und her zwischen uns, mit einigen Details aus Brads Kindheit, die deutlich und (er schnappte nach Luft) korrekt und anderen, die ihm unbekannt waren. Wir steigerten uns so sehr hinein, dass wir sogar vergaßen, das Brad ja bei uns saß – bis er sich entschuldigte und wie von Furien gejagt davonlief.

„Ihr habt diesen armen Jungen zu Tode erschreckt!“, tadelte uns Rob. „Was habt ihr mit ihm gemacht?“ Jane und ich schauten uns an, blinzelten wie Frösche im grellen Schein einer Taschenlampe – wo waren wir? Die Bilder, die wir irgendwie aufgenommen und – geteilt? kommuniziert? miteinander geöffnet? hatten – begannen zu verblassen, aber die Elektrizität jener Momente blieb noch eine Weile in der Luft. Woher konnten diese Dinge kommen? Wie und warum hatten wir uns auf diesen Brad-Charakter, auf einen völlig Fremden, eingestellt? Vielleicht war dies eines der dramatischeren Beispiele dessen, was gemeinsame, unmittelbare hellseherische Psychoanalyse genannt werden könnte, aber weder Jane noch ich wussten je ganz genau, was damit anzufangen war.

Das war nicht das erste Mal, dass Jane in dieser Umgebung sozusagen mit beiden Fäusten auf jemanden losgegangen war, was ich aber erst kürzlich entdeckte, als ich meinen defekten Computer in eine hiesige Werkstatt brachte. Durch eine Reihe von zufälligen Fragen erfuhr ich, dass Keith, der Ladenbesitzer, Jane und Rob vor vielen Jahren, ungefähr 1969 oder 1970, im American Hotel getroffen hatte und dass dieses Erlebnis, mit seinen Worten, „unheimlich“ gewesen sei.

„Sie war hartnäckig,“ sagte er. „Sie verfolgte mich!“ Keith stand mit ein paar Freunden an der Bar, als „diese Frau, die jemand dann als Jane Roberts identifizierte“, eine ihm völlig fremde Person, auf ihn zutrat und sagte, sie müsse ihm eine Geschichte erzählen, von der sie glaube, dass er sie hören wolle. Keith sagte, er habe höflich abgelehnt und Jane sei vorerst an ihren Tisch zurückgegangen, sei dann aber mehrmals wiedergekommen, bis er, so sagte Keith, einverstanden gewesen sei, ihr zuzuhören. Die „Geschichte“ handelte, wie es sich herausstellte, von einem kleinen Jungen und als Jane damit weiterfuhr, realisierte Keith, dass Jane ihm etwas erzählte, das ihm tatsächlich zugestoßen war.

Zusammengefasst bestand Keiths Geschichte darin, dass er eines Tages, als er vier Jahre alt war, zuhause unten an der Treppe, die zum zweiten Stock hinaufführte, spielte und zufällig hinauf ans Ende der Treppe schaute und dort einen Mann sah, der auf ihn hinunterblickte. Der Mann war pechschwarz – Haut und Haar und Kleider – und blickte Keith ganz direkt in die Augen, bis sich der



Vierjährige langsam umdrehte und in die Küche ging, wo seine Mutter und seine Tante das Geschirr spülten. Keith sagte, er habe niemandem etwas davon gesagt und an jenem Tag still in der Küche weitergespielt. „Die einzige Folge war, dass ich danach während ein oder zwei Tagen ungewöhnlich still war,“ sagte Keith und dass er in den folgenden Jahren nur sehr wenigen Leuten etwas davon erzählt habe. Grundsätzlich wollte er es einfach nur vergessen.

Und deshalb, sagte Keith, habe er, als er an jenem Abend in der Bar zustimmte, sich anzuhören, was Jane zu sagen hatte und sie ihm dann diese Geschichte erzählte, fast ein wenig durchgedreht – wie konnte diese Frau an diese Information gelangt sein? Anscheinend gab ihm Jane ihre Interpretation des Erlebnisses, aber Keith erinnerte sich nur daran, dass sie ihm sagte, er habe übernatürliche Fähigkeiten und solle in ihre ASW-Klasse kommen, was er natürlich nie tat. „Ich habe doch nichts mit diesem Unsinn zu tun,“ sagte er.

Nun, dachte ich mir, das sagst du vielleicht jetzt, aber gleichzeitig erzählst du mir hier diese Geschichte (die nicht das einzige Beispiel „dieses Unsinn“ in seinem Leben war, wie er später zugab). Trotzdem schien hier irgendetwas ein bisschen untypisch für Jane zu sein; ich kann es nicht genau definieren – vielleicht zweifle ich daran, dass sie jemanden auf diese Art „verfolgt“ hätte; aber ich war natürlich nicht selbst dabei gewesen. Wenn es jedoch wahr ist, muss sie die dermaßen starke Einstimmung in die mehr als vierzigjährige Erfahrung eines völlig Fremden bis ins Mark fasziniert haben. Warum Keith? Und warum gerade dann? Welche Verbindungen funktionierten damals zwischen ihnen, die dann die Türe zu solch lebhaften (und vollkommen korrekten) Eindrücken öffneten? Ich kann mir Janes Fragen gut vorstellen.

\* \* \* \*

An einem der letzten Male, als wir alle zusammen ausgingen, in einer warmen, mondbeschiedenen Nacht, nicht lange vor der Flut von 1972, sauste ein graues Tigerkätzchen aus dem Gebüsch, als wir vom Steak Shop nach Hause zurückkehrten und folgte uns den ganzen Weg zurück bis vor Janes und Robs Wohnungstüre. Sie nahmen es für ein paar Tage bei sich auf und nannten es aus irgendeinem verrückten Grund „Parmesan“, nach dem entsprechenden Käse, und schenkten es dann einer Freundin (sie hatten bereits zwei Katzen). Der Grund, weshalb sich mir dieser Vorfall so stark eingepägt hat, liegt darin, dass ich sah, wie Jane sich hinunterbeugte, um das Kätzchen zu streicheln, sich wieder aufrichtete, weiter ging, ihren Kopf drehte, um es zu rufen, die Hände hinunterstreckte, um es aufzuheben, und sich anscheinend nur mit dem winzigen Wesen beschäftigte, das hinter uns hertrötete, im Licht- und Schattenspiel einer

Zeit und eines Raums, die schneller verschwinden würden, als wir uns das je hätten vorstellen können.

Manchmal, wenn ich mich an diese kindlichen und einfachen Späße erinnere, scheint mir, als ob uns damals eine ganze Welt aus den Händen geglitten wäre, als wir gerade nicht hinschauten – oder zumindest aus meinen Händen. Oder vielleicht doch nicht. Vielleicht gehen nicht alle so gedankenlos mit dem Leben um und trauern ihm später nach, wie ich es tat, als Jane nur noch in meinen Träumen gehen konnte, und die Zeit uns alle weiterbefördert hatte, in ihrem unaufhaltsamen Strom bis irgendwo nördlich vom Polarstern, und ich, wie auch Jane und Rob, realisierten, dass ihre körperlichen Probleme ihr Leben aufgefressen, ihr alles weggenommen hatten, außer, ganz am Ende, ihre Fähigkeit zu sprechen. Und sogar dann, was gab es noch, worüber man sprechen konnte, außer über ihren körperlichen Zustand? Alles andere war verschwunden.

\* \* \* \*

Deshalb gingen Jane und Rob immer weniger aus, was mir nur recht war – ich mochte ihre Wohnung; es war bequem und gemütlich dort, immer lustig, immer offen für jede Art Gedanken, die man aufbringen und durchdiskutieren wollte. Meist waren Maggie und Bill Granger dort, vielleicht ein paar einheimische Künstler, gelegentlich auch Freunde und Fans, manchmal ein paar Leute aus der ASW-Klasse; wir alle saßen einfach da, warfen Ideen, Erinnerungen an Träume, Bemerkungen, lustige Geschichten und Meinungen in die Runde – ohne plärrendes Fernsehgerät und ohne laute Musik und, außer ganz selten einmal, ohne Seth. Vor allem scheint es mir im Nachhinein sehr bemerkenswert, dass es bei uns praktisch keine dieser sozialdarwinistischen Diskussionen gab, die heute fast zur gesellschaftlichen Norm gehören – keine politischen oder philosophischen Effekthaschereien (obwohl wir unseren guten Teil Streitgespräche hatten), trotz der gespaltenen Meinungen jener Zeit. Zudem gab es keine unterschwellige Seth-Tagesordnung, vor allem auch nicht von Jane. Aber dafür viel Zerlegen der Realität-hinter-der-Realität und ein paar lustige Experimente aus den ASW-Klassen wie Tischerücken und – wie Jane im Detail in *Das Seth-Phänomen* erzählt – einen (sogar für uns) sehr ungewöhnlichen Abend, als Jane, Rob, Maggie, Bill und ich alle spontan begannen, uns in unsere Selbst aus anderen Leben einzustimmen (bei Rob und mir wurde es so ausgeprägt, dass wir die Persönlichkeiten bis zu einem gewissen Grad „durchkommen“ ließen), während mein Freund Tim, der Psychologe, nur dort saß und alles beobachtete. Tatsache war aber, dass diese so genannte Szene aus dem vergangenen Leben – in der ich die Aufsässigkeit eines störrischen Kindes

gegenüber einer strengen, pedantischen Person, wie es Rob anscheinend gewesen war, spürte und auch zuließ – etwas einfiel, das zwischen Rob und mir im Jetzt existierte, wenn auch nur im Hintergrund, wie die Grundierung eines Gemäldes; unsichtbar für das bewusste Auge, aber unentbehrlich für die Form.

Er und ich würden diesen Aspekten von uns selbst in einer weniger zugänglichen Gestalt wieder begegnen.

Dann gab es jenen Abend, an dem Jane eine Geburtstagsparty für Rob „organisierte“ – vielleicht zu seinem Fünfzigsten, im Juni 1969, obwohl ich mir hierüber keine Notizen gemacht habe –, nicht auf die übliche Art per Telefon oder mit schriftlicher Einladung, sondern, indem sie „Schwingungen aussandte“, wie sie es nannte. „Ich habe nichts geplant,“ sagte sie später, „ich habe einfach nur mentale Botschaften an ein paar Leute gesandt, dass sie doch herkommen sollten.“ Nicht nur, dass sie kamen... und kamen... und *kamen...*, sondern darunter gab es auch Freunde, die Rob seit Jahren nicht mehr gesehen hatte, ein Amateurzauberer, der eine improvisierte Vorführung gab, ein Steptänzer, der aus dem Fenster kletterte und uns auf dem angrenzenden Dach vortanzte, und sogar ein Nachbar, der aus „irgendeinem Grund“ einen Kuchen herüberbrachte – so um die fünfzig Personen im Verlauf des Abends, wie wir später ausrechneten. „Ich glaube, ich hab’s vielleicht ein wenig übertrieben,“ lachte Jane, aber sie war offensichtlich äußerst zufrieden mit sich.

Größtenteils war aber unser gesellschaftliches Leben am Freitagabend eine alltägliche und gemütliche Sache. Man konnte sich immer auf Bill Grangers Geschichten über alle möglichen Kriegsmaschinen verlassen, die je erfunden worden waren, vor allem über Kampfflugzeuge und Unterwasserboote. Maggie und Bill waren oft auf Reisen und brachten viele großartige Geschichten zurück, wie damals, als ihr Flugzeug nach Kuba entführt worden war. (Niemand wurde verletzt, nur Maggies Kamera wurde konfisziert und Bills chronische Magengeschwüre wurden noch etwas mehr durchgeschüttelt, als sie die Schlaglöcher und Bäume vorbeifliegen sahen und nur hoffen konnten, dass ihr Flugzeug auf der allzu kurzen Flugpiste von Havanna die nötige Startgeschwindigkeit erreichen würde.)

Wir wechselten uns beim Mitbringen von Wein und Bier ab; Jane und Rob legten Käse und Aufschnitt und Crackers auf Tellern in der schrankähnlichen kleinen Küche bereit (wo ich mich manchmal damit vergnügte, verrückte Sachen wie Ameisenfresserbutter oder Grackelleber auf ihre spartanische Einkaufsliste zu schreiben, die an der Wand hing.) Es gab nie irgendwelche formellen Abendessen, nur Snacks und vielleicht Eiskrem oder eine Torte, wenn jemand so etwas mitgebracht hatte – Naschereien wie Eiskrem oder Torten waren nicht gerade Grundnahrungsmittel in Janes und Robs Vorratsschrank. Jane und auch

andere rauchten ständig. Heute würde ich es nicht einmal dreißig Sekunden im gleichen Zimmer mit einem Raucher aushalten, geschweige denn Stunde um Stunde in einem Raum, der mit der Zeit von dem Zeugs blaugetönt war, aber damals schien dies, na ja, vielleicht manchmal schon etwas viel, aber grundsätzlich ein normaler Teil des Lebens zu sein.

Mit liebevollen Erinnerungen an diese Abende schreibt mir meine langjährige Freundin, die Schriftstellerin Barbara Coultry („Bernice Zale“ aus *Dialog*) 1999 in einem E-Mail: „Bild: Wir sind bei Jane und Rob zu Besuch und feine Nervenfasern wirbeln durch die Luft. Manchmal spürte ich eine seltsame Rivalität zwischen Dir und Jane. Es erinnerte mich an eine Mutter/Tochter-Beziehung, in der ihr beide von einer Rolle in die andere hin- und zurückwechselten. Als Medium war Jane für eine Weile die Mutter, aber von Mensch zu Mensch war sie eher die Tochter. Jane schien, wenn sie mit vielen Leuten zusammen war, fast übereifrig, so als ob sie viel zu stark versuchte, normal zu sein. Du jedoch warst (und bist immer noch) in dieser Beziehung ein Naturtalent und ich glaube, sie hat sich hier ein wenig auf dich gestützt.“

Manchmal las uns Jane ihre Gedichte vor. Ich habe das Vorlesen nie gemocht (so wenig wie andere Live-Aufführungen) und es war mir immer unbehaglich – was konnte ich danach schon sagen, außer, wow, das war großartig?

Die Wahrheit ist, dass mir viele ihrer Gedichte nicht gefielen, aber es gab auf der ganzen Welt keine Möglichkeit, dass ich ihr das je hätte sagen können. Sie betrachtete sie als Kern ihres Wesens und wie hätte es mir zustehen können, daran etwas auszusetzen? Außerdem, wenn es jemand nur schon wagte, während des Vorlesens mit einem Bierglas zu klirren, geschweige denn geräuschvoll in einen Cracker zu beißen, warf sie einem einen Blick zu, der Zement zum Schmelzen gebracht hätte, bis man damit aufhörte. So saßen wir denn, vorsichtig, ruhig und aufmerksam da, und sie las mit ihrer schnellen und exakten Stimme vor, manchmal eine halbe Stunde oder länger. Und was auch immer über die Gedichte gedacht oder gesagt werden konnte, wenn man dieser Stimme zuhörte – Janes eigener, wie alle ihre Stimmen ihre eigenen waren –, so wusste man, dass die Poesie wirklich die Urquelle ihrer mystischen Natur war, der Ort, von dem aus alles andere – das Seth-Material, die Überseele-Romane, überhaupt alles – ausgegangen war.

\* \* \* \*

Es ging nicht lange und ich brauchte Jane und Rob als Mittel, um den familiären Festtagsanlässen zu entkommen, wann immer es mir angeboten wurde, oder wenn ich es fertig brachte, ihnen eine Einladung abzuluchsen.

Heiligabend und Silvester waren gute Tipps, manchmal auch das Erntedankfest. Sie lieferten mir eine Art alternatives Sippengefühl, vielleicht sogar die Version eines Ideals. Aber wenn ich heute zurückblicke, spüre ich, dass ich beide Gruppen mit einem heftigen und unausweichlichen Sehnen vermisste.

Es gibt ein Foto, das am Heiligabend 1975 im Haus meiner Tante und meines Onkels aufgenommen wurde. Dort sitze ich zwischen meiner Mutter und der Schwester meines Vaters auf einem Sofa und beide fletschen gegenseitig ihre Zähne in der charmanten Weise jener reizenden Cocktailstunde vor dem Abendessen, in der man einander grauenvolle Dinge in angenehmem, sogar scherzhaftem Tone sagt. Wie gewöhnlich schleppe ich ungefähr 12 Kilo Übergewicht mit mir herum und trage, vielleicht um die Festtagsatmosphäre zu betonen, einen wollenen Pullover mit Rundhalsausschnitt, gefütterte Wollhosen und grobe, handgestrickte Wollsocken und das in einem normalerweise auf mindestens 24 Grad geheizten Haus. Im Hintergrund des Fotos sieht man meinen Vater mit einem breiten, dümmlichen Grinsen auf dem Gesicht in seinem Lehnstuhl schlafen – vielleicht war dies das Jahr, in dem er eine improvisierte Rasierdemonstration mit dem elektrischen Messer mit Elfenbeinhandgriff veranstaltete, von dem meine Tante und mein Onkel annahmen, es wäre eine so überaus elegante Geschenkidee. Oder vielleicht war es das Jahr, in dem mein Onkel eine Tirade über die Ekelhaftigkeit von Tieren vom Stapel ließ und dazu, um seine Behauptungen zu untermauern, viele äußerst plastische Beispiele anführte, unter anderem das eines bestimmten Zoogorillas, dem er einst zugeschaut hatte, wie er seinen eigenen Kot aufgefressen hatte. Verzweifelt bemüht, einigermaßen gleichgültig zu erscheinen und die Unterhaltung wieder auf eine muntere Spur zu bringen, versuche ich das Thema zu wechseln und sage: „Hei, komisch, dass du das sagst, denn gerade letzte Nacht hatte ich einen Traum über einen Gorilla“, worauf mein Onkel antwortet, dass, soweit es diesen angeblichen Zufall betrifft und alles andere, was ich hierzu zu sagen habe, ich diejenige sei, die voller Scheiße sei.

„Ich glaube überhaupt nichts davon, was du sagst,“ erklärt er mir freundlich, und meine Mutter lacht darüber, und auch ich lache und sobald es nur irgendwie möglich ist, verabschiede ich mich – höflich, da bin ich mir sicher – und flüchte in Janes und Robs Wohnung, wo wir, wie es meine Notizen beweisen, den Rest des Abends damit verbringen, sowohl Träume zu vergleichen (ein Teil meines Gorillatraums schloss auch Jane ein, die mit mir eine Straße entlanglief), und wir erzählen uns Geschichten über vulgäre Festtagsbemerkungen von Verwandten und listen zahlreiche Möglichkeiten der Vergeltung auf, die ebenfalls die bereits genannten Fäkalien und auch das Herumwerfen, Verbrennen, Zerschmettern oder Tarnen von damit gefüllten und mit Oliven verzierten Vorspeisen beinhalten.

Kam Sean an jenem Abend mit mir zu Jane und Rob? Ich erinnere mich nicht speziell daran (normalerweise blieb ich jeweils ungefähr bis Mitternacht, also lange über seine Schlafenszeit hinaus), obwohl er hie und da mitkam, wie auch in die ASW-Klasse. Das erste Mal, als der zwei- oder dreijährige Sean Jane für Seth sprechen hörte, brach er in ein manisches Kichern aus, stand auf und warf sein über alles geliebtes Kuscheltuch – eine große elektrische Wärmedecke – mit einer schnellen Bewegung wie ein fliegendes Zelt direkt über Janes Kopf, was jedoch ihre Trance nicht im Geringsten störte - Seth fuhr auch mit seinen Erklärungen weiter, als ich die Decke wieder wegzog und Janes Haare in einem knisternden, statischen Chaos um ihr Gesicht fluteten.

Aber wenn man diese Familienszene unter dem Weihnachtsbaum betrachtet und annimmt, dass alle jene Personen gut erzogen, belesen, am Geheimnisvollen interessiert und keineswegs in irgendwelche philosophische Verbindungen verwickelt, sondern an ein Familienleben gewohnt waren, das den gegenseitigen Austausch praktizierte, wie auch immer er durch die Cocktailstunde verzerrt werden konnte – wenn man das alles betrachtet, dann sind die seltsamen parallelen Fäden fast greifbar, die sich durch diese Szenen hindurchweben, zwischen verschiedenen Arten von Familien – zwischen Blutsverwandten und anderen Verwandten; ein Gewebe von Absichten und intensivem Druck gegen die Einschränkungen von Rollen und Glaubenssätzen, von denen wir nicht genau wussten, wie wir sie umgehen konnten. Und beim Letzteren meine ich wirklich beide Gruppen, jede auf ihre eigene spezielle Art.

Zum Beispiel gab es da den Abend, an dem Willie, der Kater, in Maggie Grangers Schoß sprang. Maggies intensive Abneigung gegen Tiere, vor allem gegen Katzen, diente Jane und mir als dauernder Grund für Witze (und heute finde ich es interessant, hier eine Parallele zu den Bemerkungen meines Onkels zu ziehen), was wahrscheinlich darüber hinwegtäuschen sollte, wie sehr wir uns deswegen über sie ärgerten – etwas, das Maggie sicher auf irgendeiner Ebene aufnehmen musste. Natürlich liebte es Willie, sich mit jener speziellen Anziehung an Maggies Knöchel zu schmiegen, die Katzen für jene entwickeln, die sie verabscheuen. Deshalb sperrte Rob Willie jeweils in die Kleiderkammer (und später in die gegenüberliegende Wohnung), wenn Maggie und Bill auf Besuch kamen, aber entweder hatte er es dieses Mal vergessen oder Willie hatte es fertig gebracht, die Türe aufzustoßen.

Maggie saß in Janes Schaukelstuhl mit einem Glas Wein in der einen und einem Keks in der anderen Hand und sprach und gestikulierte lebhaft als – WHAM – Willie plötzlich mit einem Satz hereinsprang und direkt vor Maggies Gesicht landete; und Maggie reagierte, als ob ein Hornissennest aus dem Himmel gefallen wäre. Sie stieß einen Schrei aus, warf Keks und Glas an die

Wand und lehnte sich so weit von der Katze weg, dass der Stuhl fast umkippte.

Natürlich rastete auch Willie aus und rannte wie der Teufel davon, während wir alle – außer Maggie – uns fast krank lachten. Man konnte ihrem Ausdruck entnehmen, dass sie entsetzt und angeekelt war, aber hatten wir einen Funken Verständnis dafür? Nein! (Meine innersten heimlichen und hässlichen Gedanken waren, dass sie nur bekommen hatte, was sie verdiente... Magst keine Tiere, eh? Dann hast du's auch verdient!)

Andererseits besaßen Jane und Rob immer fürchterliche Katzen – nur eine von ihnen, der kurzlebige Kater Billy, ließ es zu, dass man ihn streichelte, ohne dass er wegrannte oder einem in die Hand zu beißen oder sie aufzuschlitzen versuchte. Willie war soweit noch knapp in Ordnung, er war eine jener Katzen, die einem allerhöchstens ein zweimaliges Streicheln erlaubten, bevor sie die Krallen ausfuhren. Maggie hatte das wahrscheinlich beobachtet und ihn daher als Augen-auskratzer eingeschätzt. Und wahrscheinlich lag sie damit nicht einmal allzu weit daneben.

Als Jane und Rob den streunenden Rooney bei sich aufnahmen, überzeugte ich sie, den Kater kastrieren zu lassen – und brachte ihn sogar selbst zum Tierarzt. Der Kater hatte alle Wände und Buchregale verspritzt, aber Jane und Rob verhielten sich so, als ob sie noch nie davon gehört hätten, dass dies durch eine Kastration vermieden werden könnte. Als Rooney aufgrund einer Harnwegserkrankung starb, erinnere ich mich, dass Jane ihr Missfallen ausdrückte, dass sie die Operation je zugelassen hatte. Während längerer Zeit glaubte ich, dass sie mich oder die Kastration für den Tod der Katze verantwortlich machte, und als ich dann ihr „Lyrisches Gedicht für Rooney“ in *Dialogues of the Soul and Mortal Self in Time* las, hielten sich bei mir Verständnis und Verwirrtheit die Waage. „Wir ließen ihn kastrieren. / Er wurde fett und schien zufrieden / auch ruhend in sich selbst / doch irgendwie zusammengesackt,“ schreibt Jane; „Betrogen wir ihn vielleicht / mit unserer Sympathie?“

*... er war immer krank.*

*Wir hielten ihn zu lange von seinem Tode weg...*

*Er hätte leben können*

*ohne unsere Hilfe,*

*sich durchbettelnd in der Nachbarschaft,*

*um dann in einer letzten*

*Märzenschlacht zu sterben,*

*ein paar Jahreszeiten später,*

*während die gelben Augen des Frühlingsmondes  
hellscheinender als die seinen  
ihn endlich umfingen.*

Wie bewegend dieses Gedicht auch sein mag und wie sehr es auch in mir mitklingt, so glaube ich nach wie vor an die Gleichung: Unkastrierter Kater = Problem; kastrierter Kater = Lösung. Ironischerweise realisiere ich erst heute, dass sich Jane trotz unserer Witze über Maggies Einstellung zu Tieren über meine Gefühle genau so sehr, wenn nicht noch mehr, wunderte. Ihr musste meine Art ziemlich herzlos oder geschäftsmäßig erschienen sein – dies, obwohl sie und ich ein tiefes Mitempfinden für die Natur teilten. Sie hatte erlebt, wie ich in einer ASW-Klasse weinte, weil ich bei meiner Fahrt nach Elmira einen Hasen überfahren hatte, was wiederum zur Empörung eines anderen Klassenteilnehmers, Warren Atkinson, führte, der mich als Heuchlerin bezeichnete, weil ich damals noch Fleisch aß. Jane und ich führten viele Gespräche über unsere Zuneigung zu Tieren. Aber in der ASW-Klasse bemerkte sie eines Abends, dass ich „jenen Bewusstseinstyp besäße, der eine Blume sezieren würde, um zu sehen, wie sie funktioniert.“ Nun ja, eine Blume, warum nicht – und vielleicht sogar ein totes Tier; aber diese Bemerkung verletzte und verwirrte mich, als ob sie mich beschuldigte, jemand zu sein, der Vivisektionen guthieß! Wollte sie damit ihren Schmerz und Zorn über Rooneys Tod ausdrücken? Ich weiß es nicht.

Nicht lange nach der Willie-Episode, an einem kalten und verschneiten Freitagabend, fuhren Jane und Rob und ich zu Maggie und Bills Haus in den Hügeln oberhalb von Elmira. Bill zeigte uns sein interessantes Durcheinander von Reiseandenken und erzählte Geschichten über seine erfolglosen Versuche, die Mülltonnenplünderungen der Waschbären zu vereiteln, indem er die Deckel der Mülltonnen mit komplizierten mehrfachen Seemannsknoten verschnürte. Die Waschbären gelangten jedoch trotzdem in die Mülltonnen, nicht etwa, indem sie die Seile durchbissen, sondern indem sie sie aufknüpften. Wir, das heißt vor allem Jane und ich, hatten einen Riesenspaß daran, und kamen immer wieder auf Maggies Abscheu vor Tieren zurück und darauf, dass genau sie nun geniale Knoten aufknüpfende Waschbären in ihren Garten gelockt hatte und welche Art Glaubenssätze hier wohl dahinter stehen könnten, und so weiter. Obwohl Maggie und Bill mit dem Du-erschaffst-dir-deine-eigene-Realität-Gedanken oder mit der ganzen Seth-Sache nie viel anfangen konnten, genossen sie es genau so wie wir, damit herumzublödeln und Maggie (als Reporterin für die Elmira-Zeitung) interviewte Jane in all den Jahren auch sehr oft über ihre neuesten Bücher, über



ihre zukünftigen Projekte und Ideen.

Übereinstimmung war für Jane nicht allzu wichtig – was sie genoss, war das gegenseitige Zusammenwirken mit engagierten Menschen.

„Ich betrachte die Klasse als... meine Art eines Salons, so wie er früher von Schriftstellerinnen und Schriftstellern geführt wurde, die großartige Menschen um sich versammelten und sie ermunterten und denen dann der Hof gemacht wurde,“ schreibt Jane in ihrem Tagebuch und widerspiegelt damit den Grundton dieser kleinen gesellschaftlichen Zusammenkünfte, auch wenn es nicht immer so freundlich zwischen uns zu- und herging.

Denn manchmal war es alles andere als das. Wenn sich Bill zum Beispiel wieder einmal, meist aus purer Verzweiflung, auf eine seiner eigenen Tiraden einließ, bei denen sich seine außerordentlichen erzählerischen Fähigkeiten im Kreis drehten und er uns nur noch in einen höllischen Strudel zog und uns Krieg und Umweltzerstörung voraussagte („Dein Junge da wird nie mehr wissen, wie ein Wald oder eine Blumenwiese aussehen!“) und uns damit während der darauf folgenden Tage am Boden zerstört zurückließ. Manchmal brachte er mich zum Heulen, vor allem wenn ich mich seinen Überzeugungen entgegenstemmte (eine interessante Parallele zur Konversationstechnik meines Vaters) und er meine Proteste gnadenlos in den spekulativen Grund und Boden schlug; so erschien es mir zumindest, denn natürlich teilte ich seine Ängste auch bis zu einem gewissen Grad. Wir alle taten das, wer denn nicht damals? Und immer versuchte Jane, sich gegenüber allen und allem zu verteidigen.

Eines Abends gab ich Maggie einen, wie ich dachte, heißen Tipp: Ein Bauunternehmer und Freund meines Vaters hatte ihm davon erzählt, dass er einer Arbeitsgruppe angehöre, die Bauarbeiten für das Militär ausführen musste, anscheinend für ein geheimes Lager von Atomsprengköpfen in Romulus, New York, einem Dorf, das sich etwa fünfzig Meilen nördlich von Elmira, am östlichen Ende des Seneca-Sees befand. Ich erzählte Maggie diese Information (und andere Details) im Sinne von, Hallo, da ist nun mal was zum Nachforschen, vielleicht eine heiße Geschichte zum Aufspüren, aber ihre Reaktion war viel weniger desinteressiert als unfreundlich. Sie reagierte zu meinem großen Erstaunen äußerst feindselig.

„Oh, wenn es dort oben so etwas gäbe, wüssten alle davon,“ sagte sie abschätzig. Es entstand ein kleines Schweigen.

„Hei, Maggie,“ sagte Jane in einer für sie ungewöhnlich zaghaften Stimme, „ist das nicht genau so, wie solche Geschichten überhaupt zu Stande kommen, durch Tipps wie der von Sue?“ Worauf Maggie antwortete: „Oh, wir hören ständig alle Arten von Zeugs, aber wir folgen nur verlässlichen Quellen.“ Und das war's dann.

Wir saßen alle nur da und schwiegen.

Schnell überbrückte dann Bill die Situation mit einer weiteren Flugzeuggeschichte, und niemand erwähnte den heißen Tipp je wieder, am allerwenigsten ich. Viele Jahre später, nachdem die Anti-Atombewegung gekommen und gegangen war und die Armee endlich zugegeben hatte, dass sie (wie sie sagte) nicht-betriebsbereite Atomsprengköpfe in der unterirdischen Romulus-Anlage gelagert hatte, dachte ich daran, Maggie anzurufen und ihr zu sagen: „Ich hab‘s dir ja gesagt“, aber ich tat es dann doch nicht. So waren denn vielleicht auch diese Freitagabendtreffen den traditionellen Familientreffen nicht ganz so unähnlich, wie ich es gerne geglaubt hätte.

\* \* \* \*

Ned Watkins wurde Jane und Rob von einem Jugendfreund Dan Stimmermans (die Dan-Verbindung) vorgestellt und war auch an der regelmäßigen Dienstagabend-ASW-Klasse dabei, an der ich irgendwann im Spätherbst 1968 teilzunehmen begann (ungefähr zu jener Zeit, als Jane die Donnerstagabendklasse ganz aufhob). Er und ich mochten uns ziemlich gut, obwohl wir eigentlich außer unserer Freundschaft mit Jane und Rob nicht allzu viel gemeinsam hatten. Es waren Jane und Rob, mit denen wir an eine Silvesterparty im Dezember 1968 gingen. Ich erinnere mich an nichts mehr von dieser Party, weder wo sie stattfand noch wer sonst noch dort war; ich erinnere mich nur daran, dass ich viel zuviel trank und am nächsten Morgen auf Janes und Robs Wohnzimmersofa aufwachte, den Kleiderhaufen auf dem Boden neben mir sah und realisierte, dass jemand anders – ich hatte keine Ahnung wer – mit mir zusammen unter der Decke lag. Als ich die Decke hob und Neds Gesicht erblickte, war mein unmittelbarer Gedanke, *Na ja, das heißt dann wohl zurück nach Martha's Vineyard für mich*, und für einen Moment, für den kürzesten aller Momente, hüpfte mein Herz wirklich, wie man so schön sagt, vor Freude.



Die „Fleischmarkt-Hochzeit“ von Susan und „Ned“ mit Jane und Rob als Trauzeugen in Odessa.

Von links nach rechts: Robert Butts, „Ned“ Watkins, Susan Watkins, Jane Roberts-Butts, Friedensrichter Letteer. Das Foto wurde dem Seth-Verlag freundlicherweise von der Familie Letteer zur Verfügung gestellt.

## KAPITEL 9

### *Die Fleischmarkt-Hochzeit*

So standen uns denn Jane und Rob zur Seite, als Ned und ich im Februar 1969 heirateten. Wir beschlossen, zum Zivilstandesbeamten [in den Vereinigten Staaten können in jeder Gemeinde Privatpersonen als so genannte Friedensrichter vereidigt werden und dann als Zivilstandesbeamte wirken und unter anderem auch offizielle Eheschließungen durchführen, d. Ü.] in Odessa zu gehen, dem kleinen Dorf am südlichen Ende des Seneca Sees, in dem Ned aufgewachsen war. Wir waren beide nicht übermäßig enthusiastisch. Ich war wieder schwanger und fühlte mich wie sich auch Ned gefühlt haben muss: gefangen in einer unerbittlichen Woge von Dumpfheit. Wir wussten nicht, wie wir uns daraus befreien konnten – alles, was wir tun konnten, war, so gut wie möglich mitzuschwimmen. Unseren Eltern hatten wir den eigentlichen Grund unseres Entscheides nicht mitgeteilt und sie hatten auch abgelehnt, an der Zeremonie teilzunehmen. So holten Ned und ich Jane und Rob in ihrer Wohnung ab und fuhren die fünfundzwanzig Meilen von Elmira bis in das Lebensmittelgeschäft an der Hauptstraße von Odessa, das dem Zivilstandesbeamten gehörte. Ich glaube nicht, dass wir ihn zuerst anriefen. Wir fuhren einfach hin und nahmen an, dass er dort sein würde, und das war er dann auch.

Ich habe eine vage Erinnerung an uns vier, wie wir auf der winterlichen Landstraße dahinfuhren und angeregt plauderten, an eine Sonne, die auf dem metallgrauen Schnee glitzerte und an einen Himmel von der Farbe eines chlorierten Schwimmbassins. An meinem Hochzeitstag trug ich ein braunes Wollkleid in Größe 46 mit schwarzer Verzierung an Kragen und Saum und dazu passende braune Mokassins. An den Anzug des Bräutigams kann ich mich nicht mehr erinnern. Jane und Rob, die sehr viel besser als das glückliche Paar am Steuer gekleidet waren, quetschten sich auf den engen Rücksitz meines 1967er Mustangs, der ungefähr so bequem wie eine Holzbank in einem Stadion war und komplizierte, gymnastische Verrenkungen erforderte, um überhaupt hineinzukommen. Ich weiß nicht mehr, wie Jane es schaffte, herein- und heraus zu kriechen; ich schäme mich zuzugeben, dass ich es nicht bemerkte. Sie saß starr da, mit ihren Knien in einer Stellung, von der ich mir sicher bin, dass es eine Tortur für sie war, aber sie sagte kein Wort darüber. Beide unterhielten uns

mit der Geschichte ihrer eigenen Hochzeitszeremonie, die am 27. Dezember 1954 im Wohnzimmer von Robs Bruder in Tunkhannock, Pennsylvania, und im Beisein von Robs Eltern stattgefunden hatte. Auch dieser Rahmen war sehr informell gewesen, genau wie der darauf folgende Empfang im Haus des Bruders. Aber was Informalität betrifft – nun, wie das Sprichwort so schön sagt, da hat noch keiner was gesehen.

Der Zivilstandesbeamte stand hinter der rückwärtigen Theke seines Metzgerladens und zersägte gerade eine Rinderhälfte, als wir eintraten. Er trug eine blutbespritzte weiße Latzschürze über einem karierten Flanellhemd und Jeans und Gummistiefel, die ebenfalls blutbespritzt waren. Ned teilte ihm den Zweck unseres Besuches mit, und der Mann seufzte und sagte, klar, kein Problem. Galant legte er die Säge hin, entledigte sich der Schürze und wischte seine Hände ab, bevor er uns nach draußen und dann eine lange, schmale Treppe hinauf in seine offiziellen Amtsgemächer führte, ein düsteres Zimmer im zweiten Stock mit einem unordentlichen Schreibtisch und einer milchig hellgrün übermalten Tafelung. Jane hatte unendliche Mühe, die Treppenstufen hinaufzusteigen – es war eine Qual für sie, schlimmer noch als der Kampf (oder vielleicht dadurch noch verstärkt), den sie mit dem Autorücksitz gehabt haben musste. Als Ned, der Beamte und ich die Treppe hinaufstiegen, sagte Rob in einem seltsam eindringlichen Ton etwas zu Jane, und ich blickte zurück und sah, dass er sie Stufe um Stufe halb trug, halb schob, weil Janes Knie sich nicht genug beugen ließen, um die Stufen allein bewältigen zu können. Ein schockierter Schauer durchdrang die zugeknallte und abgetauchte Taubheit, in die ich vor ein paar Tagen gefallen war. Bis zu diesem Moment hatte ich nicht realisiert, wie stark Jane durch die arthritische Steifheit beeinträchtigt war, die sie gelegentlich als „die Symptome“ bezeichnete. Meine Reaktion war, wegzuschauen und weiterzugehen. Was konnte ich anderes tun? Die ganze Prozedur abblasen?

Nach der zehnminütigen Zeremonie fragte Ned den Beamten, wie viel wir ihm schuldig wären? „Was denken sie, ist es ihnen denn wert?“, fragte dieser.

„Können sie einen Fünfer wechseln?“, antwortete Ned. Jane lachte laut. Wie es sich herausstellte, hatte Ned genau den richtigen Betrag erraten.<sup>1</sup>

Nach durchgeführter und bezahlter Tat zogen wir wieder die wacklige Treppe hinunter, der Beamte ging zurück und zerhackte weiter totes Fleisch und wir vier führen in das Haus meiner Eltern zu einer Art Empfang. Irgendwo dazwischen müssen wir auch angehalten haben, um meine neuen Schwiegereltern zu treffen, aber falls wir das taten, so erinnere ich mich nicht daran – ich war viel zu sehr damit beschäftigt vorzugeben, wie wahnsinnig *toll* das alles war, was wir da machten. Tatsächlich war ich jedoch so abgehoben, dass ich eine Art peripheren

Blickfeldverlusts hatte, der gewöhnlich mit einer Ohnmacht verbunden ist. Ich konnte nur direkt vor mir etwas sehen und sogar das war alles perlgrau verschwommen, als ob meine Augen mit Vaseline bestrichen waren.

Meine Mutter hatte den Esszimmertisch genau so gedeckt, wie sie es jeweils für die üppigen Feiertagsmahlzeiten tat – mit dem Leinentischtuch und den Servietten, dem antiken Havilland-Porzellan, dem Sterling-Silberbesteck, den Bleikristall-Wassergläsern, den Tranchiermessern mit Horngriffen, der kunstvollen Vorspeisenplatte, den Kerzenhaltern, den Drinks, dem Lächeln. Ich erinnere mich nicht daran, was es zu essen gab. Jane saß mir gegenüber am Tisch, kerzengerade und munter wie ein Vögelchen in einem Käfig. Rob war entspannt und fröhlich und unterhielt sich mühelos mit meinen Eltern; er war in ihrem Alter und missgönnte ihnen das komfortable Umfeld, in dem sie lebten, keineswegs. Mein Vater hatte natürlich bis zu diesem Zeitpunkt und an diesem speziellen Tag bereits schon einen Liter Whisky oder vielleicht auch zwei konsumiert. Irgendwann während des Essens wandte er sich zu Ned und brüllte: „Denk daran, mein Junge – wenn du ihr je weh tust, nagle ich deine Eier an eine Felswand und kicke deinen Arsch über den Abgrund!“ Es war das Einzige, was er während des ganzen Nachmittags zu Ned sagte.

Meine Mutter und ich lachten hysterisch – nein, wir kreischten sogar. Ich wagte es nicht, Jane anzuschauen.

Endlich konnten wir alle entkommen, und wir vier kehrten in Janes und Robs Wohnung zurück und machten ein paar Polaroidfotos, um dieses Ereignis festzuhalten. Von diesem halben Dutzend Fotos erinnere ich mich nur an eines ganz deutlich: Darauf steht Jane, mit nicht viel mehr Substanz als derjenigen einer Elfe, zwischen Ned und mir, beide unsere Arme sind sorgfältig um ihre Schultern gelegt und ihr Lächeln scheint aus Eis ziseliert zu sein. An diesem Punkt, nach all dem Klettern und Beugen und dem ganzen gesellschaftlichen Wohlverhalten, muss sie in Agonie gewesen sein. Aber sie versteckte es gut, zumindest vor mir. Alle diese Fotos sind nun verloren, denn als ich sie 1999 suchte, entdeckte ich, dass sie aus meiner und auch aus Robs Sammlung verschwunden waren, was in der Tat ziemlich seltsam ist, denn er und ich sind beide pedantische Sammelnaturen, wenn es darauf ankommt, solche Dinge zu behalten, „für das Protokoll“, wie Rob sagen würde.

Alles das fand an einem Dienstag statt, und so nahmen Ned und ich auch noch an der ASW-Klasse teil, in der Seth uns einen langen (und tatsächlich sehr ergreifenden) Vortrag über „Die Zeremonie der Himmel und der Bäume und sogar des Grases“ und über „In das Angesicht der Verletzlichkeit blicken und Freude finden“ hielt. Nun, zumindest Seth war damals voller Hoffnung. Dann gingen Ned und ich zurück in meine trostlose kleine Wohnung am Rande der

Cornell-Universität und versuchten, das Leben miteinander anzugehen.

Jane teilte mir später ihre Eindrücke über meine Eltern mit und bezeichnete sie als Leute, die aufgrund ihrer Kleider und Möbel in einem veralteten Zeitrahmen stecken geblieben waren, vor allem meine Mutter. Ohne direkt unwahr zu sein (das Haus steckte von oben bis unten voller Antiquitäten und hatte erst noch eine rote Samtblumentapete im Esszimmer), fand ich diese Bemerkungen urkomisch: Hatte Jane je einen Blick auf ihre eigenen Kleider geworfen? Und um ehrlich zu sein - wer von uns steckte nicht in irgendeiner Art von Zeitrahmen, in einem Element unserer Vergangenheit, in das wir gerne zurückkehren würden? Aber vielleicht missverstand ich auch Janes Worte; vielleicht meinte sie etwas anderes und versuchte nur, höflich zu sein. Ich weiß es nicht. Ich jedoch hatte Jane nie etwas von den Eindrücken erzählt, die meine Mutter von ihr hatte. Tatsächlich hatte ich es auch nie irgendjemand anderem erzählt, bis jetzt, da ich in diesen Erinnerungen darüber schreibe.

Dass dies die einzige Diskussion war, die Jane und ich je über dieses ganze Ereignis miteinander führten, erfüllte mich viel später mit Traurigkeit, als ich nach mehr als drei Dekaden zurückblickte und zum ersten Mal die Leere sah, die zwischen uns existierte. In jenen Momenten verhielten sich Jane und ich wie Lehrerin und Schülerin, intellektuell verbunden durch eine psychische Analyse, aber ohne die vertraute Wärme wahrer Freundschaft, und das war ungefähr auch die Art und Weise, in der wir miteinander verkehrten, obwohl ich es damals oder auch in meinem Leben gesamthaft gesehen nicht erkannte. Soviel anderes in meiner Beziehung zu ihr war so absolut wunderbar, dass dieser Mangel kaum ins Gewicht fiel und, um ehrlich zu sein, fühlten wir uns innerhalb dieser Grenzen auch wohl. Aber es war genau diese emotionale Distanz, die es uns fast unmöglich machte, unsere Erwartungen, das heißt, grundsätzlich Janes Erwartungen, für einmal zu vergessen und voreinander auch einmal dumm und lächerlich sein zu dürfen, ein Geschenk, das einem erst durch Intimität zuteil wird. Stattdessen spürte ich ihre Missbilligung – über meine Handlungen, über den Lebensstil meiner Eltern, über meine Nachgiebigkeit statt meiner Entschlossenheit – und vielleicht war auch sie mir oder anderen gegenüber vorsichtig, obwohl ich bewusst keinen Grund für irgendwelche Missbilligung hatte (zumindest keinen, den ich gewagt hätte, auszudrücken). Kein Wunder also, dass diese Hochzeitsfotos, die einzigen, die Jane und mich Seite an Seite zeigen, in eine andere Welt entschwunden sind.<sup>2</sup>

Sieben Monate später, elf Tage, nachdem Sean am 7. Oktober geboren worden war, besuchten wir Jane und Rob und sie brauchten zwei ganze Rollen Film, um Fotos von uns dreien zu machen (diese Fotos gibt es alle noch). Maggie und Bill Granger waren auch dort, und ich erinnere mich, wie Bill Sean in die Arme

nahm und ihn liebte und Little Peanut nannte und wie Rob immer wieder voller Verwunderung über diese winzige Person in unserer Mitte sprach und wie munter Jane reagierte, aber wie wenig sie sagte; und wie ich schließlich Sean vor allen Anwesenden stillte, etwas, das ich auch in der ASW-Klasse machte und was Jane in einem Ausmaß entsetzt haben musste, das ich mir nicht einmal ansatzweise vorstellen kann.

\* \* \* \*

Aber Ned und ich durchlebten eine fürchterliche Zeit – es funktionierte einfach nicht. Wäre ich fähig gewesen zu verstehen, dass das, was ich eigentlich gewollt hatte, ein Kind gewesen war und nicht ein Ehemann, hätten wir vielleicht das unpassende Heiratstrauma ganz vermeiden können; aber ich bezweifle es, wenn man sich an jene Zeiten und das damalige fehlende Verständnis gegenüber ledigen Müttern erinnert. Offensichtlich hatte ich ja diesen Trieb schon einmal ausgelebt – und beide Male war mein bewusster Verstand während des ganzen Vorgangs total ausgeschaltet gewesen.

Jane und Rob taten ihr Bestes, um uns zu helfen, einschließlich einer Einladung zu einer privaten Seth-Sitzung, während der Ned und ich einigermaßen wohlwollend mit einer scharfen Analyse und mit Empfehlungen für die Reparatur unserer Ehe versehen wurden.<sup>3</sup> 1970 ließen wir uns trotzdem scheiden, obwohl die Einsichten außerhalb jenes Bezugssystems für mich – und nicht nur für mich, sondern (typisch für Seth) auch universell und auch für Jane anwendbar waren. Und noch deutlicher anwendbar für die Unterschiede zwischen Jane und mir, die immer so... ähnlich schienen.

„Du hast während einer langen Zeit das Gefühl gehabt, dass du zwischen Teufel und Beelzebub stehst,“ sagte mir Seth an jenem Abend. „Dass du einen Verstand und eine Gebärmutter hast und dass diese beiden irgendwie nicht miteinander klar kommen. Ungeachtet von Einflüssen früherer Leben, die existierten, und in Erfüllung einiger anderer innerer Beweggründe, hattest du Kinder, um sowohl deiner Mutter wie auch dir selbst zu beweisen, dass du eine Frau bist. Daraufhin, so dachtest du, könntest du dann ganz frei sein, um deinen Verstand und deine anderen Fähigkeiten zu brauchen und niemand könnte etwas dagegen einwenden, weil du immer antworten könntest: ‚Offensichtlich habe ich meine Weiblichkeit bewiesen und ich bin nun frei, meinen Verstand zu gebrauchen.‘“

„Viele untergeordnete Themen fallen damit auch an ihren Platz – die Versuche, die du manchmal unternommen hast, um... deine weibliche Natur zu verstecken, für die du dich grundsätzlich schämst.“



Ich schenkte diesen Einsichten wenig Aufmerksamkeit, denn ich konnte nicht wirklich sehen, wie relevant sie für mein damaliges Problem waren. Erst viel später, lange, nachdem Jane gestorben war, las ich diese Texte wieder und dachte mir, dass mein Kopf wohl alle diese Jahre hindurch aus Holz gewesen sein musste, um damals nicht sofort den Sinn dahinter erfasst zu haben. Fast so, als ob Jane und ich uns in voller Absicht auf Undurchsichtigkeit, statt auf mitfühlende Klarheit zwischen uns geeinigt hätten, um dieses Thema zu erforschen.

Denn es war dieses Thema, also sozusagen das Thema unserer Weiblichkeit und wie mit dieser Weiblichkeit umgegangen werden sollte – sie beweisen, widerlegen, angreifen und bestrafen, verstecken oder genießen –, das jenen Raum zwischen uns bildete, der gleichzeitig so unsichtbar und dabei so unverkennbar unsere zentrale Frage war.



Jane Roberts 1974 mit einem Mitglied der ASW-Klasse. „Sie muss damals in ihren Vierzigern gewesen sein, mit schwarzem Haar, bei dem sie sich nie entscheiden konnte, ob sie es wachsen oder schneiden lassen sollte. Sie wog vielleicht etwas zwischen vierzig und fünfundvierzig Kilos.“ (Foto: „Geoffrey Beam“)

# KAPITEL 10

## *Der Sitz des (irgendwie) Unbewussten*

Eines der erstaunlicheren Dinge, die Jane und ich je erlebten, fand an einem jener Freitagabende statt, und bis jetzt war es mir zu peinlich, die Details im Druck wiederzugeben (ich zog sie in der letzten Minute aus *Im Dialog mit Seth* zurück). Es sind nicht nur die persönlichen Aspekte, die mir Mühe machen – es ist die totale Verrücktheit des Ereignisses selbst, das ich, hätte ich es von jemand anderem gehört, wahrscheinlich niemals geglaubt hätte.

Entweder Ende 1969 oder Anfang 1970 waren Ned und ich und die Grangers bei Jane und Rob und sprachen über die Energie-Fokussierungs-Experimente, die in der ASW-Klasse während des so genannten „Alpha“-Zustands durchgeführt worden waren. Die Klasse hatte eigens ein paar spielerische Heilungsvorstellungen ausprobiert und dabei einige sofortige Resultate erzielt, wie Jane an jenem Abend den Grangers erzählte. Oder zumindest die Energie-Empfänger hatten das so empfunden, was vorübergehend auf das Gleiche herauskommt. Bill und Maggie hörten interessiert zu. „Warum versuchen wir es nicht auch mal?“, schlug Bill zum Spaß vor. „Hei, warum eigentlich nicht?“, sagte Jane. Niemand, am wenigsten ich, erwartete irgendwelche überragenden Ergebnisse. Es war ja nur Alpha-Kram, oberflächlich und belanglos.

Außerdem war mein Enthusiasmus etwas gedämpft. Ich litt ziemlich stark unter dem so genannten Frauenproblem der Trichomonas, einer Amöbeninfektion, die heutzutage mit der Anwendung von Flagyl sofort kuriert werden kann. Damals bestand die Behandlung hauptsächlich aus heißen Bädern und Anwendungen von Enzianveilchenextrakt und es ging eine Weile, bis eine Wirkung eintrat; unterdessen entstanden meistens offene, grausam juckende wunde Stellen, was bei mir genau an jenem Abend der Fall war. Ich fühlte mich absolut erbärmlich – es schmerzte beim Sitzen –, aber ich sagte nichts, denn ich fand es äußerst demütigend. Etwas früher am Tag hatte ich mit Jane darüber gesprochen und bei ihr, wie ich das so oft tat, nach einer Antwort zu diesem Problem gesucht. Sie hatte sich mitfühlend geäußert, aber nichts weiter dazu gesagt, was mir noch peinlicher war, denn ich vermutete hinter ihrer Reaktion, sie irgendwie verletzt zu haben, weil ich überhaupt so etwas erwähnt hatte.<sup>1</sup>

Da waren wir nun also, ich einfach nur mit der Hoffnung, mich selbst etwas abzulenken, indem ich mit diesem Alpha-Heilungsding herumspielte –

schwuppdwupp, dachte ich, sooo langweilig. Trotzdem schlossen wir alle unsere Augen und stellten uns vor, in Bills Magen hineinzugehen. Er litt schon seit Jahren an schweren Magengeschwüren und konnte sich oft nur von Kartoffelbrei und dünnem Tee ernähren. Wir saßen ganz still. Ich tauchte in eine Reihe unzusammenhängender Bilder ein, bis ich mich plötzlich und sehr deutlich inmitten eines ausgebombten Schlachtfeldes wieder fand, voll vergossenen Blutes, zeretzter Körper und Bäume, mit Kanonendonner in der Ferne – ein Bild von Bills Magen, wie ich wusste. Eine Minute später kamen wir alle zurück, und ich erzählte Bill, was ich gesehen hatte. Jane hatte ähnliche Bilder wahrgenommen und sie hob den offensichtlichen Bezug auf Bills körperliche Symptome hervor. Für ihn machte es Sinn, obwohl er nicht genau ausdrücken konnte, warum. „Mein Gott, kaum zu glauben, ich trage eine ganze Schlacht in mir herum,“ witzelte er. „Macht alles, was ihr da drin tun könnt, herzlich willkommen! Nehmt das ganze verdammte Ding raus, wenn ihr wollt!“

Jane lachte und ließ es dabei bewenden. Dann schlug sie ohne weitere Erklärung vor, dass alle das Alpha-Ding bei mir versuchen sollten.

„Im Zimmer wurde es ruhig,“ steht in meinen Notizen. „Ich versuchte, mich in einen offenen Zustand zu versetzen und mir vorzustellen, dass mir die Gründe für meine Krankheit klar würden und sich mein Körper selbst heilen würde. Wir alle saßen während etwa einer Minute ruhig da, während von außen der Verkehrslärm zu hören war...“

„Dann plötzlich,“ fahren meine Notizen fort, „spürte ich ein scharfes, kribbeliges Gefühl, fast wie ein schwacher elektrischer Schock. Erstaunt öffnete ich meine Augen. Jane sah mich aus einem, wie ich merkte, tieferen als dem Alpha-Zustand an – etwas wie die Seth-Trance, aber doch anders, parallel dazu – ähnlich, irgendwie ähnlich, aber mit dem Gefühl einer konzentrierten Absicht.

„Ich konnte gar nicht anders, als ihren starren Blick anzugrinsen. ‚Ja-a-a?‘, murmelte ich.

„Jane sagte: ‚Es ist wieder das Frauending, Sue.‘ Die anderen tauchten aus ihren Alpha-Tagträumen auf. ‚Es hat damit zu tun,‘ fuhr Jane fort, ‚dass du dein Frausein für Dinge verantwortlich machst, die gar nichts damit zu tun haben. Es ist als ob du überall Trennungen machst, wo in Wirklichkeit gar keine existieren.‘ Als sie das sagte, kamen mir alle jene Male in den Sinn, als ich gedacht hatte, dass ich entweder eine Frau sein konnte oder eine Schriftstellerin, aber nicht beides, und dass jede Seite, jede Wahl, die andere jeweils hasste. Es machte Sinn.

In meinen Notizen steht weiter, dass Jane einige andere Eindrücke beschrieb, die sie als Gründe für meine Symptome betrachtete, aber ich vergaß die Details fast augenblicklich – denn während sie sprach, begann ich zu spüren – und hier

wird es verzwickt, sogar jetzt noch, nach all dieser Zeit und nach allem Nachdenken darüber – ich begann zu spüren, dass mir das Sitzen nicht mehr länger weh tat. „Bin ich von nur zwei Gläsern Bier so gefühllos geworden?“, fragen meine Notizen, aber ich wusste, dass es etwas anderes war. Ich stand auf und ging ins Badezimmer und schaute nach.

Die Trichomonas-Wundstellen – offene, glühendheiße, brennende und juckende Ekel, wie jede Frau bezeugen kann, die je unter dieser scheußlichen Plage gelitten hat – waren weg. VERSCHWUNDEN.

Und ich meine damit – weg. Einfach so. Verschwunden. Nicht mehr da. Spurlos.

Einen Moment lang dachte ich, ich sei verrückt geworden; hätte wirklich ernsthaft durchgedreht. Dass eine ganze Zeitperiode, vielleicht ein paar Wochen, vergangen waren und ich hier nun wieder in Janes und Robs Badezimmer stand und meinte, es seien nur ein paar Minuten vergangen, seit – seit vorher, als meine wunden Punkte noch genau da waren. Wo sie nun nicht mehr waren. Aber nein, es war der gleiche Freitagabend; alle im Wohnzimmer draußen würden mir das bestätigen, ich war sicher. Aber worum ging es denn hier? Was war hier geschehen? Ich war schockiert und ziemlich verstört. Tatsächlich sogar entsetzt. Ich kehrte ins Wohnzimmer zurück und wartete, bis die allgemeine Unterhaltung wieder begonnen hatte und ich unter dem schützenden Stimmengemurmel Jane erzählen konnte, was geschehen war – was ich glaubte, was geschehen war.

Sie reagierte enthusiastisch, aber auch vorsichtig. „Hei, Leute, habt ihr das gehört!“, sagte sie. „Sue hatte dieses Frauenproblem und nun ist es weg!“ Sie lächelte mir zu, aber es war ihr nicht so wohl dabei. Bill machte irgendeinen Witz – auch ihm war es peinlich und ehrlich gesagt, auch mir. Ned sagte überhaupt nichts und starrte nur verblüfft auf den Boden.

Jane und ich schauten einander an und wandten uns dann anderen Themen zu. Und wir sprachen nie mehr darüber.

Bis heute habe ich die Bedeutung dieses Heilungserlebnisses – oder was auch immer es war – nie untersucht. Hätte ich nicht meine Notizen, die ich an jenem Abend sofort nach dem Nachhausekommen aufschrieb, würde mir das Ganze heute unmöglich erscheinen, so als ob ich mich falsch erinnert, es geträumt oder erfunden oder mit etwas Realem verwechselt hätte. Außer, dass es real war – man könnte sogar sagen super-real, aber war es das wirklich? Findet diese Art von natürlichem Heilen nicht ständig unterhalb unseres bewussten Wissens statt? Hatte das frivole kleine Alpha-Ding irgendwie etwas angeklickt oder angeschubst und schalteten sich dadurch meine natürlichen Heilungsfähigkeiten in eine Art höheren Gang? Oder was noch unbehaglicher wäre: Hatten wir plötzlich unsere gemeinsamen Energien gebündelt, sozusagen als mächtiges

Beispiel, um zu zeigen, was alles möglich wäre? Und was würde das in diesem Fall in der ganz gewöhnlichen alltäglichen Welt für jeden und jede von uns bedeuten? Wenn es uns tatsächlich jederzeit besser gehen könnte, wenn wir nur wollten – wie kommt es dann, dass wir es doch nicht tun?

\* \* \* \*

Jane erlebte jedoch einige sehr bemerkenswerte Beispiele von „natürlichem Heilen“, das intensivste geschah im August 1973, als ihr Blusenärmel in der Küche Feuer fing.<sup>2</sup> Gemäß ihren Notizen schrie Jane auf und Rob stürmte aus seinem Atelier und riss ihre Bluse weg, „aber meine Hand war nur noch eine Masse von Verbrennungen dritten Grades,“ schrieb sie später. „Der Anblick erschreckte mich ebenso sehr wie der Schmerz und ich wusste, ich musste ganz schnell etwas tun. Ich beruhigte mich, setzte mich auf einen Stuhl und begann zuerst einmal, mit Selbsthypnose den Schmerz zu besänftigen. Dann sprach ich zu meinem Körper und sagte ihm, er solle das Gewebe schnell und einfach wiederherstellen. Eine Stunde später war meine Hand zu unserer Erleichterung und zu unserem Erstaunen wieder völlig normal... Wieder einmal Magie dachte ich, weil Selbstheilung uns allen magisch erscheint und wenn sie stattfindet, wird uns einen Moment lang bewusst, dass wir mit einer brillanten und echten Kompetenz plötzlich alles genau richtig gemacht haben... Warum nur tun wir es dann nicht öfter?“

Auch im Bereich der so genannten Frauenprobleme erzielte Jane ähnliche Leistungen. Als sie mit fünfundzwanzig, nach dreieinhalb Monaten Schwangerschaft, zuhause eine Fehlgeburt hatte („gemäß Test war ich nicht schwanger gewesen,“ schrieb sie), ging sie erst vier Tage später zu einer medizinischen Untersuchung und auch dann nur um herauszufinden, was mit ihrem Pessar falsch gelaufen war. In ihrem unvollendeten „Magical Approach“-Manuskript<sup>3</sup> sagt Jane: „Ich war mir der Gefahren, die sich hier hätten ergeben können, gar nicht bewusst – deshalb kam ich auch so gut durch die ganze Situation hindurch. Ich wurde untersucht und man sagte mir, ich sei völlig gesund. Ich musste keine Ausschabung oder irgendwelche anderen medizinischen Prozeduren über mich ergehen lassen.“

Das zweite Beispiel ereignete sich 1958, als sie neunundzwanzig war. Sie hatte eine fünfundvierzig Tage lang dauernde Monatsblutung, genau so lange wie sie auf einen Scheck für eine verkaufte Geschichte gewartet hatte. Schließlich, so schreibt sie, habe sie Robs Hausarzt (der gleiche, der ihr das falsche Pessar verschrieben hatte) um Rat gefragt, obwohl sie weder Schmerzen noch andere körperliche Symptome hatte. Er sagte ihr, sie solle einfach nach

Hause gehen, „etwas Scotch Whisky kaufen und sich ein paar Drinks genehmigen,“ statt sich Sorgen darüber oder über die Bezahlung seiner Rechnung zu machen. Als ihr Scheck ein paar Tage später in der Post war, hörte die Blutung auf. „So... kann der Körper auf unsere Nervosität und auf unsere Unpässlichkeiten reagieren,“ beobachtete Jane. „Beide Vorfälle bestärkten meinen Glauben an die selbstheilenden Fähigkeiten des Körpers.“<sup>4</sup>

Ganz ähnlich erlebte auch ich 1979, mitten im Schreiben von *Im Dialog* mit Seth, eine wild gewordene Monatsregel, die ohne Pause sechs Wochen lang andauerte. Natürlich rief ich Jane an und bat sie um Hilfe (ich fühlte mich nicht krank, aber es war mir, um es milde auszudrücken, doch ziemlich unangenehm). Mit einer geheimnisvollen Stimme sagte mir Jane, sie würde darüber nachdenken und mich dann wieder anrufen – und als sie es ein paar Tage später tat, sagte sie nur, „die Gebärmutter ist der Sitz des Unbewussten,“ und das wiederholte sie dreimal auf äußerst eindringliche Weise. Ihr Ton war merkwürdig zurückhaltend, als ob sie es fast nicht über sich bringen könnte, mir irgendeine fürchterliche, hinter den Symptomen liegende Wahrheit sagen zu müssen, oder als ob ich eine absolute Idiotin sei, um nicht selbst zu merken, was direkt vor mir lag.

Es lag in der Tat direkt vor mir, wie es das immer und immer wieder getan hatte und während vieler weiterer Jahre tun würde, und es hämmerte unbeeindruckt von Schuldbewusstsein oder Jammerei auf mich ein, bis ich es endlich *begriff*. Von dem Augenblick an, als ich den Vertrag für *Dialog* unterschrieb, war ich in endlose Runden von Streitereien mit jenem Mann verwickelt, mit dem ich damals zusammen war und der bald darauf mein zweiter Ex-Gatte sein würde. Er war mit dem Thema des Buches überhaupt nicht einverstanden und scheute keine Mühe, meine schriftstellerischen Ambitionen schlecht zu machen. Praktisch im gleichen Atemzug flehte er mich jedoch an, ihn zu heiraten. Unglaublicherweise schrieb ich damals darüber: „Abgesehen davon [von den fiesen Bemerkungen] ist er sehr liebevoll.“ (*Abgesehen* davon?) Ich wollte die Beziehung beenden, konnte aber nicht loslassen. Und warum nicht? Ich weiß nicht warum, überzeugte ich mich selbst. Und mein Monatsblut floss inzwischen fröhlich weiter.

Ich muss zugeben, dass ich Janes Bemerkung darüber ausgesprochen bescheuert fand. Ich hatte den Nerv, mit ihr am Telefon äußerst kurz angebunden zu sein und ihr nicht einmal für ihre aufgewendete Zeit zu danken. „Eine korrekte Beobachtung von ihr, zweifellos, aber was denn nun?“, war meine undankbare Reaktion. Missmutig entschied ich mich, selbst eine Antwort zu suchen: Ich würde mich hinsetzen und ein spontanes Gedicht schreiben und was dann auch immer auf der Seite erschien, wäre dann die Lösung – sozusagen

automatisches Schreiben von mir zu mir. Zu meiner nicht geringen Überraschung waren die gekritzelten Zeilen halbwegs annehmbar und sehr vehement an meinen Freund gerichtet. Ein Teil des Gedichtes lautete wie folgt:

*Du prügeltest mich mit Fäusten aus Worten,  
du schlugst mich mit deiner Zunge,  
du zerfetztest mich mit deinen Lippen,  
bis meine Knochen in Blut aufwallten.*

So ging es fünf Strophen lang weiter, ungebremst – mit jähzorniger und blutgetränkter Entrüstung. Ich rief Jane nochmals an und las es ihr vor. „Richtig,“ sagte sie, als ich damit fertig war. „Genau richtig – du hast es erfasst. Es ist wieder die Frauensache, Sue, siehst du es denn nicht? Diese Aufteilung.“ (Ich hatte nicht gewagt, die an meine schriftstellerische Arbeit gerichteten Beleidigungen zu erwähnen – und warum nicht? Weil ich mich nicht dagegen gewehrt hatte?) Über das Gedicht selbst sagte Jane nichts.

Inmitten von alledem – um vom unbewussten Überquellen zu sprechen – rief Jane mich eines Tages an, um mir etwas verlegen mitzuteilen, sie habe sich entschieden, ihr nächstes Buch *Der Gott von Jane* zu betiteln. „Meinst du, das ist zu gewagt?“, fragte sie mich. Ich sagte ihr, ich fände es einen absolut wunderbaren und dazu noch höllisch tollkühnen Titel, also die perfekte Kombination. „Ich hoffte, dass du das sagen würdest,“ lachte sie, und sobald ich das Telefon aufgehängt hatte, setzte ich mich hin und schrieb ein Gedicht als Antwort, das ich „*Der Gott von Sue*“ nannte. Einige Zeilen davon lauten wie folgt:

*Sie liebt das Verlangen,  
Sie liebt zu lieben,  
doch selbst geliebt zu werden, nun ja –  
so ist Sie sich  
nicht immer sicher,  
ob Sie den Menschen auch möchte, der damit kommt.*

„Nicht schlecht,“ sagte ich zu mir selbst und ohne weiter darüber nachzudenken, schickte ich Jane eine Kopie davon. Sie fügte es dann in ihr Buch ein. „Ich freute mich sehr darüber,“ schreibt Jane in *Der Gott von Jane*, „dass



jemand anderer so begeistert davon war und dass die Konzepte auf eine so höchst individuelle Art und Weise umgesetzt werden konnten.“ Aber dann fügt sie noch hinzu: „Sues Gedicht überraschte mich auch, weil es den Gott von Sue als eine Sie zeigte – was nur verständlich und beinahe ein feministisches Manifest war – aber wenn ich zum Beispiel an den Gott von Jane dachte, dachte ich an überhaupt keine geschlechtlichen Elemente.“

Diese Textstelle im veröffentlichten Buch lesend, erinnere ich mich gedacht zu haben... feministisches Manifest? Komm schon Jane – um Himmelswillen, wovon redest du denn da?! Was meinst du denn damit, dass du nicht an „sexuelle Elemente gedacht hast?“ Bockmist!

Nicht zum ersten Mal sah unsere jeweilige Kreativität mehr als das, was wir beide mit unserem bewussten Verstand wahrhaben wollten. Etwas später hatte ich schließlich eine Ausschabung, um die Monatsregel zu beenden, ohne jedoch damit das darunter liegende Problem zu lösen. Es brauchte noch viele andere Magie- und Erkenntnis-Tricks und auch ein paar weitere, damit verbundene körperliche Symptome, bevor ich zu verstehen begann, was ich mir selbst schon die ganze Zeit über gesagt hatte. Aber zu diesem Zeitpunkt war Jane bereits gegangen.

# KAPITEL 11

## *Die ehrliche Beurteilung (autsch) und ähnliche gewagte Geschichten*

Es war nicht so, dass wir nicht hie und da versucht hätten, diese Kluft zu überbrücken. Eines Tages, in der zweiten Wohnung, die Jane und Rob auf der gegenüberliegenden Seite des Flurs gemietet hatten, derjenigen mit dem riesigen Baum direkt vor den Fenstern des Raumes, in dem Jane ihr Arbeitszimmer eingerichtet hatte – sagte sie zu mir: „Komm, wir wollen mal total ehrlich miteinander sein.“

„Ehm, na ja,“ sagte ich, lächelnd, wie immer, wenn ich ein ungutes Gefühl hatte. „Sicher. Warum nicht?“

Jane zündete sich eine Zigarette an und stieß ein lautes und genauso unbehagliches Lachen aus. Sie war an ihrem Pult und ich saß vor ihr in einem grünen Aluminiumgartenstuhl; ich glaube, ich war mit ein paar ASW-Texten vorbeigekommen, die ich für sie abgetippt hatte. Es war ein Frühlingstag, ein paar Wochen, bevor sich die Flut vom 23. Juni 1972 durch das Tal des Flusses Chemung wälzen und eine Spur der Verwüstung durch Elmira und alle anderen Orte auf dem Weg hinterlassen und alles verändern würde.

Seit April dieses Jahres lebten der zweijährige Sean und ich in unserer eigenen Wohnung an der flussseitigen West Water Street, einen Häuserblock von Jane und Rob entfernt. Ich hatte eine Vollzeitstelle als Schriftsetzerin in einer Druckerei in Elmira. Zwar besaß ich kein Auto mehr, aber dafür waren mein Arbeitsplatz, Seans Babysitter, der Lebensmittelladen und Janes und Robs Wohnung in der Nähe und zu Fuß gut erreichbar, und ich genoss es sehr, den angenehmen baumbestandenen Gehsteigen oder dem Flussufer entlangzuschlendern und Sean (und seine immer gegenwärtige Decke) im kleinen roten Wagen, den mir mein Großvater zu Weihnachten geschenkt hatte, als ich selbst drei oder vier Jahre alt war, hinter mir herzuführen.

Es war zwar weit entfernt von Martha's Vineyard und von dem Leben, das ich dort zurückgelassen hatte, aber es war gemütlich und einfach und, was soll's, sagte ich mir – später einmal, wenn ich auf der Beststellerliste bin... irgendwann einmal werde ich in jenes Leben zurückkehren und dort weitermachen, wo ich aufgehört habe. Janes Ziele waren immer klar und deutlich gewesen, aber ich

hatte mir nie einen richtigen Plan ausgearbeitet, der mir aufgezeigt hätte, wie ich das erreichen könnte oder wohin genau ich zurückkehren wollte. Es war ein ferner, formloser Traum eines Ortes, der einerseits etwas mit einer literarischen Bestleistung zu tun hatte und andererseits etwas mit der Vermeidung der schwierigeren Details der unmittelbaren Gegenwart. Ich verbrachte meine Abende damit, ausgefeilte und detaillierte erotische Mini-Romane mit mir und den Star Trek-Figuren in den Hauptrollen zu schreiben. Ich hatte nichts anderes, worüber ich schreiben konnte oder zumindest glaubte ich das. Abgesehen von Janes ASW-Klasse und davon, was von diesen Dienstagabenden hinüberschwappte, lebte ich in einer kleinen, geschützten Welt, die von Sean, meinen Eltern, Jane und Rob bevölkert war und von ein paar Freitagabend- oder ASW-bezogenen Freunden, von Büchern und Zeitungen und vom kaum erwähnenswerten alltäglichen Trott eines langweiligen Jobs.

Und so saßen wir also hier, Jane und ich, in ihrem sonnigen Arbeitszimmer und hatten es bis jetzt ziemlich erfolgreich geschafft, um den heißen Brei herumzureden und wollten und sollten nun plötzlich „total ehrlich“ miteinander sein? Schon begann sich mein Magen zu verkrampfen. Ich hatte tatsächlich viel mehr Angst davor, was sie von mir verlangen könnte als davor, was sie selbst sagen würde. Ich kam aus einer Familie, die zwar ohne Arglist, aber gleichzeitig auch äußerst erfolgreich darin war, Dinge unausgesprochen zu lassen, ein Zustand, den ich in meiner Welt beibehalten hatte. Zudem hatten Jane und ich ja bereits das Geheimniserzählen in der ASW-Klasse<sup>1</sup> durchexerziert, worum sollte es denn hier noch gehen?

Ich erinnere mich, dass ich mich (mit ausgetrockneter Kehle) räusperte und irgendetwas im Sinne von: „Gut, okay, fang du mal an, haha,“ sagte und Jane, meine Ahnung bestätigend, sofort sagte: „Also gut, Sue-Belle, dann sag mir mal, was denkst du über mein Aussehen?“

Wenn ich heute daran zurückdenke, realisiere ich, dass das, was sie sich von mir wünschte, ein ermutigender Kommentar über das Erscheinungsbild (oder wie sie sich insgeheim erhoffte, das Nicht-Erscheinungsbild) ihrer körperlichen Probleme war. Zu diesem Zeitpunkt war ihr Körper mehr oder weniger überall versteift (an einigen Tagen weniger als an anderen) und sie war sehr dünn, aber munter und hellwach, überhaupt nicht „behindert“ aussehend, was auch immer das heißen mag. Ihre Zähne standen etwas schief (und hatten, ohne dass ich das wusste, begonnen, sich aufgrund ihres Zahnfleischschwundes zu lösen), aber ihre leuchtenden Augen und ihr fröhliches Lachen überdeckten diese Schwächen. Sie war nicht schön im üblichen Sinne des Wortes, aber sie war auch keineswegs unattraktiv, vor allem, wenn sie erfüllt war von Ideen, lachend, lebhaft und strahlend. Tatsächlich war Jane (wie Walt Zeh das auch festgestellt

hatte) eine auffallende Schönheit, jemand ganz Spezieller, und sie wurde an so verschiedenen Orten wie im Jahrbuch ihrer Schule und in der (für heutige Augen sexistischen) Biographie ihrer ersten Kurzgeschichte *The Red Wagon* in der Dezember-Ausgabe 1959 des *Fantasy und Science Fiction*-Magazins erwähnt. Dort bezeichnet sie der Herausgeber Anthony Boucher atemlos als eine „umwerfende, kleine Brunette, die in den höchsten Rang jener gehört, die der Schriftsteller Cyril Kornbluth als Bouchers Belletristische Schönheiten bezeichnet“, und als er sich dann wieder erholt hat, noch feststellt, dass „sie wirklich schreiben kann – frisch, voller Fantasie und dass sie (Gott segne sie!) so klingt wie niemand in- oder außerhalb unseres Feldes.“ Es ist schwierig, sich hier für das Losbrüllen oder für das Applaudieren zu entscheiden.<sup>2</sup>

Aber an jenem Tag in ihrer Wohnung war sie weder hinreißend noch strahlend – tatsächlich erschien sie mir niedergeschlagen, obwohl ich zu jener Zeit wenig oder gar keine Ahnung davon hatte, was Jane Roberts wirklich zur Niedergeschlagenheit bringen konnte. Ich hätte auf keinen Fall irgendwelche negativen Bemerkungen gemacht. Wenn ich gewusst hätte, wie dringend nötig sie eine Bestätigung gebraucht hätte, hätte ich – nein, ich weiß nicht, was ich getan hätte. Ich war damals siebenundzwanzig; Jane war dreiundvierzig. Über Bestätigungen wusste ich so gut wie gar nichts.

Was ich ihr schließlich sagte, war, dass ich sie „gut aussehend“ fand. Ich konnte nicht „schön“ sagen, weil ich wusste, dass sie mir das auch nicht geglaubt hätte. Ich realisierte intuitiv, dass sie den Bezug zu einem männlichen guten Aussehen eher schätzte – es deckte sich unter anderem auch mit ihrer Vorstellung über den Intellekt. Und außerdem stimmte es.

„Gut aussehend,“ wiederholte sie. Sie dachte einen Moment darüber nach, nahm einen Zug ihrer Zigarette, schaute zum Fenster hinaus und sagte dann: „Ich glaube, das gefällt mir. Ja, ich glaube, das stimmt für mich.“ Sie seufzte tief auf. „Manchmal habe ich das Gefühl, ich sehe wie ein Monster aus.“

Ich antwortete irgendetwas wie: „Hei, Jane, so fühle ich mich während mehr als der Hälfte der Zeit auch,“ was sie ein wenig zu beruhigen schien. „Vielleicht hast du Recht,“ sagte sie und schaute weg; aber ich hatte keinerlei Ahnung vom Umfang von Janes Ängsten oder wie zerstörerisch ihr Ursprung war. Ich hatte manchmal meinen Eltern zugehört, wenn sie ihren Selbsthass ausdrückten, aber er richtete sich vor allem gegen das Älterwerden, und so erschien mir Janes Bemerkung etwas Gewöhnliches, etwas, das man übergehen und ignorieren konnte.

Dann verlor ich den Kopf und versuchte, ihr etwas zu erklären, was mir schon vor einer Weile in den Sinn gekommen war – dass ich glaubte, ihre körperliche Steifheit widerspiegeln sich in Robs Malstil, vor allem in seinen

Menschenfiguren. Dass er damit entweder einen gemeinsamen Glaubenssatz ausdrückte oder dass Starrheit ein kreatives Bezugssystem war, das sie beide brauchten, oder etwas in dieser Art. Ich drückte meine Gedanken nicht sehr klar aus, und ich konnte sehen, dass sie nicht sehr erbaut darüber war – denn ich kritisierte ja Robs Werk, etwas, das beide für den jeweils anderen nicht akzeptierten. Schließlich sagte sie: „Ja gut, ich verstehe, was du meinst,“ in einem defensiven Ton, sodass ich den Mund hielt, und wir nicht mehr darüber redeten. Nun war sie an der Reihe.

Und es ging los.

Zuerst sagte sie mir, dass ich ein „hübsches Mädchen“ sei und etwa fünf Kilo abnehmen sollte. Nun, diese Analyse war keine große Überraschung, denn das hörte ich mehr oder weniger ständig von meinen Eltern, aber ich verspürte doch eine kleine Welle von Melancholie, es nun auch von Jane zu vernehmen. Es war aber nur die Einführung zu dem, was sie wirklich sagen wollte, nämlich wiederum die gleiche alte Melodie, dass ich, was das Schreiben betraf „es wirklich hatte“ und dass ich mich „dran machen“ sollte und zwar jetzt sofort und dass ich täglich und ausnahmslos während mindestens sechs Stunden „an der Schreibmaschine“ sitzen sollte.

„Ich habe eigentlich angenommen, dass du dich bis jetzt mehr dafür eingesetzt hättest als dass das anscheinend der Fall ist,“ sagte Jane. „Aber wenn du es wirklich schaffen willst, Mädchen, dann musst du dich einfach jeden Tag hinter die Tasten klemmen, was immer auch geschehen mag und es... einfach tun.“ Ihre Augen waren dunkel, eindringlich und sehr ernst. „Entweder du bist eine Schriftstellerin mit einem großen „S“ oder eben nicht – was willst du? Und wenn du schon eine Schriftstellerin sein willst, dann fang doch endlich richtig damit an, ok?“

Ich sagte nichts.

„Na gut, ich schätze, das musst du selbst herausfinden,“ sagte sie endlich. „Entweder du tust es, oder du tust es eben nicht.“

Was konnte ich schon sagen? Sie hatte mich so oft daran erinnert, dass es mir wie eine Nörgelei vorkam – und das sollte nun „Ehrlichkeit“ sein? Auf dem heißen Stuhl vor ihr sitzend, ging mir durch den Kopf, dass ich alles getan hatte, um ihr positive Rückmeldungen zu geben und umgekehrt hatte sie überhaupt nichts für mich gemacht. Vielleicht war ich etwas zu naiv, wenn es um ehrliche Einschätzungen ging. Was hatte denn das Aussehen damit zu tun?

Dann kam sie wieder auf die Sache mit dem Kind zurück; wie erstaunt sie war, dass ich „ein Kind habe“. Na ja, ich selbst war ja eigentlich auch überrascht, obwohl ich mich nie darüber beklagt hatte; im Gegenteil, ich fand, ein Kind zu haben war perfekt, unwiderlegbar toll, wirklich – aber das war sicher schon das

millionste Mal, dass wir *darüber* sprachen und so dachte ich, okay, Jane, hör endlich auf, mich damit zu belabern. Aber ich sagte nichts. Instinktiv wusste ich, dass es hier nicht darum ging, ein oder zwei Kinder zu haben oder in jenen Stunden zu schreiben, während die Kinder schlafen oder in der Schule sind. Es ging um etwas ganz anderes, um etwas Dunkleres, etwas viel Emotionaleres und Bedrohlicheres als Jane oder ich je genau definieren konnten, obwohl wir es zu einem großen Ausmaß teilten – was auch immer es war. Vielleicht tun das alle Frauen; vielleicht tun das sogar alle Menschen, unabhängig vom Geschlecht. In jenen Jahren waren es ja immer noch die Männer, von denen erwartet wurde, jeden Morgen aus dem Haus zu trotten und im Alleingang eine ganze Familie zu ernähren.

Tatsächlich fand ich all das ziemlich entmutigend, obwohl ich es nicht zugeben wollte. Ich realisierte, dass sie einen enormen Respekt für welche Fähigkeiten, die auch immer ich besessen haben mochte, ausdrückte, aber ich konzentrierte mich nur auf eines, nämlich, dass sie enttäuscht war. Was mich von Anfang an zu Jane hingezogen hatte, war die Tatsache, dass es hier eine Frau gab, deren intensivstes Interesse, ja eigentlich deren *Karriere* sich um grundsätzlich spielerische Fragen über die Natur des Bewusstseins drehte und die in dieses Bewusstsein hineintauchte und Bücher darüber schrieb, wie es sonst niemand in ihrer Zeit und in ihrem Umfeld tat. Daher suchte ich einerseits ihre Anerkennung, wollte mich aber andererseits ihrer Kritik nicht stellen: ein nur allzu vertrautes Paradox.

Tatsache war aber, dass Jane und ich nie irgendwelche bedeutungsvollen Diskussionen über Schreibtechniken oder über die Unbeständigkeiten des Veröffentlichens oder über unser gemeinsames Handwerk führten. Sie *fragte* mich nie, wie viele Stunden ich dem Schreiben widmete oder was ich denn gerne schreiben würde; sie nahm an, dass ich so oder so wahrscheinlich keine bestimmten Ziele hatte, und ich hätte ihr natürlich nie zu meiner Verteidigung von all diesen heißen *Star Trek*-Romänchen erzählt. Nein, es ging immer nur darum, entweder das Selbst an die Schreibmaschine zu zwingen oder alles verplempern zu lassen – nichts dazwischen. Vielleicht dachte sie, es gäbe nichts anderes, was sie mit mir teilen könnte oder vielleicht erkannte ich jene Perlen auch nicht, als sie mir angeboten wurden. Ich glaube aber eher, dass ich damals die Stimme von Janes eigenen, aber auf mich projizierten Ängsten hörte: Wenn sie sich gehen ließe und alles täte, was sie wollte – wie ich es anscheinend konnte – hah, dann würde man schon sehen, was dabei herauskäme! Dick würde sie werden, ohne Ehrgeiz – *schwanger*! Und die Ironie war, dass ich in der Lage gewesen wäre, ihr eine wirklich ehrliche Beurteilung zu geben, wenn ich nur damals schon diese Einsicht gehabt hätte, im Sinne von, hei, Jane, du hast ja

vollauf bewiesen, dass du eine Schriftstellerin mit einem großen ‚S‘ bist – warum kümmerst du dich jetzt nicht um deine *körperliche* Situation?

Aber so einfach war es eben nicht. Es ging hier auch noch um eine damit verbundene Frage der Würde und des Selbstbildes, die aus ihren körperlichen Problemen entstanden war und diese wie in einem Teufelskreis immer wieder verstärkte.

Als Beispiel fragte mich Jane, kurz bevor das Buch *Gespräche mit Seth* herauskam: „Was meinst du, welcher Autorenname sollte auf den Seth-Büchern stehen?“

Ich starrte sie überrascht an. War das eine Fangfrage oder was? Meinte sie, der Autorenname sollte Seth sein? Oder Seth/Jane? Was sollte ich sagen? Ich hatte keine Ahnung, was ich sagen sollte – vielleicht war das Ganze eine Falle. Sie und Rob warteten ruhig auf meine Antwort. Ich muss wahrscheinlich allzu lange gezögert haben, denn sie lachte plötzlich und sagte: „Jane Roberts.“

„Klar, natürlich, auf jeden Fall,“ sagte ich erleichtert und verstand endlich, worauf sie hinauswollte. Aber einmal mehr hatte ich das Gefühl, versagt zu haben. Erst viele Jahre später, als ich ihre Notizen las, begriff ich, welches Minenfeld unter dieser allgemein gehaltenen Frage lag.

„Hatte den Eindruck, in einer minderwertigen Position zu sein,“ schreibt sie im unvollendeten „Aspects“-Manuskript, „an die Wand gedrängt, um zu beweisen, was ich wert war – Betrügerin oder Heilige – kein fester Boden dazwischen. Verspottet oder bewundert. Unmögliche Belastung... Falls ich ASW nicht beweisen könnte, etc., würde ich zu einer Zielscheibe des Spottes – abgelehnt von der intelligenten Gesellschaft... ein lächerliches, zweitrangiges Medium statt einer geachteten Schriftstellerin.“

„Seth bekam allen Respekt, und ich musste mich mit den Spinnern abgeben.“

Als ich das las, hatte ich nur einen Gedanken – *warum* nur hatte ich nicht, als sie mir damals jene Frage stellte und ich die Gelegenheit dazu gehabt hätte, sofort geantwortet: „Jane Roberts“? Was zum Teufel hatte ich bloß gedacht?

\* \* \* \*

Denn es war das „Schreibdings“, das uns verband. Was auch immer unsere gemeinsamen oder geheimen Ängste darüber waren, so bildete es doch, sogar noch mehr als das so genannte außersinnliche Zeug, den Eckpunkt unserer Erfahrungen. Ich erinnere mich an den Tag – obwohl ich das genaue Datum nicht mehr weiß, wahrscheinlich irgendwann Anfang 1970 –, als Jane die Ankündigung eines Vorschusses von Prentice-Hall für *Das Seth-Material* erhielt, 2500 Dollar; das war für beide damals ein enormer Betrag. Jane rief mich an und

ich ging hinüber und half ihr und Rob, dieses Ereignis mit einer festlichen Gallone Rotwein, der mir zwar jedes Mal rasendes Kopfweg verursachte, zu feiern, aber an jenem Nachmittag war mir das alles völlig egal. Jane war bereits ziemlich angesäuselt, als ich ankam, sie wirbelte herum und stieß Freudenschreie aus (demzufolge war sie immer noch ziemlich beweglich). Ich hatte noch nie jemanden gesehen, der sich so über einen Schreiberfolg freuen konnte – sie war ja überhaupt der erste Mensch, den ich kannte, der einen solchen Erfolg *hatte*. Ich erinnere mich, dass sie sich auf das Sofa plumpsen und ihre Füße über die Lehne hängen ließ und in vollster Lautstärke schrie: „Zweitausendfünfhundert Dollar! Zweitausendfünfhundert verdammte Dollar!“<sup>3</sup>, und wir alle drei lachten und brüllten bis in die frühen Morgenstunden wie Wahnsinnige; zumindest muss ich das annehmen, denn irgendwann saß ich noch in Janes und Robs Wohnzimmer und im nächsten Moment erwachte ich zuhause in meinem Bett und es gab keine Erinnerungen dazwischen. Mein Auto stand vor dem Haus, und so musste ich damit heimgefahren sein, über die Walnut-Brücke, entlang den kurvenreichen Straßen von Elmira und dann sechs Meilen auf der Landstraße bis nach Webbs Mills – in was für einem Zustand wage ich mir gar nicht vorzustellen.

Dieses Ereignis war auch eine unheimliche und verblüffende Wiederholung einer der herausragendsten Szenen meiner Kindheit – von jenem Abend irgendwann im Jahre 1951, als meine Eltern und ich ausgingen, um die zweihundertfünfzig Dollar zu feiern, die meine Mutter bei einem Radioquiz gewonnen hatte; das war damals auch für meine Eltern ein fantastischer Betrag. Um diesen Preis zu gewinnen, hatte meine Mutter ein Gedicht von Edna St. Vincent Millay korrekt rezitieren müssen. In Hochstimmung hatte sie sich ziemlich voll laufen lassen, und während wir nach Hause fuhren, ließ sie ihre Füße aus dem Autofenster hängen und brüllte: „Zweihundertfünfzig Dollar! Zweihundertfünfzig Dollar!“ Mein Vater musste in der Mitte der Walnut-Brücke fahren, um zu verhindern, dass ihre Füße an die Brückenpfeiler schlugen. *Jenes* Ereignis hatte mich als Sechs- oder Siebenjährige zu Tode erschreckt, aber als Jane es tat, war es unglaublich witzig... fast so witzig wie die ähnlichen Geldbeträge und die physische Nähe beider Ereignisse, verbunden auch durch Alkohol und Literatur, aber Jahre voneinander entfernt.

\* \* \* \*

Eine Zeit lang besuchte ich Janes Schreibklasse, hauptsächlich um ihr zu beweisen, dass ich ihre Vorstellung von Ernsthaftigkeit erfüllen konnte. Außer in der Journalismusschule hatte ich an keinen Kursen von so genanntem kreativem



Schreiben teilgenommen und war diesem Gedanken gegenüber äußerst misstrauisch. Aber hier ging es um Jane, und ich stellte mir daher vor, mich nun in eine Art geführtes Projekt hineinstürzen zu können, vielleicht in einen Roman oder in ein paar miteinander verbundene Kurzgeschichten; Projekte, von denen ich glaubte, ich könnte sie allein nicht schaffen. Diese Schreibgruppe traf sich am Mittwochnachmittag, und außer mir waren noch Hope dabei, die ein historisches Stück aus dem dreizehnten Jahrhundert über einen Mönch mit ein paar heimlichen Lastern schrieb, und Fran, eine ältere Frau, die in der gleichen Straße wohnte und an einem Kriminalroman arbeitete, sowie ein paar andere, die kamen und gingen.

In jener Klasse drohte ich zu ersticken. Jane gab uns jeweils den Auftrag, ein paar Abschnitte über dieses oder jenes zu schreiben oder einen Blickwinkel darzustellen, durch den man einzelne Nuancen eines Charakters oder was auch immer erforschen konnte, aber ich brachte kein Wort aufs Papier. Nicht eines. Ich ging jeweils in die gegenüberliegende Wohnung, nach unten auf die Veranda, ins Bad, wohin auch immer. Nichts. Nur eine große Leere; so als ob nie und zu keiner Zeit jemals etwas in meinem Kopf gewesen wäre. Offensichtlich Leistungsangst – was würde geschehen, wenn ich irgendetwas schriebe und Jane würde es vor Hope und Fran als Mist bezeichnen? Oder noch schlimmer: wenn sie es mir kommentarlos mit einem angewiderten Ausdruck zurückgäbe? Obwohl Jane das sehr komisch fand und mir sagte, ich solle mir keine Gedanken darüber machen, schämte ich mich und stieg nach einer Weile wieder aus.

Ein weiteres damit verwandtes Ereignis hat sich tief in mein Gedächtnis eingegraben: 1979 gebe ich Jane, auf ihre Bitte hin, den ersten Entwurf von *Dialog*, um ihn durchzulesen, damit sie eine Einführung dazu verfassen kann. Es ist ein riesiges Manuskript, zwei große Kartonschachteln voll, getippt auf dem billigen Kopierpapier, das ich jeweils für \$ 1.50 pro 500 Blatt kaufe. Jane liest alles in weniger als einer Woche, ruft mich an und sagt – okay, ich bin fertig, komm doch mal schnell her, damit wir darüber reden können. Ich fahre schwitzend vor Angst zu ihr und denke, oh, Junge, sie wird mir sagen, es stinke zum Himmel.

Jane sitzt an ihrem Arbeitstisch in der Ecke beim Kamin. Sie hat das Manuskript vor sich, schön sauber und ordentlich. Ich sitze auf dem Rand meines Stuhls, nervös wie der Hase vor der Hundemeute. Jane zündet sich eine Zigarette an, nimmt einen tiefen Zug, schaut mich sehr ernst an, mit einem liebevollen – ich vermute eher mitleidigen – Lächeln auf ihrem Gesicht. Ich bringe kein Wort heraus. Wahrscheinlich ist meine Kehle inzwischen sogar gebrochen. In der nächsten Minute werde ich mich übergeben müssen.

„Nun, weißt du, es ist folgendermaßen,“ sagt Jane. „Du hast wirklich einen

hervorragenden Job gemacht, weißt du? Einen wirklich hervorragenden Job, und das ist meine ehrliche Meinung.“

„Wow, wirklich?“ krächze ich. „Das meinst du wirklich?“

„Ja-aah,“ sagt Jane. „Wirklich großartig. Da ist nur eine Sache –“, plötzlich lehnt sie sich in ihrem Stuhl nach vorne, mit weit geöffneten Augen, „Himmelherrgott, Sue, du bringst mich rüber wie einen gottverdammten Seemann! Fluche ich wirklich so viel?“

„Na ja,“ sage ich, „ehmm, nun ja“ –

„Du musst die Flucherei etwas zurücknehmen!“, sagt Jane. „Um der Leserinnen und Leser willen, weißt du.“ So trage ich das Manuskript nach Hause und lasse ein paar Fluchworte weg – zugegeben mit größtem Widerstreben. Ich hatte nicht den Eindruck, ihre Sprechweise in irgendeiner Weise übertrieben zu haben – tatsächlich hatte ich eigentlich eher gedacht, dass ich sie bereits abgeschwächt hatte.

\* \* \* \*

Jane ließ mich auch einige ihrer unveröffentlichten Erzählungen lesen, unter anderem *Cast of the Witch*, einen Fantasieroman über Frauen mit übersinnlichen Fähigkeiten, und eine Reihe von autobiographischen Texten. Ich fand einiges etwas gestelzt, anderes wild und unbekümmert – genau so wie Jane war und wie es Werke in Entwurfsform oft sind. Nun, da ich für dieses Erinnerungsbuch ihre Tagebücher und eine kleine Auswahl ihrer anderen Arbeiten lese, realisiere ich, dass die Romane nur ein kleiner Prozentsatz ihres unglaublichen Werkes waren – das Produkt einer Person, die sich tatsächlich Tag für Tag, Stunde um Stunde vor die Schreibmaschine setzte.

Und so kommt mir auch Janes unerbittliche Entschlossenheit wieder in den Sinn, ihre Zeit nicht zu vergeuden. Ich denke über die Definition von „Zeit“ nach und wie es kommt, dass sie einige von uns in einer volleren, größeren Dimension zu erfahren scheinen als andere. Ich frage mich, ob der schiere Wille, sich gegen die Idee der Zeit zu stemmen, die Art und Weise verändert, wie eine Person die der Zeit zugeschriebenen Parameter anwendet. Und ich schließe daraus, dass es keine andere Erklärung für das gibt, was Jane in ihrer schreibenden Lebenszeit erreichte.

Ich betrachte ihre umfangreichen Aufzeichnungen, Traumbeschreibungen, Tagebücher, die den Tagebüchern angehefteten Notizen, die täglichen Bemerkungen, Aufstellungen von eingereichten Erzählungen mit Einnahmen, Ausgaben und Kommentaren der Herausgeber; all das plus die praktisch ständige Produktion von Romanen, Kurzgeschichten, Gedichten und den

dazugehörigen Ideen und Skizzen und Überarbeitungen während ihres ganzen Lebens. Und das alles noch hineingewoben zwischen Teilzeitstellen, gelegentlichen Treffen mit Freunden, häufigen und gründlichen Hausputzarbeiten (zusammen mit dem von Jane so geliebten Möbelumstellen), Besuchen bei Verwandten und zahlreichen anderen Details des täglichen Lebens, wozu nicht zuletzt auch die Bedürfnisse und Freuden des Ehelebens gehörten, sowie mehrere Umzüge zwischen Florida, Sayre und Elmira. Und dann gibt es noch die Bände von veröffentlichtem und unveröffentlichtem Seth-Material, die 252 Sitzungen aus den Jahren von Janes ASW-Klassen, ihre publizierten Sachbücher, die *Überseele Sieben*-Romane, ihre unvollendete Autobiographie, ihre „*Sinful Self*“- , „*Bali*“- , „*Aspects*“- , „*Magical Approach*“- und „*Heroics*“-Manuskripte und die Werke, die sie Rob in ihren zwei letzten Lebensjahren vom Krankenhausbett aus diktierte, um nur einiges, aber keineswegs alles, zu erwähnen.

Ihre Tagebücher aus den Fünfzigerjahren sind bestürzend detailliert, mit Notizen unter den Titeln „Stimmung, Diskussion, Aktivitäten, Spezielles“, „Korrespondenz“; „Avon [Arbeitsstunden]“; „Sorgen“; „Symptome“ (einschließlich Kommentaren über „Schilddrüsentropfen“ und bereits schon damals über andere Anzeichen ihrer Symptome der Verlangsamung); „Bedeutungsvolle Ereignisse – Hauptthemen, Hauptgedanken“, „Psychische Aspekte des Tages“; „Stimmung“, „Monatsregel“ (wobei sich Jane über jeden Tag sorgte, an dem sie keine hatte), und, natürlich, „Schreiben“, wo sie ihre Zeit bis zur letzten Minute vermerkte und ihre Leistung einem täglich festgelegten Minimum gegenüberstellte.

Wenn man diese Aufzeichnungen liest – von denen ich nur einen kleinen Teil erwähnt habe –, wird man vom Gefühl eines ungeheuren Gewichts des Lebens überwältigt; eines jeden Lebens, vor allem aber dieses Lebens, das während seiner ganzen Spanne hauptsächlich mit dem Gewicht von Papier gemessen wurde; Seiten um Seiten, Haufen, Stapel, Bögen von Papier, alle gefüllt mit Millionen und Abermillionen von Wörtern, wovon bis jetzt nur ein kleiner Teil publiziert wurde. Und neben jeder von oben bis unten mit Wörtern gefüllten Seite gibt es Geistwörter, wahrscheinliche Wörter, Ideen, die den Seiten entspringen und sich in die Luft schlängeln, freigelassene Ideen und Wörter. Und sogar diese sind Teil des Lebensgewichts und verschwinden nie, sondern sind irgendwo aufgezeichnet, wenn auch nur in Träumen und in den Anflügen von Träumen.

So denke ich nun an Jane, die während des größten Teils ihres Lebens kaum mehr als ein Kind wog, und an das Gewicht der Zeit und wie sie damit umging. Etwas Mystisches erfasst mich, ein dahinter liegender Sinn, den ich nicht

erklären kann. Es ist zutiefst geheimnisvoll und doch ganz einfach. Und es tröstet mich und gibt mir und unserer gemeinsam aufgebauten Freundschaft einen klareren Platz in meiner Erinnerung; eine Freundschaft, die nicht bedeutungsvoller war, als ich mich an sie erinnere, aber auch nicht weniger. Ich glaube, dass ich dies am Ende ungefähr begriff.

Nur etwas kränkt mich wirklich in allen diesen Tagebuchnotizen: Im August 1959 beschreibt Jane ein Gespräch zwischen ihr und Rob über ihre Wahrnehmung als kinderloses Paar inmitten all ihrer Freunde und Nachbarn, die Kinder hatten; es war während eines speziell sorgenvollen Monats, in dem Jane überzeugt war, sie müsse schwanger sein (sie war es nicht)...

*Donnerstag, 13. August 1959*

...nachdem ich deswegen während der vergangenen Tage so unglücklich war, dass ich nicht einmal schreiben konnte, spüre ich nun, dass ich die Möglichkeit ruhig *annehmen* kann.

Rob und ich hatten gestern Abend ein langes Gespräch. Sicher „wünschten“ wir uns keine Kinder, und beim Gedanken daran verspüre ich Panik, aber wie ich herausgefunden habe, verschwindet die Panik, wenn das Ganze mit gesundem Menschenverstand betrachtet und intellektuell überprüft wird. Wenn ich schwanger bin, schreibe ich einen Roman darüber... über eine Frau, eine Schriftstellerin, die gegen die Frauenrolle kämpft... und die Schwangerschaft und Geburt durchsteht – Und [so] ist es auf jeden Fall Florida – für ein Kind, für die Sonne und den Sand!

*Samstag, 15. August 1959*

Meine Regel hat begonnen! Verspätet, wahrscheinlich wegen der Infektion, die ich zu Beginn des Monats hatte. Seltsamerweise, obwohl wir uns nun entschieden haben, es in diesem oder im nächsten Jahr mit einem Kind zu versuchen!

Ich lese diesen letzten Eintrag und denke, oohhhhhh wirklich? Hallo, liebe Janey, gab es da nicht etwas Klitzekleines, das du in allen diesen Diskussionen, die du mit mir über die verdammte Kinderhabenfrage begonnen hast, vergessen hast zu ERWÄHNEN? Eh?<sup>4</sup>

Aber Schriftstellerin mit einem großen „S“ – was ist das denn? Bin ich das? Oder doch nicht? Wie kann ich es je sicher wissen? In meinen

niedergeschlagenen und auch in einigen meiner überschwänglichen Momenten hat mich diese Bemerkung immer verfolgt.



Die große Flut von 1972, bei der Elmira vom Fluss Chemung gänzlich überflutet wurde. Jane und Rob waren beinahe die einzigen Personen, welche die Stadt nicht verließen und im oberen Stock von Haus Nr. 458 in der West Water Street darauf warteten, dass die Flut zurückging. Zu dieser Zeit arbeiteten Jane, Rob und Seth an „Die Natur der persönlichen Realität“ und Jane schrieb außerdem an „Überseele Sieben“. (Foto: Elmira Star-Gazette)

# KAPITEL 12

## *Die Flut und was dabei angeschwemmt wurde*

Mitte Juni 1972 erhob sich der Hurrikan Agnes aus dem Golf von Mexiko, überquerte Florida und reiste der Ostküste entlang nach Pennsylvania, wo er sich über dem Susquehannah-Becken niederließ und damit begann, während fünf Tagen einen halben Meter Regen auf die Quellflüsse des Chemung-Tals auszuschütten. Am 23. Juni flossen die Wassermassen des Tioga, Canisteo und Cohocton in Corning, New York, in den bereits schon hochgehenden Chemung und bildeten eine riesige Wasserwand, die einen Deich zerschmetterte, sich flussabwärts wälzte und auf ihrem Weg weitere Deiche, Dämme und Mauern zerstörte und auf Hunderten von Meilen Dörfer und Städte überschwemmte.

Die Einwohner von Corning hatten keine Vorwarnung erhalten; in Elmira gab die Feuerwehr den Evakuationsbefehl per Lautsprecher erst durch, als es nur noch knapp eine Stunde dauerte, bevor das Wasser den fast sieben Meter hohen Deich überschwemmte, der sich dem Flussufer entlang zog. Tausende von Häusern füllten sich bis zur Decke des zweiten Stockwerks mit Wasser, Dutzende lösten sich vom Fundament und wurden weggeschwemmt. Über 100'000 Personen wurden obdachlos, einundzwanzig starben und in einer stinkenden Ödnis schlammiger Vernichtung und Verzweiflung lagen Schäden von über 750 Millionen Dollar begraben. Und obwohl sich Corning schließlich wieder zu einer blühenden Touristenstadt entwickelte, war Elmiras Geschäftsbezirk, der aus verschiedenen Familienunternehmen bestand, die bereits schon vom neu erbauten Einkaufszentrum westlich der Stadt bedrängt worden waren, nun endgültig verloren und zerstört und viele der malerischen alten Quartiere – einschließlich jenes, in dem Jane und Rob wohnten, zerfielen mit der Zeit.

Die Flut war ein Wendepunkt für alle, die sie erlebten. Bestimmt war sie das auch in meinem Leben. Bei Jane und Rob war die Wirkung nicht so offensichtlich – ihre Wohnung war intakt und trocken geblieben –, obwohl auch dort eine Kette von Ereignissen in Gang gesetzt wurde, die dazu führte, dass sie ihr erstes Haus kauften und als logische Konsequenz daraus eine Veränderung im Klima unserer gegenseitigen Freundschaft entstand. Ein paar Monate nach der Flut zog ich nach Dundee, einem ungefähr vierzig Meilen von Elmira entfernten Ort, und dort lebe ich noch heute. Wahrscheinlich wäre ich in Elmira

geblieben und irgendwann einmal in das Haus meiner Eltern zurückgekehrt, wenn ich damals nicht umgezogen wäre; der Umzug hatte psychologische wie auch andere Gründe und erfüllte mich immer mit einer gleich starken und scheinbar unlösbaren Intensität aus Bedauern und auch Erleichterung.

\* \* \* \*

Ich hatte meine Wohnung in der West Water Street nahe am Fluss gemietet und dabei etwa so wenig an eine Überflutungsgefahr gedacht wie an Felsbrocken, die vom Mond fallen könnten. Ich wohnte im Erdgeschoss eines gespenstischen alten Backsteingebäudes mit gewölbten Türen, einem gefliesten Foyer und einem großen Garten direkt neben dem steilen, mit Gras bewachsenen Damm. Zu einer früheren Zeit hatte sich im Haus neben meiner Wohnung (das 1972 von einem Ehepaar bewohnt wurde, das ebenfalls in Janes ASW-Klasse mitmachte) die Praxis meines Kinderarztes befunden – und meine Wohnung war früher die Praxis des Gynäkologen meiner Mutter gewesen, als sie vor achtundzwanzig Jahren mit mir schwanger gewesen war. Manchmal dachte ich über den unergründlichen Symbolismus hinter all dem nach. Aber es sollte noch viel unergründlicher werden.

Ich liebte diese Wohnung – eigentlich war sie ja viel zu groß für Sean und mich, aber die Miete hielt sich in Grenzen und das Quartier war gleichzeitig lebhaft und gemütlich. Vielleicht ein wenig zu gemütlich, was meine Eltern betraf, denn sie hatten sich angewöhnt, unangemeldet und zu den merkwürdigsten Zeiten hereinzuplatzen – aber sie sorgten sich natürlich um uns, nicht wahr? Und dann kam einmal an einem Frühlingsnachmittag zu meiner großen Überraschung Jane völlig unangemeldet bei mir vorbei, und das machte alles wieder gut. Ich öffnete die Tür und da stand sie, in einer Jacke und mit einem breitkrepfigen Hut, und lachte übers ganze Gesicht.

„Hei, Sue-Belle,“ sagte sie, „ich war eben spazieren und dachte mir, ich würde mal bei dir hereinschauen.“ Ich bat sie in die Wohnung und sie plumpste in einen voll gestopften Sessel, der stabiler aussah als er war – sie sank praktisch in ihn hinein und ein Anflug plötzlicher Panik huschte über ihr Gesicht. Ich sagte etwas im Sinne von: „Dieser Sessel frisst ständig Leute auf, ich sollte wirklich ein Warnschild anbringen.“ Aber sie schien es gar nicht komisch zu finden – sie konnte sich nicht genügend bewegen, um sich bequem in das Ding hineinzusetzen, und ich war zu verlegen, um sie zu fragen, ob ich ihr helfen sollte.

Ein paar Minuten später entspannte sie sich ein wenig unbeholfen und wir plauderten eine Weile, dann stand sie auf – mühsam, aber selbständig – und



sagte, sie müsse nun wieder an ihre Arbeit zurück, und dann ging sie. Vom Seitenfenster aus sah ich, wie sie die Straße entlangging, langsam und vorsichtig, aber trotzdem schwungvoll und lebhaft, die Hände in die Jackentaschen gesteckt.

Ich war überglücklich – Jane war vorbeigekommen, um mich zu besuchen! Sie und Rob waren schon einmal hier gewesen, zusammen mit Maggie und Bill, aber dies hier erschien mir irgendwie freundinnenmäßiger, mehr von Gleich zu Gleich. Ich erinnere mich an Bilder, die mir durch den Kopf flitzten, Bilder von Jane und mir, wie wir auf den mit Bäumen gesäumten Straßen hin- und herstürmten, mit Manuskripten in den Händen und in ständigen Diskussionen über Szenen und Personen, Standpunkte, Dialoge und Lösungen, Vorschüsse der Herausgeber und Tantiemen! Alles das, was ich aus ihrer Mittwoch-Schreibklasse nicht herausholen konnte und was ich mir so sehr von ihr wünschte, viel mehr noch als das magische Gefühl der ASW-Klasse und die Perspektiven, die sie und ich in diesem Zusammenhang teilten (obwohl ich seltsamerweise genau im Frühling 72 während einiger Zeit nicht mehr in die Klasse ging, weil mir die meines Erachtens sklavische Verehrung einiger Leute unbehaglich war, aber vielleicht war ich auch nur eifersüchtig auf alle anderen, denen Jane ihre Aufmerksamkeit schenkte).

Deshalb bestand meine Reaktion auf ihren Besuch nur in einer egozentrischen Freude, und ich übersah den Eisberg unter ihrer täuschend einfachen Bemerkung völlig, dass sie gerade eben mal spazieren gegangen sei. Wie sehr wünsche ich mir, ich hätte damals den Umfang ihrer Ängste wegen ihres körperlichen Zustands verstanden oder auch nur begriffen, wie schlecht es ihr überhaupt ging (mit gelegentlichen, aber nur vorübergehenden Verbesserungen) oder wie sehr sie sich nach einer positiven Ermutigung über die von ihr erreichten körperlichen Triumphe sehnte. Tatsache ist jedoch, dass ich kaum einen Schimmer davon hatte, nicht zuletzt, weil auch Jane selbst so zurückhaltend war, eine Einstellung, die sie zwar hinterfragte, an der sie gleichzeitig aber auch festhielt.

„Ich nehme, verdammt noch mal, alles viel zu ernst,“ schreibt sie im April 1972 in ihr Tagebuch. „Alles, was ich habe, ist diese idiotische Steifheit – sie ist nicht so schlimm wie wir sie sehen – und Teufel noch mal, ich kann doch wirklich flexibel damit umgehen!“

Etwa in dieser Zeit sagte mir Jane, dass sie ein gutes, stabiles Fahrrad suche, um hie und da damit herumzufahren, und so lieh ich ihr mein altes Schwinn-Rad aus; es hatte Fußbremsen und nur einen (Vorwärts-)Gang. Das Ding muss ungefähr gleich viel gewogen haben wie sie; der Sattel hätte ohne weiteres unter die „dicke Bertha“ aus der Jahrmarktbude gepasst, aber Jane warf einen Blick darauf und sagte, sie fände es wunderbar.<sup>1</sup> Ich nehme an, sie ist damit ein paar Mal in ihrem Hinterhof herumgefahren und Rob hat ihr dabei geholfen. Ich hatte

einen famosen neuen Zehngänger, mit dem ich ab und zu zur Arbeit fuhr, und so dachte ich erst wieder an mein Schwinn-Rad, als es viel zu spät war.

\* \* \* \*

Wenn ich mich an jene Wochen vor der Flut zurückerinnere, kommt mir immer wieder der endlose Regen in den Sinn. Tage und Tage und Tage nur Regen. Zur Arbeit gehen im Regen, heimkommen im Regen, einkaufen im Regen, dem Regen Tag und Nacht zuhören. Natürlich begann der Fluss zu steigen, aber das war ja nur normal. Der Chemung hatte Elmira früher schon einmal überschwemmt, aber nun gab es ja alle diese stabilen Dämme, um uns zu schützen, nicht wahr? Ich rief Jane am Abend jenes 22. Juni an, und sie sagte mir, ich könne mit Sean zu ihnen kommen, wenn ich mich des Flusses wegen unsicher fühlte – eine unglaublich großzügige Einladung, wie ich erst viel später realisierte. Sie hatten zwei Wohnungen (eine davon wurde hauptsächlich als Janes Arbeitszimmer gebraucht) im zweiten Stock gemietet, aber soviel ich wusste, hatten sie nie jemandem Platz in ihrer Wohnung angeboten und schon gar nicht jemandem mit einem kleinen Kind.

Ich dankte ihnen und sagte, nein, es sei alles okay, Sean und ich seien in Ordnung. (Meine Eltern hatten am Vormittag angerufen und vorgeschlagen, dass sie uns abholen würden und ich hatte auch zu ihnen nein gesagt.) Und so ging ich in jener Nacht zu Bett und war mehr darüber bedrückt, am nächsten Tag wieder im Regen zur Arbeit gehen zu müssen als über irgend etwas anderes.

Irgendwann gegen Morgen erwachte ich eines unheimlichen Sirenengeheuls wegen, unterbrochen von bellenden Lautsprechern, die alle zur sofortigen Evakuierung aufforderten. Ich stand auf und schaute zum Fenster hinaus. Es sah gar nicht so schlimm aus draußen – der Regen hatte etwas nachgelassen und eine blasse Morgensonne versuchte, die Wolken zu durchdringen. Die Sirenen und Lautsprecherstimmen entfernten sich, und fast wäre ich nochmals ins Bett gegangen. Sean schlief immer noch und ich musste erst in ein paar Stunden zur Arbeit. Den Befehl zur Evakuierung zu befolgen kam mir gar nicht in den Sinn – ich sah dies als Panik von jemand anderem an, die mich überhaupt nicht betraf.

Was mich letztlich aufschreckte, waren die kreischenden und knallenden Geräusche aus der Nachbarwohnung. Ich öffnete die Türe und sah, wie meine Nachbarn hin- und hereilten und Massen von Schallplatten in ihr wartendes Auto trugen. „Stell alles auf die oberen Regale!“, riefen sie mir zu, ohne innezuhalten. Ich verstand die ganze Aufregung nicht, entschloss mich aber, mal nach dem Fluss zu sehen; Sean lag immer noch schlafend in seinem Kinderbett. Ich schlenderte erst zum Damm hinunter und dann den kurzen steilen Abhang

wieder hinauf, um zu sehen, worum es überhaupt ging.

Und nun konnte ich wirklich mehr als ein Auge voll nehmen. Das Flussbett war bis oben hinauf gefüllt und genau auf der gleichen Höhe wie meine Zehen, ja das Wasser leckte schon fast liebevoll am Gras. Und von dort weg breitete sich der Fluss einfach nur wie eine endlose silberne Ebene im Morgengrauen über das ganze südliche Elmira aus. Und dann rauschte ein dreistöckiges Haus an mir vorbei und krachte in die Brücke. Ich erkannte das Haus; es war eines, das ich beim Vorbeifahren oft bewundert hatte – meilenweit weg, weiter oben am Fluss, auf dem Weg zum Einkaufszentrum. Nun beobachtete ich, wie es von der Gewalt des Stromes unter die Brücke gezogen und zu Kleinholz zerschmettert wurde.

Im gleichen Moment realisierte ich, dass ich ein Geräusch hörte – ich wusste nicht, was es war; es schien den ganzen Himmel zu erfüllen. Ich schaute auch tatsächlich nach oben und versuchte, es zu lokalisieren. Es war wie ein gewaltiger Wind, der durch einen Wald toste. Und noch immer begriff ich nicht, was los war. Alles, was ich tun konnte, war dort stehen zu bleiben, starr vor Verwunderung, woher all das Wasser kam.

Schließlich ging ich durch den Garten zurück ins Haus, um meinen Sohn aufzuwecken. Das Telefon läutete. Als ich antwortete, schrie meine Mutter: „Was machst du noch dort? Geh weg, geh weg, geh endlich weg!“ Ich wollte etwas sagen, aber mein Vater riss ihr den Hörer aus der Hand und brüllte: „Du nimmst jetzt sofort das Kind und gehst aus dem Haus!“ Und obwohl ich ihm versicherte, dass ich das jetzt gerade tun würde, verspürte ich immer noch keine spezielle Eile dabei. Ich dachte: „In Ordnung, ich gehe mal für eine Weile zu meiner Tante und zu meinem Onkel im westlichen Teil von Elmira.“ Ich nahm an, dass das Wasser ein paar Pfützen im Garten hinterlassen würde, und das wäre es dann gewesen.

Ich nahm genau vier Dinge mit: Windeln, ein Paket mit meinen Manuskripten in einem Kissenanzug, meine Schreibmaschine und meine Handtasche. Fünf, wenn man Sean dazuzählt, und sechs, wenn man noch seine Schmusedecke dazuzählt, die ja streng genommen sein Gepäck war. Ich nahm keine zusätzlichen Kleider für uns beide und nicht einmal meine Katze mit. Erst als ich an der Ecke der Walnut- und Water Street war (in einem Auto, das mir Anfang Woche von meinem neuen Freund ausgeliehen worden war), erkannte ich den Ursprung dieses enormen dröhnenden Geräusches. Es war der Fluss, der mit einem explosionsartigen Gebrüll den Zementdamm überspülte und die West Water Street auffüllte, so dass sie aussah wie eine überfließende Badewanne der Götter.

Endlich kam ich zur Vernunft; ich drückte das Gaspedal hinunter, schnitt die

Kurve und raste der Walnut Street entlang mit der Flut buchstäblich hinter meinen Rädern. Mein Onkel telefonierte gerade mit meiner Mutter, als wir in seinem Haus, weit oberhalb der Flut, ankamen. Es würde der für einige Wochen letzte mögliche Telefonanruf nach Webbs Mills gewesen sein, aber zumindest wussten meine Eltern nun, dass wir in Sicherheit waren. An jenem Nachmittag brachte ich Sean zu seinen Großeltern nach Odessa. Ich sah ihn dann fast zwei Monate lang nicht mehr.

Wenn ich mich daran erinnere, was ich an jenem Tag im Fluss verlor, kommt mir Folgendes in den Sinn: die in einem schlammbedeckten Schreibtisch begrabenen Erzählungen und Gedichte aus meiner Kindheit und der kleine silberne Ring, den Rachael Clayton aus der ASW-Klasse Sean bei seiner Geburt geschenkt hatte. Aber alle meine Traumaufzeichnungen, die in meinem Nachttisch versorgt waren, überstanden die Flut trocken und unversehrt, obwohl sie, wie alles andere auch, überschwemmt worden waren.

\* \* \* \*

Das Wasser zog sich am Samstagnachmittag zurück. Ich fuhr durch die Brühe zu meiner Wohnung und stieß die Türe auf. Natürlich war ich zutiefst entsetzt. Alle Möbel waren umgeworfen und alles war schlammbedeckt. Meine Siamkatze hatte überlebt, weil sie auf dem gleichen Sessel herumgeschwommen war, in den Jane damals eingesunken war. Es war die einzige trockene Oberfläche im ganzen Raum gewesen und das Wasser war nicht ganz bis an die Decke gelangt. Sogar die Wände waren mit Schlick bedeckt. Die Katze fand nie wieder ihre Stimme – sie konnte nur noch wie eine zerbrochene Türangel krächzen, und wer kann ihr das übel nehmen?

Draußen standen Leute im stinkenden kniehohen Dreck herum, bewegungslos, sprachlos. Wieder erfüllte ein Geräusch die Luft: Das Donnern des nahen Flusses, vermischt mit einem gewaltigen zischenden Dröhnen und dazu ein überwältigender Gestank von Heizöl und Gas. Ich nahm an, dass die Gasleitungen wahrscheinlich zerstört waren – was taten wir also alle hier, warteten wir nur darauf, in die Luft gejagt zu werden? Ich weiß nicht, warum uns erlaubt wurde, schon so bald wieder zurückzukehren, aber wahrscheinlich war gar niemand da, der es uns hätte verbieten können. Eigentlich wollte ich jetzt nur noch zu Janes und Robs Wohnung gehen, um zu sehen, ob ihre Wohnung intakt geblieben war.

Ich watete durch den Schlamm und Lärm durch die Straße zur Nummer 458. Die vorderen Verandastufen waren mit Trümmern übersät und so ging ich auf die Rückseite, um zur Treppe zu gelangen, die zur Flurtüre im zweiten Stock führte.

In diesem Moment erblickte ich Janes und Robs alten Wagen in der Garage. Er war halb im Schlamm versunken und einer der Reifen war platt.

Mein Herz hämmerte an meine Rippen. In jener Sekunde war ich völlig davon überzeugt, dass sie versucht hatten, wegzufahren und durch die steigenden Wassermassen in der Garage gefangen worden waren. Ich war absolut sicher, dass Jane und Rob tot in diesem Auto saßen.

Ich kämpfte mich so schnell wie möglich zur Garage und zum Auto durch und zog die Türe auf der Beifahrerseite auf. Man muss sich vorstellen, dass ich wirklich glaubte, Janes toter Körper würde hinausfallen; ich sah das konkret und farbig in meinem Kopf, als ich mich zum Wagen hin bewegte. In jenem Moment, inmitten des Gestanks und der Zerstörung, den zischenden Gasleitungen und den dröhnenden Wassermassen – in jenem Moment bestand für mich die einzige Erklärung für die Gegenwart des Wagens in der Garage darin, dass Jane und Rob darin ertrunken waren und immer noch darin saßen, aufrecht, gemeinsam, Janes Hände um ihre Handtasche geklammert – später, als ich allein war, machte ich mich über mich selbst lustig, aber in jenem Moment, als ich den Wagen erreichte, im schmutzigen Halbdunkel der Garage, war mir so völlig klar, dass genau das geschehen war, dass ich bebte und zitterte und mit einem hohen wehklagenden Heulen nach dem Türgriff schnappte und die Tür aufriss.

Nur schlammiges Wasser ergoss sich über mich und durchnässte mich bis zu den Hüften. Wimmernd und schluchzend und halb erstickt lehnte ich mich an die Stoßstange, bis ich endlich nicht mehr nach Luft schnappen musste. Sie waren nicht weggefahren und ich wusste, sie waren auch nicht weggelaufen. Dann sah ich mein altes Schwinn-Fahrrad in der Ecke, im Schlick vergraben, ruiniert. Ich hatte es zu Weihnachten 1953 erhalten, als ich acht Jahre alt war. Ich dachte an meinen kleinen roten Wagen, den ich im Keller meiner Wohnung zurückgelassen hatte. Wie viele Menschen dachten genau jetzt diese gleichen Gedanken und standen dabei bis zu den Knien in Schlamm und Trümmern?

Ich erinnere mich nicht mehr daran, ob mich Rob aus dem Fenster des oberen Stockwerks rief oder ob ich einfach nur die Treppe hinauf in ihre Wohnung ging. Die Wasserlinie (die später bei 3 Metern gemessen wurde) hatte das zweite Stockwerk nicht erreicht, aber das ganze Haus stank, wie auch der Rest von Elmira stank und wie es noch jahrelang bei jedem Regen stinken würde.

Rob traf mich im Flur. „Es sieht so aus, als ob euer Auto erledigt wäre,“ sagte ich zu ihm, erklärte ihm aber nie, weshalb ich das gesagt hatte. Rob gab mir ein Handtuch und ich trocknete meine Jeans so gut wie möglich ab, ließ meine Schuhe auf der Treppe und folgte ihm in die zweite Wohnung. Jane saß an ihrem Tisch vor den vom Baum beschatteten Fenstern und rauchte. Wir waren alle drei

in einer gedämpften Stimmung und wahrscheinlich auch in einer Art Schock. Ich saß im Gartenstuhl und legte das Handtuch unter meine Füße.

Wir tauschten unsere Geschichten aus. Jane und Rob hatten sich entschieden zu bleiben, als die Evakuationsbefehle durchgegeben wurden, und hatten angenommen, dass das Haus solid genug und ihre Wohnungen im zweiten Stock sicher genug sein würden. Trotzdem hatte Rob seine Bilder, ihre Tagebücher und Unterlagen und alle Notizbücher über das Seth-Material auf dem leeren Dachboden versorgt. In der letzten Minute, als das Wasser schon durch die Kellerfenster hereinströmte, war er hinuntergegangen und hatte den Boiler und die Heizung ausgeschaltet.

„Zuerst,“ sagte Jane, „war es wie ein Abenteuer,“ aber als der Fluss höher und höher und bis an die Seiten der nahe liegenden Häuser stieg, begannen sie sich zu fragen, ob sie die richtige Entscheidung getroffen hatten. „Ich realisierte, dass ich mit meinen körperlichen Problemen wahrscheinlich niemals hätte wegschwimmen oder gar in ein Boot hätte einsteigen können,“ sagte Jane wie zur Entschuldigung.

Ich sagte irgendetwas im Sinne von: „Jane, niemand kann in einer Flut wegschwimmen,“ aber ich verstand, was sie damit sagen wollte: für sie war eine Flucht tatsächlich unmöglich geworden. Wie Rob später in seinen Notizen in *Die Natur der persönlichen Realität* erklärt: „...tranken wir etwas Wein und versetzten uns in eine leichte Selbsthypnose, um unsere Ängste etwas zu beruhigen“, aber als die Stunden vergingen und der Fluss weiter stieg, schlug Rob vor, dass Jane versuchen sollte, auf psychischem Weg etwas über ihre Situation zu erfahren. Ihre darauf folgenden Voraussagen, dass das Wasser auf halbem Weg bei den Fenstern im ersten Stock stoppen würde, dass sie sicher sein würden, wenn sie dort blieben, wo sie waren und dass die Brücke unterspült werden würde, waren alle korrekt.<sup>2</sup>

„Ich nehme an, wir hielten uns an unserem Lebenswerk fest,“ sagte sie und ich machte einen halbwitzigen Bezug zur Parallele der Luftschutzräume in *Die Kastanienkette*. Es gab kein heißes Wasser, aber sie hatten genug zu essen und seltsamerweise, ja komischerweise blieb die Elektrizität bei ihnen immer in Betrieb. Und warum wohl? Während Wochen hatte niemand sonst in den umliegenden Quartieren Elektrizität.

Dann lud Jane mich ein, in ihre Wohnung einzuziehen – in die ursprüngliche, dort, wo die ASW-Klasse abgehalten wurde –, während ich meine eigene Wohnung putzte und versuchte, wieder eine Art Ordnung in mein Leben zu bringen. Es war ein außerordentlich großzügiges Angebot und ich akzeptierte es und verdarb es im gleichen Moment. Ich fragte, ob mein neuer Freund bei mir bleiben könne, da seine Wohnung auch überschwemmt worden sei. Janes

Reaktion auf diese Bitte habe ich gnädigerweise aus meiner Erinnerung gelöscht, aber sie muss offensichtlich zugestimmt haben. Ich wusste bereits, dass sie den Kerl nicht mochte und er hätte viele andere Unterkunftsmöglichkeiten gehabt. Meine Ausnützung von Janes und Robs gutem Willen ging weit über Rücksichtslosigkeit hinaus.

Mein Freund und ich blieben schließlich ungefähr einen Monat dort und das tägliche Szenario verlief in etwa folgendermaßen: Ich ging in meine feuchte, zerstörte Wohnung und verbrachte Stunden damit, sie auszuschaufeln, die Wände abzuschaben, zu putzen, Dinge herumzuschmeißen, zu heulen und machte doch nicht viel mehr als Schlamm und zerstörte Gegenstände auf den Gehsteig zu transportieren (alle meine Bücher, alle Babykleider und Spielzeuge von Sean, alle unsere Möbel, alle...), dann schleppte ich mich in Nummer 458 zurück, um mich und die einzigen Kleider, die ich hatte, im stechenden, eiskalten Wasser aus der neundüsigen Dusche, auf die Jane und Rob so verdammt stolz waren, zu waschen, und zog dann einen alten Bademantel an, den ich unversehrt zuoberst auf meinem Schrank gefunden hatte, hing meine nassen Kleider draußen an die Leine, damit sie am nächsten Tag wieder trocken waren, aß ein paar Brote und fiel in einem Zustand erschöpften Deliriums, der entfernt an Schlaf erinnerte, auf das Sofa. Zuerst half mir mein Freund beim Aufräumen, aber nach ein paar Tagen entschied er sich, dass er seine Zeit besser nutzen könnte, wenn er am Tisch vor den Erkerfenstern saß und für alle kommenden Zeitläufe eine epische Hymne über die furchtbare Flut und die Zerstörung, die uns alle heimgesucht hatte, verfasste. Das, so versicherte er mir, sei sein wahres Schicksal.

So saß er dann den ganzen Tag da und schrieb, während ich putzte. Sagte ich je ein Wort darüber? Nein! Schließlich war es ja nicht seine Wohnung, die unter einem halben Meter Flusssand begraben und voller Heizöldünste war, nicht wahr? Brachte ich ihm auf seine Bitte hin nicht jeden Tag Zigaretten und Bier aus dem einen Häuserblock entfernten Laden? Natürlich! Ich ging ja sowieso jeden Morgen weg, nicht wahr? Natürlich tat ich das. Am Abend las er mir jeweils die weiteren Folgen seines großartigen Werkes vor, das mehr Seiten füllte, als ihm die so genannten Flutopfer je hätten erzählen können. Später publizierte er das Ganze im Eigenverlag in Form eines kleinen Buches und überreichte Jane und Rob in aller Förmlichkeit ein eigenhändig signiertes Exemplar. Ich erinnere mich, dass Jane höflich lächelte und sich bedankte. Ich erinnere mich auch, dass ich mir vorstellte, wie Rob täglich durch dieses Wohnzimmer am langsam entstehenden Epos vorbei schritt, um in sein Atelier im hinteren Teil der Wohnung zu gelangen. Ich erinnere mich gedacht zu haben, dass ich vielleicht ein riesengroßes Glas Flussschlamm trinken und auf der Stelle

hätte tot umfallen sollen und sich das Ganze so erledigt hätte.

Irgendeinmal – möglicherweise am Dienstag nach der Flut – trafen die Boys aus New York für die ASW-Klasse ein, ohne zu wissen, was in Elmira alles geschehen war. „Wir wussten, dass es da einen Hurrikan gegeben hatte,“ erinnert sich Rich Kendall, „aber wir fuhren trotzdem nach Elmira, weil wir ja nicht wussten, wie groß der Schaden war. Als wir aus unserem Auto vor Janes Haus ausstiegen, teilten uns die Soldaten der Nationalarmee via Megaphon mit, dass wir uns von der Straße entfernen sollten, weil Ausgangsperre war. Als sie uns fragten, weshalb wir überhaupt hier seien, entschieden wir uns zu sagen, dass wir Freunde besuchten.

„Aufgrund der Flut war die Klasse annulliert worden, aber wir hatten es nicht gewusst, und Jane war sehr überrascht, uns zu sehen. Sie ließ uns in ihre gegenüberliegende Wohnung, wo sie normalerweise schrieb. Es waren nur etwa sechs Personen da. Seth kam nicht durch, aber das machte nichts. Das war das erste Mal, dass ich Sue Watkins wirklich näher kam, obwohl wir während Monaten in der gleichen Klasse gewesen waren.“

Was ich über diese kleine Nicht-Klasse in Erinnerung behalten habe, ist das Gefühl der Wiederentdeckung meiner eigenen psychologischen Basis – nur so kann ich das beschreiben – im unbändigen liebevoll-spöttischen Geplänkel, das die New York-Boys stets begleitete, wie viele oder wie wenige auch immer dort waren (sie hatten die genau gleiche Wirkung auf Jane). Wann immer ich mich mit dieser Basis verbinde, entsteht eine Wellenwirkung, die nie ausbleibt. Nicht lange danach sagte mir der Hausbesitzer, dass er beschlossen habe, die Wohnung vollständig zu renovieren, denn weder der Holzboden noch die Gipswände konnten repariert werden. Ich hatte beides so lange geputzt, dass es mir wie Jahre erschienen war, und so schenkte er mir als Gegenleistung eine für sechs Monate mietfreie Wohnung im dritten Stock. Ohne heißes Wasser, ohne Möbel und ohne Kleider, aber dafür mit einer Unmenge von Flöhen war das wohl kein allzu großzügiges Geschenk, aber es war mehr als viele andere Leute hatten. Das Rote Kreuz gab mir eine neue Matratze und Essensmarken für sechsundsechzig Dollar, meine Tante schenkte mir einen Schlafsack und ein Kissen. Ich hatte den oberen Teil meines Rollschreibtisches und ein paar Kleidungsstücke retten können und mein Freund, den ich innerlich Flut-Mann nannte, teilte mir mit, dass er mit einer Frau zusammenziehen würde, die auf der anderen Seite der Stadt wohnte. Die Dinge entwickelten sich ganz klar zum Besseren.

So sammelte ich also meine Sachen aus Nummer 458 wieder ein; meist waren es Manuskripte und Fotos, die ich aus Schreibtischschubladen gerettet und auf Papiertücher zum Trocknen gelegt hatte. Als ich die Schachteln im Flur stapelte, rief mir Jane aus der anderen Wohnung zu, ob ich für eine Minute zu ihr



hinüberkommen könne, „ich würde gerne mit dir über etwas reden.“

Über etwas, eh? Ich erkannte schon am Ton ihrer Stimme, dass es hier nicht um „etwas“ aus den Nachrichten ging. Ich ging hinüber und setzte mich in den grünen Gartenstuhl. Jane saß vor ihrem Schreibtisch und rauchte. Das Sprechzimmer des Präfekten war also soweit in Ordnung und bereit.

Jane kam gleich zur Sache, das gestehe ich ihr zu. In einer sanften und sorgfältigen Stimme fragte sie mich, ob ich in diesen Kerl „verliebt“ sei. Nein, sagte ich, ich sei nicht „verliebt“ in ihn, „ich mag ihn nicht einmal besonders,“ sagte ich und drückte damit eine Meinung aus, die eigentlich immer da, aber verborgen gewesen war, wie ein täuschend echter Hirntumor mit einem besonders flegelhaften Sinn für Komik.

Jane schaute mich sprachlos an. „Nun,“ sagte sie schließlich, „ich könnte es ja noch verstehen, wenn du von Leidenschaft ergriffen worden wärst.“

„Leidenschaft?“ Ich war peinlich berührt über mein Verhalten diesem Mann gegenüber, aber ich hatte keine Ahnung, was ich darüber denken sollte – absolut keine. Für meine eigenen Motive und Gefühle hatte ich überhaupt keine Erklärung. Ich hatte fast automatisch gehandelt, ohne bewusst zu überlegen, was ich tat oder entschieden hatte zu tun. Und was noch schlimmer war, dieser Geisteszustand Männer betreffend fühlte sich völlig normal für mich an. „Nun,“ sagte ich an jenem Tag zu Jane, „es mag anfänglich etwas Lust da gewesen sein, aber sonst, geliebt oder so was Ähnliches habe ich ihn nicht.“

Sie verdrehte die Augen und zündete sich eine neue Zigarette an. Ich bereitete mich vor, zurechtgewiesen zu werden, obwohl es dann doch nicht genauso ablief. Sie hatte mich früher schon einmal durch ein längeres Trübsalblasen eines ehemaligen ASW-Teilnehmers wegen begleitet; er war verheiratet und ich hatte ein einziges, kurzes, sehr intensives und grundsätzlich platonisches Treffen mit ihm gehabt, das sich mehr um romantische Szenarios für eine gemeinsame Fantasie-Zukunft als um irgendetwas anderes gedreht hatte. Eines Abends kam er nicht mehr in die ASW-Klasse und Jane nahm mich beiseite und sagte mir, dass er mit der Ehefrau eines hiesigen Hochschulprofessors auf die Bahamas gesegelt sei. Das war genau jenes Abenteuer, das er sich für uns beide ausgedacht hatte, ohne dass ich eine Ahnung davon gehabt hatte, dass er noch andere Kandidatinnen für den Job des ersten Offiziers in Reserve hatte und ohne dass er mir auch nur einen Abschiedsgruß oder den Anflug eines Abschiedsgrußes hinterlassen hätte. Als ich während dieses Gesprächs mit Jane in der kleinen Küche stand, während hinter uns die Geräusche der ASW-Klasse verebbten und mich Janes Augen scharf und aufmerksam anblickten, erinnere ich mich gedacht zu haben, wie es denn möglich war, dass Jane das wusste und ich nicht? Aber mein Gesicht blieb so gelassen und ruhig wie der aufsteigende

Mond.

Jane, die sich nicht täuschen ließ, hatte damals gesagt: „So bist du besser dran.“

„Ich weiß,“ sagte ich in ruhigem Ton und ohne Emotionen, und eigentlich wusste ich es ja auch, aber trotzdem war ich restlos geschlagen, mehr noch meiner eigenen Dummheit wegen als wegen irgendetwas anderem. Man sollte annehmen, dass ich das alles nicht nochmals wiederholen müsste; immerhin waren es diesmal nicht die Zusammengehörigkeitsfantasien, die den Charme des Flut-Mannes ausmachten. Da gab es überhaupt keine Fantasien. Ich habe keine Ahnung, was es war. Vielleicht Rachsucht, wer weiß.

Jedenfalls waren wir nun wieder an diesem Punkt angelangt, Jane und ich, in ihrem blätterumrankten Arbeitszimmer, und sie versuchte herauszufinden, was eigentlich mit mir los war, und ich selbst konnte es überhaupt nicht erklären.

Sie fuhr weiter und erzählte mir, wie beeindruckt sie und Rob etwa vor einer Woche gewesen seien, als das Gas wieder installiert worden war und der Flut-Mann, der sich als Gourmetkoch betrachtete, vor allem, weil er alle Gerichte großzügig und massenweise mit Butter und billigem Kochwein veredelte, selbstlos vier kleine Hühnchen gefüllt, im puppenstubengroßen Backofen von Janes und Robs winziger Küche gebraten und ihnen dann zwei davon als ein Überraschungs- und Dankeschön-Geschenk überbracht hatte. Jane redete mehrere Minuten über dieses Ereignis und, da bin ich mir sicher, versuchte, um jeden Preis, etwas Schätzenswertes an diesem Mann zu finden; sie erging sich darüber, wie köstlich diese beiden Vögelchen ihr und Rob gemundet hätten. Da ich es gewesen war, welche die verdammten Vögel gekauft hatte, war ich nicht besonders beeindruckt davon – Janes Entzücken darüber verwirrte mich eher. Aber das sagte ich natürlich nicht. Ich sagte sowieso nicht viel. Ich konnte ihr kaum in die Augen schauen.

Schade, sehr schade – denn auch hier, wie es schon so oft zwischen uns der Fall gewesen war, standen wir wieder an einer Kreuzung, an einem Schnittpunkt unserer rätselhaften gegenseitigen Glaubenssätze; vielleicht wäre nun ein wenig gegenseitiges Verständnis möglich gewesen, wenn wir nur ein kleines bisschen... was? mutiger? ungenierter? weniger entrüstet? gewesen wären. Ich weiß es nicht. Irgendetwas.

Jane verließ nun das Thema Geflügel und kam zu ihrem nächsten Punkt, der, als ob er keineswegs mit dem ersten verbunden gewesen wäre, davon handelte, dass sie und Rob „oft Junggesellen zu Besuch haben, die an dieser Sache (dem Seth-Material) interessiert sind,“ und dass sie mich an solchen Abenden ohne weiteres auch einladen könnte, wenn ich einige dieser begehrten Herren kennen lernen möchte. Dabei schaute sie mich mit ihrem durchdringendsten Blick an,

und so antwortete ich, sicher, das wäre toll, warum nicht? Du kannst mich ja jederzeit anrufen.

Da jetzt der Junggesellen-Vorschlag vom Tisch war und sie meine positive, wenn auch ziemlich lahme Antwort unter Dach hatte, legte Jane nun volle Pulle über den Flut-Mann los und begann sich über seine äußerst extravagante Mischung von widerwärtigen Charaktereigenschaften auszulassen, unter anderem über den Gag, den er sich ausgedacht hatte, um die Anti-Plünderungsgesetze der Nationalgarde zu testen, indem er nach der Ausgangssperre ausgegangen und absichtlich außerhalb des gesetzlichen Perimeters hin- und hergelaufen war, auch als man ihm befahl, anzuhalten. Es gab keine Strafe dafür, leider, aber Jane sagte zu mir: „Solche Sachen zeigen einfach, dass er kindisch ist und dazu auch noch ein Schmarotzer; was du also in ihm siehst, verstehe ich einfach nicht.“

Natürlich hatte sie absolut Recht – ich verstand es ja selbst nicht, aber was konnte ich dazu sagen? Alles, was ich in jenem Moment empfand, war eine erbärmliche Demütigung, tief und heftig (wie ich das auch jetzt bei der Erinnerung an all das empfinde, wenn ich wieder einmal die Anfänge meines Verhaltensmusters erkenne, das ich mit mehr Zeit- und Energievergeudung ständig wiederholen würde, als es sich eine um die Flamme kreisende Motte je vorstellen könnte). Alles, was ich aus Janes Worten hörte, war: Ich bin ein blöder Kindskopf. Punkt.

„Weißt du, Sue-Belle,“ sagte sie, „es geht eigentlich nur darum, dass du immer die falschen Kerle köpfst.“ Dabei imitierte sie ein Fallbeil. „Du gibst ihnen nicht mal eine Chance, du köpfst sie einfach.“ Sie zuckte die Achseln – ihr Gesichtsausdruck fragte: „Was ist denn dabei so schwierig?“ *Kopf ab*. Ich grinste schwach. Den „Kopf-Ab“-Teil beherrschte ich ziemlich gut – aber den „falschen Kerle“-Teil schaffte ich noch nicht ganz richtig, trotzdem, Hoffnung besteht ja immer. Mitten in dieser Unterhaltung realisierte ich, dass ich nur wenige Sekunden von einer Durchfall-Attacke entfernt war. Ich schaffte es kaum bis ins kleine Badezimmer, das sich gleich neben dem Raum befand, in dem wir waren. Es war grässlich und geräuschvoll, und meine Verlegenheit war danach natürlich noch viel entsetzlicher; es schien mir, dass sich, was auch immer ich tat, alle Teile meines Körpers zusammenrotteten, um mich immer wieder neu zu erniedrigen.

Als ich ins Wohnzimmer zurückkehrte, lächelte mich Jane, der ja körperliche Demütigungen keineswegs fremd waren, verschwörerisch an und sagte: „Nun, ich weiß nicht, Sue, aber es scheint mir, dass du buchstäblich und wie von Furien gejagt vor all dem weglaufen willst.“ Was konnte ich dazu sagen? Denn was dieses ganze Thema betraf, hatte sie vollständig Recht.

Es war damals, am Schluss dieser Unterhaltung, dass mir Jane zum ersten Mal ihre Idee vorstellte, sie und ich könnten eine Art „Traum-intensives Schreib-Studium über Psy-Zeit und solche Sachen“ ausprobieren, „nur um zu sehen, was dabei herauskommt“ und dazu Notizen machen und es später „in irgendeiner Form, vielleicht in einem Buch, zusammenstellen“. Und auch, dass sie und ich unsere eigene Mini-Klasse haben könnten und „wirklich in die Ideen hineintauchen könnten, nur wir zwei, und mal schauen, was zum Teufel dabei herauskommt,“ sagte sie.

Wenn ich nun zurückblicke, bin ich erstaunt über die offensichtliche Zuneigung, die sie trotz allem für mich hatte. Sie hatte klar erkannt, dass unsere gemeinsamen Interessen und Fähigkeiten jegliche Dummheit wettmachten, in die ich mich zu gegebener Zeit sicher wieder verwickeln würde. Aber wir führten diesen Gedanken nie weiter (obwohl wir oft genug darüber diskutierten). Andere Dinge kamen dazwischen, unter anderem ihre neuen Publikationsmöglichkeiten, mein Umzug nach Dundee im November jenes Jahres und Janes zunehmende körperlichen Schwierigkeiten – nach der Flut wagte sie sich bis zum 13. Juli, als sie gemäß ihren Notizen während zweier aufeinander folgender Tage einen halben Häuserblock weit ging, nicht mehr aus dem Haus, und danach ging sie bis zum 30. August nicht mehr nach draußen.

Und von alledem, von all den Punkten dieses ganzen unglücklichen Erlebnisses, von denen wir hätten sprechen können, gab es einen, über den Jane scheinbar am meisten entsetzt war und genau den sprach sie nie direkt mit mir an – er verbarg sich unter der Haushaltsfrage, was ich erst viel später entdeckte, als ich eine Kopie des *Persönlichen Materials* las. Dort bemerkt Jane einmal: „Sue Watkins lebt in einem Saustall,“ was mich völlig verblüffte. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, woher diese Bemerkung stammte, denn sie hatte mich nur zweimal besucht und meine Wohnung war zwar damals sicher voller Kinderspielzeug und anderer Sachen gewesen, aber ein Saustall? Kaum! Und so bemitleidete ich mich selbst während Jahren deswegen und kratzte wie an einer schorfigen Stelle immer wieder daran herum. Ein Saustall? Komm schon, Jane! Wie kann man so etwas als Nachlass hinterlassen! Wie konntest du nur!

Als ich dann ihre Tagebücher und anderen Manuskripte las, gelangte ich zu einer Notiz über den „Slum,“ den ihrer Ansicht nach der Flut-Mann und ich 1972 aus der Wohnung gemacht hatten. „Schlampig... ohne Disziplin,“ las ich da, „braucht ihre Fähigkeiten nicht.“ Ich zweifle daran, dass es wirklich ein Slum war, aber nun hatte ich die Antwort auf den bis anhin mysteriösen Moment in der ASW-Klasse später in jenem Jahr erhalten, als Jane sich plötzlich an mich gewandt und mir einen fast evangeliumsmäßigen Monolog über „das Heim eines Schriftstellers ist der Tempel seiner Arbeit“ und sollte „respektiert und gepflegt

werden und deshalb sollten wir es sauber halten“ lieferte, alles in einem bedeutungsvollen Ton, während sie mich direkt anblickte und gestikulierte. Ich war verwirrt über ihre direkte Art – es war ja nicht so, dass ich nicht mit ihr einverstanden gewesen wäre, aber was sollte denn das alles?

Ich glaube, hier ging es letztlich um den einfachen Fehler, den jede und jeder irgendeinmal im Leben macht: Großzügig sein und es dann wieder bereuen und nicht genau wissen, wie man sich die Konsequenzen vom Leib hält. Dazu gehört auch die Feststellung, dass man selbst Teil der unerwünschten Konsequenzen ist. Dazu noch Janes (buchstäblich) unbeugsame Vorstellungen über Arbeit und ihre entsprechenden Ängste, die sie in jener alltäglichen Lebenssituation auf mich übertrug. In diesem Fall könnte sie mich und den Flut-Mann vielleicht sogar als eine Art bizarrer Version von sich und Rob betrachtet haben, und da war ich nun auf den Knien und *putzte tagelang Fußböden*, während das Männchen verwöhnt und beschützt am Schreibtisch (dazu noch an Janes altem Schreibtisch) saß, und seine Zeit damit vergeudete, (aus Janes und meiner Sicht) zweitrangiges Material zu produzieren. (Die Bedeutung dieses Bildes muss sie bis ins Mark getroffen haben.) Natürlich standen auch Janes Zuneigung und ihre Wünsche für mein Wohlergehen hinter ihrer Reaktion. Aber ich glaube, ihr Missvergnügen an der Haushaltsführung – amüsanterweise eine traditionell weibliche Rolle – war größtenteils nur ein Symbol für die größeren Themen, die Teil unserer Beziehung waren und von dieser für uns beide durchgespielt wurden.

\* \* \* \*

„Hallo Mami, ich habe dich vermisst,“ sagte Sean, als ich ihn irgendwann in jenem August wieder sah, nachdem alles vorüber war. Es war der erste vollständige Satz, den ich ihn sprechen hörte. Er war noch nicht ganz drei Jahre alt.

Ich heulte los.

# KAPITEL 13

## *Nach der Flut und in die Patsche*

Manchmal fahre ich am Haus vorbei, in dem Sean und ich nach der Flut, scheinbar vor Ewigkeiten, während der 70er Jahre wohnten. Es ist eines jener großen alten Häuser mit einer breiten Veranda, umgeben von Bäumen, wie es zum Glück in vielen alten Quartieren noch immer der Fall ist. Das Agway-Gebäude nebenan ist vor einer Weile niedergebrannt, aber das kleine Wäldchen gegenüber der Straße blieb bestehen und die Bäume dort, wie auch Sean, sind unglaublich groß geworden. Ich schrieb im Dialog mit Seth in jenem Haus, während ich am Fenster, aus dem man über den Gehsteig zur Schule blicken konnte, saß: drei umfangreiche Entwürfe auf der Schreibmaschine in weniger als einem Jahr. Die Miete war fünfzig Dollar pro Woche für den ganzen zweiten Stock, mit zwei Schlafzimmern und allen Nebenkosten. So war damals das einfache Leben im ländlichen Teil des Staates New York.

In jenen Jahren fuhr ich jeden Dienstagabend in die ASW-Klasse nach Elmira und an den Wochenenden, wenn Sean und ich meine Eltern besuchten, ging ich jeweils an den Freitagabenden zu Jane und Rob. Dazwischen schrieb ich Briefe an Jane und Rob über faszinierende Träume oder über andere interessante „übersinnlich“-artige Erlebnisse oder beschrieb einfach nur, woran ich arbeitete oder was ich gerade machte. Nichts hatte sich verändert und doch hatte sich alles verändert.

Meinen Lebensunterhalt verdiente ich als Korrespondentin für die Elmira-Tageszeitung (dreiundzwanzig Cents für einen Zoll Kolumne) und als Mitherausgeberin der Wochenzeitung *Dundee Observer* (fünfzig Dollar pro Ausgabe). Meine Kollegin Susan Benedict und ich (beide bekannt als die Schnüffelschwestern) verbrachten viele Stunden mit der Teilnahme an Behördensitzungen und an Lokalereignissen, fuhren zu Feuersbrünsten und Unfällen (oft mitten in der Nacht, mit unseren Kindern im Pyjama und in Decken gehüllt auf dem Rücksitz), kopierten zahllose Polizeirapporte, tippten Berge von Schlagzeilen und langweiligen Pressemitteilungen ab und kämpften uns immer durch die unvermeidbare Nachtschicht, um die Zeitung pünktlich jeden Mittwoch auf den Verkaufsstand zu bringen.

In dieser Situation, die wohl ein Ersatz für eine richtige Arbeitsstelle und für andere Dinge meines Lebens war, begann ich täglich zu schreiben – vielleicht

eine Stunde oder zwei, manchmal mehr, und ich hämmerte, nachdem Sean zu Bett gegangen war, auf meiner alten mechanischen Schreibmaschine (die ich später durch eine elektrische ersetzte) drauflos. Manchmal verbrachte ich das ganze Wochenende, gefangen in der Magie des Geschichtenerzählens, an meinem Schreibtisch. („Meine Mami kann jetzt nicht ans Telefon kommen,“ hörte ich Sean jemanden an einem Samstagvormittag informieren, „*sie* ist eine *Autorin*.“) Ich führte umfangreiche Traumjournale und schrieb Gedichte und Kurzgeschichten (einige davon erschienen in kleineren vierteljährlichen Zeitschriften), gewann Preise für Erzählungen, sammelte aber dabei auch die üblichen Rücksendungsformulare ein. Ich schrieb drei Romane, einer davon entfachte die enthusiastische Antwort eines Herausgebers bei Avon, der ihn mir aber später wieder kommentarlos zurückschickte. Ich schrieb eine wöchentliche Humorkolumne für den *Observer*, die den ersten Preis beim Wettbewerb der New Yorker-Pressegemeinschaft gewann und beinahe an eine nationale Presseagentur verkauft worden wäre (im letzten Moment zog ich mich aus Angst vor der Verpflichtung zurück). Und schließlich verbanden sich alle die Stunden, die ich mit Interviews mit einheimischen Leuten verbracht hatte, mit Fragenstellen und Antwortenaufschreiben, mit Klatschzuhören in Kaffeehäusern, mit Herumtrödeln auf der Milch- und Pferdefarm meines zukünftigen Ex-Mannes, mit dem allgemeinen Leben in einer Kleinstadt, all das vereinigte sich mit meiner Freundschaft mit Jane und Rob und wurde zu einem Teil von *Dialog* und später von *Dreaming Myself, Dreaming a Town*<sup>1</sup>, beides Bücher, die eben so sehr dem gewöhnlichen Leben wie einer außergewöhnlichen Erfahrung entsprangen.

Anders ausgedrückt: Ich hatte außerhalb der ASW-Klasse oder der familiären Umgebung meiner Kindheit ein Leben, das auch andere Leben umfasste. Jetzt konnte ich dann zuhause sein, wann Sean zuhause war, und was noch besser war, ich hatte mit dem Trinken an Partys aufgehört – und äußerte mich sogar ziemlich selbstgerecht darüber. Eine Reihe von Interessen entwickelten sich nun, denen ich mich zuwandte: die Welt der Pferde, der Handel mit Antiquitäten und Sammlerobjekten, die Führung eines kleinen Geschäfts, Gartenarbeiten, die Geschichte eines Dorfes mit seinen Generationen voller Geheimnisse und Freuden (worüber ich auch immer wieder in irgendeiner Form schrieb). Sean und ich wuchsen miteinander in Dundee auf, und es war dort, wo ich das alltägliche Leben zu schätzen begann, so wie es von jenen Menschen, deren Psyche so verschieden von meiner erschien, gelebt wurde, was aber, wie sich später herausstellte, eben doch nicht so war.

Und trotzdem waren die Schubladen meines Schreibtisches mit angefangenen Geschichten und Romanen voll gepackt, mit Fetzen von Ideen, die nirgendwohin

führten, Entwürfen für Projekte, alles großartiges Material, das ich für eine oder zwei Stunden beiseite legte, während denen ich in den lokalen Restaurants herumhing, und das ich später dann jeweils nicht wieder nachvollziehen konnte. „Entweder du bist eine Schriftstellerin mit einem großen „S“ oder du bist es nicht,“ flüsterte mir Janes Stimme mehr oder weniger ständig ins Ohr. So fühlte ich mich trotz meiner Erfolge immer zwischen zwei Welten oder Teilen meines eigenen Wesens schwebend – und konzentrierte mich nie allzu sehr auf eine Seite, aus Angst, die andere zu vernachlässigen. Die gleichen Ängste, so realisiere ich nun, feuerten auch Janes unglaublich kreativen Energien an und den gleichzeitigen Willen, alle anderen Möglichkeiten auszuschließen.

Ich erinnere mich an einen Nachmittag, etwa eine Woche vor Weihnachten 1974, als Jane mich bat, etwas für Rob einzukaufen („Such ein paar nette Hemden aus, irgendetwas, das gerade modern ist,“ sagte sie) und so gingen Susan und ich ins kleine Einkaufszentrum in der Nähe von Elmira, um zu sehen, was wir finden könnten (aus irgendeinem Grund entschied ich mich für Hemden in einem schicken Rancherstil), und dann brachten wir Jane das Päckchen. Susan hatte Jane nie getroffen, obwohl sie mich oft über die ASW-Klasse hatte sprechen hören. Ich fühlte mich ziemlich kühn wegen dieser kleinen Eskapade, obwohl ich nicht mehr genau weiß, warum. Ich wusste nur, dass ich mir irgendeine Bestätigung von Susan, meiner bodenständigen Zeitungskollegin wünschte, die ein phänomenales Gespür dafür hatte, was wirkliche Neuigkeiten waren und was die Menschen überhaupt interessierte, sei es von der Welt oder voneinander. Ich vermute, ich wünschte mir von ihr irgendetwas Prägnantes über eine Art Mentorinnenbeziehung, die ich oft selbst nicht verstand.

Susan und ich saßen auf dem Boden vor dem Sofa, mit unseren Ellbogen auf dem Salontisch. Es waren noch andere Gäste dort – wahrscheinlich Maggie und Bill –, die das Gespräch hauptsächlich führten. Wir plauderten über dieses und jenes, ich erinnere mich an nichts Spezielles, auch nicht an Janes Reaktion über die Auswahl der Hemden. Als wir gingen, gab ich Jane ein Exemplar des Observers von jener Woche. Als wir nach Hause fuhren, bestand gemäß meinen Notizen Susans einzige Bemerkung in: „Wie kommt es, dass ich immer wieder Leute treffe, die mit Ideen umgehen, als ob sie real wären?“ (Jüngst sagte sie mir noch, sie erinnere sich, ihr einziger Eindruck von Jane sei der „... einer Geschäftsfrau“ gewesen, „die genoss, was sie tat und nicht viel anderes hatte, das sie interessant fand“.)

Als ich Jane das nächste Mal sah, sagte sie mir: „Na ja, Sue-Belle, ich sehe jetzt, was ihr beiden Mädels vorhabt,“ und warf mir einen bedeutungsvollen Blick zu – wieso bedeutungsvoll? Mädels? *Mädels!* Was meinte sie mit „vorhabt“? Etwas mehr als das Erfolgserlebnis beim Herausbringen einer



achtseitigen, nicht gewinnbringenden Wochenzeitung in einer Auflage von 2000 Exemplaren, mit altmodischem Schriftsetzerwerkzeug? Eine feministische Sache? Was denn genau? Jane erklärte es nicht und ich, wie schon so oft, war allzu eingeschüchtert von ihrem Gesichtsausdruck und wagte nicht, sie zu fragen. Wahrscheinlich hatte ich Angst davor, dass sie mir sagen würde, ich blamiere mich nur damit – es wäre sicher nicht das erste Mal gewesen, dass wir *diese* Unterhaltung geführt hätten.

Es stimmte, Susan und ich gebrauchten die Zeitung manchmal als Mittel, um gewisse Nachrichtenmethoden zu veralbern – vermischt mit ernsthaften, manchmal sogar ausgeprägt konkreten Stellungnahmen. Waren wir vielleicht unbewusst dem Größenwahnsinn verfallen? War es das, was Jane meinte? Ich weiß es nicht.

Jane sagte mir später: „Deine Freundin Susan ist für dich das, was Maggie für mich ist,“ was sicher so war – Susan hatte eine ähnliche Abneigung gegenüber Tieren, und sie und Maggie dachten grundsätzlich beide, dass das Seth-Ding bis zu einem gewissen Punkt sicher in Ordnung, aber eigentlich ein Haufen hochgestochenes Kauderwelsch war. Beide waren im Zeitungsgeschäft und beide waren bodenständige, mütterliche Freundinnen für jede von uns, auf eine Art, die Jane und ich füreinander nicht sein konnten.

Nicht lange danach führten meine Zeitungsaspirationen Jane und Rob und mich auf einen Weg, der uns und unsere Freundschaft fast gespalten und uns fast auseinander gebracht hätte. Susan und ich kamen immer wieder auf neue Ideen für Zeitschriften, obwohl wir nie konkret etwas unternahmen – einerseits hatten wir nicht genug Zeit und andererseits genossen wir es mehr, uns die Veröffentlichungen vorzustellen als tatsächlich etwas zu tun, um sie in Druck erstehen zu lassen. Eines Tages, als wir im Kaffeehaus saßen und wieder Ideen hin- und herwälzten (wie wär's mit einem Monats-Nachrichtenmagazin oder einem vierseitigen Wochenblatt, das sich auf lokale Geschäftsneuheiten spezialisiert, oder einem Wochenblatt, das sich auf Leute und Geschichten konzentriert), sagte eine von uns – es könnten beide gewesen sein: „Wie wäre es, wenn Janes Klasse eine Zeitung herausgeben würde?“ (Es gab damals noch keine solchen Zeitschriften.) Und damit setzte sich das Konzept in meinem Kopf fest und schlug Wurzeln.

In meinem Traumjournal von Anfang 1975 gibt es handschriftliche Listen über die notwendige Ausrüstung und über Anschaffungen, Artikelideen, Interviewmöglichkeiten, Kolumnen, Cartoons, mit einer Abteilung über Träume und Zufälle, sogar mit einer ausführlichen Adressliste und einer Aufstellung über Tantiemenzahlungen für ein Rundschreiben, das sich „Das Sumari-Journal, mit Protokollen aus den Seth-Klassen“<sup>2</sup> nannte. Ich stellte Jane diese Idee vor

und sie war sofort begeistert davon, was mich etwas überraschte – mir selbst war es eigentlich nur halbwegs ernst damit gewesen.

Sie und ich redeten während Monaten immer wieder davon. Es kamen uns noch weitere großartige Möglichkeiten für Beiträge in den Sinn – es war alles sehr spielerisch, wir hatten keine Prototyp-Ausgabe oder irgendetwas Konkretes vor, aber es war nicht zu verleugnen, dass wir von der Idee sehr angezogen waren. Wie ich bei der *Vineyard-Gazette* hatte auch Jane einmal als Redaktorin der Gesellschaftsseite beim *Saratogian* gearbeitet und teilte bis zu einem gewissen Grad meine allgemeine Zuneigung zu Zeitungen. Andererseits, wie bei Susans und meinen Plänen für weitere zusätzliche Zeitschriften, hatten auch weder Jane noch ich wirklich vor, ein solches Abenteuer in der Realität anzugehen. Aber dann begannen wir, wirklich zu blödeln und erfanden haarsträubende Scherze (im Sinne jener lange vergangenen improvisierten Parodien auf Werbetexte) über mögliche Beiträge in einer solchen Zeitschrift. Ich schlug einen Preis für den „dümmsten Glaubenssatz des Monats“ vor – wir könnten einen Wettbewerb durchführen und die Leserinnen und Leser müssten uns ihre dümmsten Glaubenssätze einschicken! Wir würden Preise verteilen! Trophäen! Jährliche Bankette abhalten! Auf diese Art spöttelten wir jedes Mal, wenn dieses Thema zur Sprache kam – ich nehme an, wir konnten uns damit vor einer ernsthaften Verpflichtung für eine solche offizielle Zeitschrift und der dazugehörigen offiziellen Organisation drücken, etwas, das uns beiden etwa gleich unangenehm war.

Und so waren wir eines Nachmittags wieder dabei und legten uns über dieses hypothetische Projekt mächtig ins Zeug, stachelten uns gegenseitig an und brüllten vor Lachen, als plötzlich Rob aus seinem Atelier wie ein zorniger Rächer ins Wohnzimmer hereinplatzte und uns wirklich zusammenstauchte. Er wandte sich an Jane, obwohl er uns beide meinte. „Was denkst du eigentlich, was du tust, wenn du dich so über die Menschen lustig machst?“, schimpfte er. „Es ist überhaupt nicht lustig, es ist grausam und du bist kindisch!“ Er starrte uns finster an, mit den Händen auf den Hüften, und war so wütend, wie ich Rob noch nie erlebt hatte.

„Hei, wir haben nur herumgealbert,“ sagte Jane schwach, aber sie wurde sofort so nüchtern, als ob sie eine Ohrfeige bekommen hätte. Rob sagte nichts. Er schaute uns nur nochmals an und marschierte dann in sein Atelier zurück und schloss die Türe.

Ich war beschämt, betäubt und selbst auch wütend – verdammt noch mal, wir hatten ja keine konkreten Pläne gemacht, ich wusste schließlich, wie man eine Zeitung herausgab. Und ja, natürlich, wir hatten in der Tat herumgealbert. Aber ich sagte nichts. Jane zündete sich eine Zigarette an und ihre Hand zitterte leicht.

Ich konnte sehen, wie sie versuchte, sich unter Kontrolle zu bringen. Ihr Gesicht glänzte und sie hatte Tränen in den Augen. „Nun,“ sagte sie schließlich leichthin, ohne mich anzuschauen, „er hat wahrscheinlich Recht.“ Es kam mir nichts in den Sinn, das ich dazu hätte sagen können, und ich entschuldigte mich und ging bald darauf.

Später fragte ich mich, ob wir Rob einfach nur mit all dem Radau gestört hatten, den wir an jenem Tag vollführt hatten – immerhin war er selbst auch nicht prude und verlangte keine unterwürfigen Ehrbezeugungen. Wir – oder ich – hatten ihn jedoch zweifellos beleidigt. Und vor kurzem fand ich in meinem Traumjournal vom 28. Februar 1975 (dem gleichen Tag, an dem ich mit meiner Observer-Humorkolumne einen Preis gewonnen hatte) den Text: „Seth sagte, dass das so genannte [Sumari-Journal-]Schreiben gemacht werden sollte und auch Erfolg haben würde, aber dass dabei der Humor mit weisem Mitgefühl zu mildern sei“ – aber wo oder wann diese Bemerkung gemacht wurde (in der Klasse? im *Deleted Material*?) blieb mir verborgen. Ich konnte sie nirgends finden. So waren Jane und ich vielleicht doch nicht so witzig wie wir dachten. Vielleicht drückten wir eine aufgestaute Feindseligkeit gegenüber einer Menge anderer Dinge aus. Vielleicht hatten wir selbst ein paar dumme Glaubenssätze, an denen wir arbeiten sollten. Aber andererseits wäre es vielleicht auch für Rob nötig gewesen, sich selbst ein wenig aufzuheitern.

Als wir das nächste Mal über dieses Thema sprachen – an einem Samstagabend im Juni –, wurde gemäß meinen Notizen entschieden, „das Sumari-Journal nicht zu machen. Rob schien die stärksten Einwände dagegen zu haben; sie richteten sich vor allem gegen das, was er als ‚ein Konzept sadistischen Humors‘ bezeichnete, womit er meine Art Humor meinte. Beide wollten auch keine ‚offizielle Zeitschrift‘ haben und das kann ich ihnen nicht übel nehmen... Aber trotzdem, Robs Bemerkungen trafen mich sehr. Ich fühlte mich erniedrigt und war stocksauer.“

Ich war verletzt, aber es ist interessant festzustellen, dass mir im gleichen Zeitraum eine Stelle bei einer Wochenzeitung angeboten wurde, die von einem ehemaligen Mitglied aus Janes ASW-Klasse herausgegeben wurde, und zwar vom gleichen Objekt meiner früheren unerwiderten Liebe-Trübsal-Begierde, der (ohne die Professorengattin) von seinem Ozeantrip zurückgekehrt war. Ich gab dem immer noch vorhandenen Zug vergangener Fantasien nach und fuhr in sein Büro für ein Vorstellungsgespräch. Während des größten Teils unserer Unterhaltung machte er primitive Witze und sarkastische Kommentare über Jane, und einige davon waren wirklich äußerst grausam. Ich beendete das Ganze, indem ich sein Angebot ablehnte und gleichzeitig für immer von jeder noch vorhanden gewesenen Anziehung für diesen Mann geheilt war.

Die Parallelen blieben mir nicht verborgen und anscheinend schrieb ich Jane später einen Brief über dieses Treffen, weil sie es als Teil einer Trauminterpretation in ihrem unvollendeten „Aspects“-Manuskript erwähnt: „... erinnert mich an etwas, das [dieser Kerl] zu Sue über meine Klasse sagte, nämlich dass ich darauf zählte, dass sie mich den Star der Show sein ließen... und nicht zu lachen, wenn ich Gedichte vorlas. Es schockiert mich immer noch; warum sollten sie denn lachen? Aber es gibt da eine Idee, dass Frauen nur in irgendeiner Art von Rampenlicht stehen dürfen, wenn es ihnen die Männer erlauben... und immer liegt die Lächerlichkeit gleich unter der Oberfläche, wenn eine Frau die Fähigkeiten eines Mannes übernimmt...“ (Hmmm, dachte ich, als ich das las – vielleicht trifft das ja nur *allzu* sehr zu?)

Auf jeden Fall sind nun in all diesen Jahren verschiedene Rundbriefe und mindestens eine vierteljährliche Zeitschrift entstanden (nicht zu vergessen Dutzende von Websites), die sich mit dem Seth-Material beschäftigen, und so leben zumindest die besten unserer ursprünglichen Absichten, vielleicht trotz uns, weiter.

\* \* \* \*

„Also dann,“ sagte Rob zu mir, „warum schreibst du nicht ein Buch über die Klasse?“ Das war 1978 und alles war anscheinend vergeben und vergessen. Der Gedanke schlug wie ein Blitz in mich ein. Ich schaute Jane an, die sich plötzlich mit großen, leuchtenden Augen aufrichtete. „Hei, warum nicht?“, sagte sie, als ob auch sie der Blitz getroffen hätte. „Du könntest deine Reporterfähigkeiten anwenden, berichten, was genau geschah, die ASW-Experimente und alles das –“

„Ja, und alle interviewen, die dort waren, ihre Traumjournale sammeln und aufzeigen, wo und wie sie sich ergänzen –“

“ – Auszüge aus den Sitzungen bringen,“ fügte Jane hinzu. „Prentice würde begeistert sein, ich könnte eine Einführung –,“

„Hei, warum nicht?“, sagte ich zu Rob. Er lächelte unschuldig – zu unschuldig.

„Es wäre ein massives Unternehmen,“ sagte er, aber ich fegte diesen Einwand hinweg – für Rob waren immer alle Projekte „massive Unternehmen“. Schon sammelte ich in meinem Kopf die Informationen, ordnete sie, tippte sie ab, korrigierte die Druckfahnen, signierte die erste Seite, löste die Tantiemenschecks ein. Nicht zum ersten Mal war ich dabei, mich selbst zu täuschen, indem ich annahm, dass ein kreatives Projekt ein Kinderspiel sein würde, oder dass ich alle anderen Stimmen zum Reden bringen und mich selbst weglassen könnte, wie das

eine gute Reporterin tun sollte. So nahm ich denn Robs Herausforderung an, ging nach Hause und verfasste einen Entwurf, als ob ich genau wüsste, was ich tat, und sandte ihn an Janes Herausgeber bei Prentice-Hall.

Das eigensinnige Mädchen sollte nun also die Quittung erhalten. Was vermutlich genau das war, was der strenge alte Lehrer im Sinn hatte.

# KAPITEL 14

## *„Das Werk“ und andere Rätsel*

Traum, 11. November, 1970: Ich suche eine Wohnung in Janes Nachbarschaft, aber die Mieten sind maßlos hoch. Ich schaue zu den Fenstern von Nummer 458 hinauf und sehe dort nicht nur eine, sondern drei Janes stehen. Eine scheint kapriziös, eine gedrungen und maskulin, die dritte ist Jane „selbst“, an ihrem Schreibtisch, der mit Arbeit überhäuft ist. Alle drei halten mir eine Strafpredigt über das Entwickeln meines Schreibtalents und schildern sich dann gegenseitig ihre Ängste über ihre gegensätzlichen Charaktereigenschaften, vor allem die „kapriziöse“ und die „richtige“ Jane...

„Siehst du,“ sagt Seth mir später in der Klasse, „Ruburts Weg ist zu aufwendig – es ist zu aufwendig, dem Weg eines anderen zu folgen und darin besteht die Botschaft dieses Traums.“<sup>1</sup>

\* \* \* \*

Jane sagte mir manchmal: „Ich möchte, dass du meine Arbeit weiterführst.“

Ich verstand nie genau, was sie damit meinte. Sie erklärte es eigentlich auch nie. Es versteht sich von selbst, dass sie damit nicht das Sprechen für Seth meinte. Es war nicht etwas so Wortwörtliches damit gemeint und es wäre auch unvorstellbar gewesen – denn Seth war so sehr ein Teil dessen, was Jane war, wie die vierundvierzigjährige Jane ein Teil der zwanzigjährigen Jane war, oder wie ihre Romane oder Gedichte oder ihre Gedanken ein Teil von ihr waren; mit anderen Worten: nicht übertragbar auf irgendjemand anderen. Ich glaube, Jane wusste selbst nicht genau, was sie damit meinte und dachte auch nicht viel darüber nach (in ihren Tagebüchern fand sich nichts darüber).

Nein, immer wenn sie mir das sagte, spürte ich dabei eher eine Herausforderung als ein Angebot – eine Herausforderung, der ich mich nie stellte, hauptsächlich, weil ich mich ihr nicht wirklich stellen wollte oder Angst davor hatte, es zu versuchen. Und so hatte ich immer das unterschwellige Gefühl, dass ich irgendwie meinen Teil des Handels mit Jane nicht einhielt, was auch immer dieser Handel gewesen sein mag.

Auf der anderen Seite dieser seltsam geprägten Medaille stand die Tatsache, dass meine Freundschaft mit Jane und mein Interesse an „ihrem Werk“ meine

unmittelbare Familie eindeutig irritierte, vor allem meine Mutter,<sup>2</sup> die restlos davon überzeugt war, dass Jane irgendeine Art hinterhältiger Beeinflussung auf mich ausübte, um – was zu tun? Etwas obskur *Unerfindliches*, das ich nie herausfand – Leute aufs Geratewohl zu heiraten? Eine Herrenrasse zu produzieren? Von Haus zu Haus zu gehen, um Seth-Broschüren zu verteilen? („War es Janes Idee, dass du schwanger wurdest?“, fragte mich meine Mutter, als ich ihr von Seans bevorstehender Ankunft erzählte.) Sie weigerte sich, weiter ins Detail zu gehen, und ich war zu entrüstet über ihre Beschuldigungen, um zu versuchen, diese Kluft zwischen uns zu überbrücken. (Es ist interessant, dass auch Janes Mutter nur Verachtung für die Schriftstellerin Caroline Slade übrig hatte, die Jane als *ihre* Mentorin betrachtete.)<sup>3</sup>

So war ich denn ziemlich einsam und versuchte, mich zwischen Menschen hindurchzuschlängeln, die häufig über das, was ich war, enttäuscht zu sein schienen, oder zumindest fühlte es sich für mich so an. Möglicherweise ist das eine ganz gewöhnliche, wenn nicht sogar sehr weit verbreitete Erfahrung, eine, die Jane selbst ohne Unterlass durchlebte (wie sie in *Der Gott von Jane* sagt: „Nur wenig in meinem Leben, von seinem Beginn bis heute, schien sich überhaupt in irgendeine Form zu fügen.“); aber sie hatte Rob, und damals schien es mir, einen Lebenspartner wie Rob zu haben, entschädigte einen für alles andere. Aber die Strukturen unserer Herkunft waren so verschieden, dass Jane dazu neigte, meine Probleme als etwas Vorübergehendes, als etwas ohne große Konsequenzen zu betrachten (was sie natürlich mehr oder weniger auch waren), während mir ihre Vergangenheit, so wie sie sie beschrieben hatte, genau so erschien, wie sie zu einer richtigen Schriftstellerin gehörte – aufwachsen in einem ärmlichen Umfeld, Waisenhausnonnen, die über ihre Gedichte schockiert sind, ein Motorradtrip quer durch das Land mit ihrem ersten Ehemann; Sciencefiction-Schriftsteller-Konferenzen in den Fünfzigerjahren, bei denen sie wahrscheinlich das einzige weibliche Mitglied war; das Missfallen, das sie erregte, weil sie keine Kinder haben wollte (sogar ein Chiropraktiker sagte ihr einmal, sie sollte doch heimgehen und ein paar Kinder haben)<sup>4</sup> – all das schien mir so unglaublich farbig und romanwürdig und, wie Jane selbst bestätigte, das war es in vielerlei Hinsicht auch wirklich.

Aber vom Moment an, als sie begann, das Seth-Material durchzugeben, fand sich Jane in einer anderen Art Auseinandersetzung gefangen: in einem intensiven, zutiefst persönlichen Konflikt, wie sie sich selbst als dessen Autorin darstellen und dabei ihre irgendwie gegensätzlichen Standpunkte als Schöpferin wie auch als Fragestellerin beibehalten sollte, ohne gleichzeitig die Spontaneität des Ausdrucks zu zerstören. Am 5. Mai 1972 schreibt sie in ihr Tagebuch:

Die psychischen Sachen entstanden buchstäblich aus der Poesie heraus... Solange es nur um Ideen ging, war es in Ordnung. Auch Sciencefiction: die gleichen Ideen in einer Geschichte werden als provokativ, gewagt, weit abgehoben und 'was hast du doch für eine großartige Vorstellungskraft' akzeptiert, aber beginn mal zu sagen, dass das alles wahr ist, dann nimm dich in Acht – geben sie dir einen Preis dafür, dass du ein Buch geschrieben hast...? Nein, was sie wissen wollen, ist nur: ist dieses Buch wahr? Sind die Ideen echt? Bist du eine Betrügerin? Und das alles, bevor sie die wunderbaren Ideen überhaupt gelesen haben; eigentlich wollen sie gar nicht, dass du ihnen diese Ideen ins richtige Leben hineinbringst. In der Poesie akzeptieren sie die gleichen Ideen als originell und berührend und großartig.

Zuerst waren es nur wunderschöne, traumhafte Ideen, nun müssen sie sich plötzlich mit dem auseinandersetzen, was die Menschen als Tatsachen bezeichnen... du musst dich mit ihnen beschäftigen und dein Leben darum herum leben... und ihnen gerecht werden, und alle beobachten, ob du keinen falschen Schritt machst, und so musst du immer achtsam sein, darfst auch nie wagen, zu schnell zu gehen, aus Angst, einen Fehler zu machen, denn dann würden sie sagen, aha, die Ideen sind falsch, es sind gar keine Tatsachen und du bist eine Betrügerin; ... und wie bei der Reinkarnation wollen sie ganz genau wissen, wie alles funktioniert, wenn es ja gar nicht darum geht, und sie müssen alles schwarz auf weiß, mit Daten und genauen Details haben; du musst es beweisen, während sie bei einer Geschichte oder bei einem Gedicht einfach nur sagen, hei, was für eine tolle Idee.

Seth zu sein ist Spaß und etwas unbändig Kreatives, weit über mein und das Verständnis von irgendjemand anderem hinausgehend, aber es muss bis ins kleinste Detail erklärt werden – bewiesen werden, was er ist, auf einfältige Art bewiesen werden, sonst bin ich eine Betrügerin...

Leider erfuhr ich erst von Janes quälenden Sorgen, als ich für dieses Buch hier ihre entsprechenden Tagebuchnotizen las – leider, denn ich teilte so viele ähnliche Dilemmas mit ihr. Wir hätten einander soviel mehr helfen können, nicht als Problemlöserinnen im üblichen Sinn, sondern als Kameradinnen, die ähnliche literarische Standards und Ambitionen besaßen.

Das Teilen gemeinsamer Ambitionen war jedoch nicht das, was Jane unter dem „Weiterführen“ ihres Werkes verstand. Im Zentrum dieser Feststellung stand mehr als nur das Schreiben von Romanen oder das Spekulieren über Ideen aus dem Seth-Material. Es hatte etwas mit einer unausgesprochenen Bestätigung



unserer Mentorin-Protégé-Beziehung zu tun und auch etwas mit ganz gewöhnlicher Sterblichkeit, vor allem bevor das Jane Roberts-Archiv in der Yale-Universität eingerichtet wurde. Und bei einem kleinen Teil davon ging es auch um etwas, das wir nie richtig in den Griff bekamen, obwohl ich spürte, wie es immer irgendwo in ihren Bemerkungen über mein „Kinderhaben“ herumgeisterte.

In der ASW-Klasse hatten wir in dieser Beziehung zwei oder drei merkwürdige Begegnungen in Form von Reinkarnationsdramen, bei denen wir uns jedoch beide weigerten, mitzuspielen – wir ahnten beide, dass diese kleinen Szenen eine listige Möglichkeit darstellten, grundlegende Themen aufzuarbeiten, die uns zu peinlich waren, direkt anzusprechen, zumindest vor anderen Personen. Oder vielleicht war es in der Tat eine Beinahe-Begegnung der anderen Art; Interaktionen von Aspekten, wie Jane sie im ersten Kapitel von *Das Seth-Phänomen* beschreibt.

Ich befragte gerade... die Klassenmitglieder, als irgendetwas anderes meine Aufmerksamkeit erregte. Zuerst undeutlich, dann immer klarer, begann ich die Gegenwart einer unsichtbaren Persönlichkeit neben mir zu spüren. Das heißt, ich sah sie nicht, spürte aber ihre emotionale Realität genau so stark wie eine körperliche Gegenwart.

Ich hatte diese gleiche Person in verschiedenen vorherigen Klassenstunden „getroffen“, bei denen er [Jane bezeichnet diese Person als männlich, d. Ü.] mir mental gesagt hatte, er stelle ein vergangenes Leben von mir dar. Damals war ich scheinbar eine Art eifersüchtiger Führerfigur gewesen, die vollständige Loyalität verlangt hatte. Meine Freundin Sue war eine meiner Jüngerinnen gewesen. Nun wollte er sie direkt konfrontieren, weil er spürte, dass sie diesmal ihren eigenen Weg ging und nicht seinen Fußstapfen folgte, wie er sich das wünschte.

Was sollte ich tun? Ich versuche, in der Klasse spontan zu sein, zumindest innerhalb eines vernünftigen Rahmens, und so sagte ich: „Sue, diese andere Persönlichkeit ist da.“ Ich lachte – nur war es für mich nicht mein eigenes Lachen, sondern seines: äußerst sardonisch, nachsichtig und amüsiert, alles auf einmal. Ich spürte von innen heraus einen seltsamen Ausdruck auf meinem Gesicht und realisierte, dass meine Gesichtszüge ihn übernahmen.

Sue starrte mich nur an. „Ja, ich weiß, dass er da ist und ich möchte, dass er weg geht,“ sagte sie.

Gleichzeitig begann ich mich körperlich viel größer und stärker als ich

normalerweise bin zu fühlen, während nun diese andere Persönlichkeit in mir wirklich aufzuwachen begann. Eine Wut auf Sue – die bestimmt nicht meine Wut war – durchströmte mich. Er wollte sie direkt konfrontieren, indem er durch mich sprach. Das ist nicht fair, dachte ich. Wenn er eine alte Rechnung zu begleichen hatte, sollte er es mit jener Person tun, die Sue gewesen war. Sue und ich hatten jetzt nichts damit zu tun. So versuchte ich energisch, meine Distanz zu wahren und um das Ganze zu beenden, rief ich laut: „Zeit für eine Pause!“

Aber es gelang mir nicht ganz. Als die anderen aufstanden und herumgingen, hörte ich wieder dieses Lachen, das nicht meines war, und das sich wieder an Sue richtete. „Ich habe dich mit diesem Gesichtsausdruck sehr oft angeschaut,“ sagte „ich“. „Du solltest ihn gut kennen.“

Sue rief laut: „Diesmal habe ich einen zwei Jahre alten Verteidiger,“ und meinte damit ihr Kind, und „ich“ antwortete zornig: „Das ist eine der dümmsten Bemerkungen, die du mir gegenüber je machen konntest.“

Aber nun entschied ich, dass das Ganze zu weit ging. Ich war weder mit seiner hochnäsigen Art noch mit den Tricks einverstanden, mit denen er versucht hatte durchzukommen, als meine Einstellung ihm gegenüber bereits klar war. So riegelte ich mich vollständig ab – man muss nur „nein“ sagen und es auch meinen – und realisierte dann, dass ich vorher nur halb gewünscht hatte, die Konfrontation zu beenden. Ich hatte die Persönlichkeit so weit ausschließen wollen, um sie am Sprechen zu hindern, aber nicht genug, um zu verhindern, dass ich ihre Realität erforschen konnte. Nun war sie vollständig verschwunden.

„Wir müssen das irgendwann einmal durcharbeiten,“ sagte Sue.

„Ja, aber warten wir damit noch ein wenig,“ antwortete ich, und wir lächelten einander zu und waren damit zufrieden, das Ganze noch ein wenig auf sich beruhen zu lassen.

Wir kamen nie darauf zurück, und das machte mir auch nichts aus. Eindrücke aus anderen Leben aufzunehmen und mit ihnen herumzuspielen war zwar bis zu einem gewissen Punkt unterhaltsam, aber eigentlich mochte ich das Theaterspielen nicht, und noch weniger mochte ich das, was da zwischen Jane und mir war. Es gab mir das Gefühl, ausgenutzt zu werden und irgendwelche Vorhaltungen zu bekommen, ganz zu schweigen von peinlichem Berührtsein. Und doch genoss ich insgeheim die Gelegenheit, ein wenig Trotz zu demonstrieren, und ich bin absolut sicher, dass ich die Bemerkung über den

„zwei Jahre alten Verteidiger“ als Witz meinte – nun, vielleicht doch nicht (anscheinend traf ich ins Schwarze). Vielleicht musste ich wirklich hie und da gegenüber Janes ständigen Bemerkungen über vergeudete Zeit für mich *selbst* einstehen. Warum überhaupt schämte ich mich deshalb so sehr? Verurteilte ich mich selbst und stellte ich etwa bereits schon meinen eigenen Wert in Frage?

Trotzdem und aus was für Gründen auch immer erledigte sich das Thema des „Weiterführens ihres Werkes“ Ende 1979 von selbst, kurz nach einem informellen ASW-Klassentreffen, das, wie sich später herausstellte, das letzte war. Jane hatte entschieden, die regelmäßigen Klassen zu beenden, nachdem sie und Rob 1975 in ihr neues Haus gezogen waren. Erst fand ich diese Entscheidung nicht so gut, aber ich konnte verstehen, dass sie sich nicht mehr mit den allwöchentlich erscheinenden dreißig bis vierzig Personen in ihrem Wohnzimmer (das kleiner und nicht so isoliert wie dasjenige in Nummer 458 war) beschäftigen wollte. Und dazu kamen noch alle diese Leute, die das einzige private kleine Badezimmer benutzten, das Aufräumen danach und der Mangel an Parkplätzen auf der schmalen hügeligen Straße; alles in allem war das neue Haus nicht dafür geeignet, jede Woche eine größere Menge Leute aufzunehmen.

Und doch fragte ich mich, natürlich auch aus einer persönlichen Betroffenheit heraus, warum sie eine solch einmalige gesellschaftliche Austauschmöglichkeit<sup>5</sup> aufgegeben hatte, obwohl es natürlich auch hier immer wieder ärgerliche Momente gab. 1972 klagt Jane ihrem Tagebuch: „V. fragte mich in der Klasse: 'Du würdest doch in *Überseele Sieben* niemals etwas schreiben, das nicht wahr ist oder das du nicht glauben würdest, oder?' Himmel, jetzt wollen sie sogar noch, dass ich meine Erfindungen beweise. Erfundene Geschichten können wahrer sein als Tatsachen, aber sie hacken darauf herum, sie sind so unglaublich dumm... Niemand fragt je, ob ein Gemälde wahr ist.“

Jane und ich hatten hie und da über die Möglichkeit einer anderen Art von Klasse gesprochen – eine „Kerngruppe“, wie sie es nannte, von ungefähr zehn Personen, die sich alle zwei Wochen oder einmal im Monat trafen, um sich auf ein oder zwei Bereiche zu konzentrieren, zum Beispiel auf Zufälle, oder auf Träume und ihre Verbindungen zum wachen Leben, oder auf Impulse und Präkognition, solche Arten von Themen. Wir diskutierten mehrmals darüber, während wir an ihrem runden Holztisch in der Ecke beim Kamin saßen, in diesem neuen Haus, das einerseits so behaglich und dabei doch so – abgeschieden war. Sie zögerte aber, weil sie vermutete, dass das Ganze mengenmäßig wieder aus dem Ruder laufen würde; dass sie mittlerweile zu bekannt war, um es klein und fokussiert behalten zu können und man es schließlich wissen würde, dass sie eine solche Klasse durchführte (wie hätte man nur uns beide davon abhalten können, darüber zu schreiben?) und das wär's dann

schon gewesen. Außerdem wollte sie auch keinerlei Geheimnistuerei und hasste jegliche Vorstellung von Exklusivität, aber wie hätte man es anders organisieren können? In ihrem Tagebuch überlegt sie sich 1977 auch eine Art von Seminar, „zumindest etwas für den Sommer“. Am 4. November formuliert sie es folgendermaßen: „... etwas Definitives mit einem ganzen Aktionsplan dahinter... Psychologen, die sich in einer Art Wochenendseminar treffen; dann vielleicht Leute aus anderen Bereichen; aber die Idee dahinter ist, sie mit Seths und mit meinen Gedanken besser vertraut zu machen, damit sie sie in ihren eigenen Bereichen anwenden können, damit sie den Menschen direkt helfen können...“

Aber zu diesem Zeitpunkt war sie gesundheitlich nicht mehr so gut in Form und das war ihr so über alle Maßen peinlich und verursachte ihr auch körperliche Schmerzen, dass sie sich keinen entsprechenden Kommentaren (oder wie sie annahm, Kritiken) ausliefern wollte – sie war nicht „perfekt,“ wie konnte sie es dann überhaupt wagen, sich selbst als irgendeine Art von Führerin einer Gruppe auszugeben, klagte sie. Und dabei konnten ihr weder meine noch andere Kommentare irgendetwas helfen. Es gab zwar auch Zeiten, wenn ihr ihre Schwierigkeiten nicht soviel auszumachen schienen oder wenn sie sich zumindest vorübergehend keine Sorgen darüber machte; oder Zeiten, wenn es aussah, als ob es ihr besser ginge – die Schultern waren dann nicht so steif, das Gehen war besser, ihre Hände waren flexibler – wenn auch nur für eine kurze Weile.

Jedenfalls stand dann gegen Ende 1979 plötzlich das Haus neben Janes und Robs Haus zum Verkauf. Ich besuchte sie eines Tages und sah das Schild des Grundstückmaklers dort stehen. Ich sah auch, wie hübsch das Haus war, dass es genau die richtige Größe hatte und ungestört und von ein paar Bäumen umstanden war und dass es eine angebaute Garage auf der Vorderseite besaß. Jane und ich sprachen stundenlang darüber, wie toll es wäre, wenn ich es kaufen könnte. „Dann könntest du dich wirklich mit meinem Werk beschäftigen,“ sagte Jane mit echter Begeisterung in der Stimme. „Wir könnten wirklich etwas total Großartiges machen, unsere ureigene verdammte Klasse durchführen.“

Nun begann auch ich selbst richtig in Schwung zu kommen. Es gab viele überzeugende Punkte für dieses Vorhaben. Ich war im Moment sowieso uneins mit mir selbst – unzufrieden mit meinem Leben in Dundee; mein Buch *Im Dialog mit Seth* stand kurz vor dem Erscheinen und so hatte ich ein gewisses Einkommen, das ich einsetzen konnte; und Prentice-Hall schien auch an anderen Buchprojekten von mir interessiert, (auch an einer Idee, die Rob vorgeschlagen hatte).<sup>6</sup> Das Haus selbst war nicht sehr teuer, etwas um die 30'000 Dollar und stand auf dem Hügel, abseits des Überschwemmungsgebietes, somit konnte sich

schon mal *dieses* Szenario nicht mehr wiederholen. Es war auch nur etwa zwanzig Minuten Fahrt vom Haus meiner Eltern entfernt – was mich mit gemischten Gefühlen erfüllte, was aber sicher auch gewisse Vorteile für mich hatte und gut für sie war. Gut war es vor allem für Sean, der dann in Elmira zur Schule gehen konnte, statt in Dundee, wo er ziemlich unglücklich war. Und obwohl ich meine Freundin Susan und unsere *Observer*-Projekte vermissen würde, war ich bereit, mich zu verändern. Sean und ich konnten wieder neu beginnen, weg vom Kreislauf der Gerüchte und Andeutungen, die unter der Oberfläche jeder kleinen Stadt brodeln. Und dann war da auch die Aussicht auf „unsere ureigene verdamnte Klasse“, wie Jane sie genannt hatte – eine Gelegenheit, die nur gute Vorzeichen enthielt, eines davon (das gebe ich zu) war sicher die Möglichkeit meines eigenen persönlichen Zugangs zu Seth.

Aber ich hatte nicht genug Geld für eine Anzahlung und so entschloss ich mich, meine Eltern darum zu bitten.

Nun, um es gelinde auszudrücken und wie ich es mir eigentlich hätte denken können, wurden beide völlig hysterisch. Mit einem Wutanfall erklärten sie mir zuerst einmal, dass ich nie und nimmer fähig sein würde, *irgendein* Haus zu besitzen, und daraus schloss meine Mutter voll tiefster Überzeugung, dass diese Hauskaufidee nur Janes Idee sein konnte, was wiederum bewies, dass Jane etwas von mir wollte, das ich in meiner Naivität nicht einmal realisierte. Als Antwort auf meine (ziemlich hitzige) Frage, was denn das genau sei, antwortete meine Mutter (eigentlich zögere ich, hier „selbstgefällig“ zu sagen, aber so war es): „Wenn du das nicht selbst siehst, sage ich es dir auch nicht.“ Während des ganzen Nachmittags redeten wir praktisch im Kreis herum. Meine Mutter war äußerst und in zunehmendem Maße stärker, ja fast bis zur Erschöpfung, erzürnt über den Gedanken einer Tür-an-Tür-Nachbarschaft mit Jane; sie fragte mich nonstop darüber aus, lange nachdem die Anzahlungsfrage vom Tisch war, sie unterbrach ihre Bemerkungen mit Anschuldigungen, die so beleidigend, so verzerrt und so bizarr waren, dass ich schließlich nicht mehr wütend war, sondern eher um ihren Verstand fürchtete.

Und all das, obwohl ein solcher Umzug zum Vorteil meiner Eltern gewesen wäre – um so viel mehr noch, als die Jahre verstrichen.

Ich löste dieses Problem nie und beim Versuch, es im Zusammenhang mit der Gegenwart zu beurteilen, bleibt es für mich immer noch genau so verstörend wie damals. Stammte es aus einer verborgenen Quelle der Eifersucht? Ängste um Sean? Irgendetwas Fürchterliches aus der Vergangenheit meiner Mutter? Unbewusstes, unausgesprochenes Wissen über den wirklichen Grund meines Weggehens nach Martha's Vineyard – wie projizierte Wachtraumelemente, die sich nicht auf andere Weise erklären ließen? Oder – eine noch viel schwierigere

Frage – drückte es vielleicht in einer völlig übertriebenen, beschützenden Art, wie ich es selbst nie hätte tun können, meine eigenen uneingestandenem Zweifel aus?

Denn was hätte „die Beschäftigung mit“ oder „das Weiterführen von Janes Werk“ für mich wirklich bedeutet? Hätte ich mich früher und ernsthafter mit dem Schreiben beschäftigt? Wäre ich erfolgreicher geworden in der Publikationswelt? Oder hätte dieser mögliche Umzug meine anderen Interessen zu meinem eigenen Nachteil unterdrückt – wäre ich einfach nur in die Rolle eines Anhängsels geschlüpft?

Oder hätte sich vielleicht Jane ein wenig entspannt und etwas mehr Zeit draußen mit mir verbracht, den gemeinsam angelegten Garten gepflegt, vielleicht sogar – unglaublich genug – mich am Samstagvormittag zu ein paar Flohmarktbesuchen begleitet, scherzend und lachend über den unglaublichen Trödel, den wir dabei finden würden, fünfzig Cents für eine Lampe in Form eines Huhns oder für eine kunstvolle Vase, die sie in einem Bild brauchen konnte; wer weiß, welche Charaktere und Zufälle und Traumverbindungen wir auf dem Weg angetroffen und aus Spaß, zur Analyse und für die Nachwelt aufgeschrieben hätten?

In diesem Leben werde ich das wohl nicht mehr erfahren, obwohl die Dinge es so an sich haben, sich zum Besten zu entwickeln. Trotzdem war ich, was auch immer der Grund für Janes Angebot war, gleichzeitig geschmeichelt und widerborstig, nahm es ihr sogar ein wenig übel – hatte ich denn kein eigenes Werk, das ich einbringen konnte? Meinte sie damit die Plackerei des Sortierens und Redigierens? War Rob im ganzen Paket inbegriffen? Manchmal hatte ich den Eindruck, dass sich Jane das wünschte, falls ihr irgendetwas zustoßen sollte – in einer Sitzung aus dem Deleted Material sagte Jane, kurz bevor sie starb, zu Rob: „Vielleicht könntest du Sue heiraten und mein Werk fortführen.“ (Als ich das las, musste ich lachen, es passte so sehr zu ihr, dass sie nicht wollte, dass Rob allein zurückblieb, aber hei, Janey, vielleicht hättest du mich doch zuerst fragen können, nicht wahr?)

Deshalb reagierte ich, trotz Janes offensichtlicher Zuneigung zu mir, zuerst einmal automatisch eher defensiv, als ob sich „ihr Werk“ und „mein Werk“ nicht miteinander vertragen oder einander in Grund und Boden stampfen könnten – genau wie das unsere so genannten Reinkarnations-Selbst (und auch meine Mutter) versucht hatten auszudrücken. Und ich spüre diese Abwehrhaltung noch immer, obwohl ich ironischerweise und im Gegensatz zu dem, was ich glaube tun zu wollen, scheinbar zumindest eine kleinere Version von Janes Auftrag erfülle.

Als ich ihr sagte (ohne die Details zu erwähnen), dass ich keine Anzahlung

leisten könnte, und dass wir das Hausprojekt vergessen müssten, war sie enttäuscht, aber das war's dann auch. Wir sprachen nie mehr über das Thema „Werk“.

Schließlich hatten meine Eltern ja vielleicht Recht, mich beim Umzug in dieses Haus nicht zu unterstützen, sogar auf „Kosten“ meiner Nähe zu ihnen. Vielleicht verstanden sie auf einer anderen Kommunikationsebene meinen „allzu teuren“ Traum besser als ich. Vielleicht war meine Bemerkung über den „zwei Jahre alten Verteidiger“ doch nicht so witzig gemeint, wie ich das gerne gedacht hätte.

# KAPITEL 15

## ***Querbestätigte Glaubenssätze und merkwürdiges Zeug, aus dem Gegenbilder gemacht sein können***

Das Lesen von Janes Tagebüchern erlaubte mir unzählige Entdeckungen über ihr Privatleben, einige davon wunderbar, andere beunruhigend und wiederum andere so ironisch und zeitgleich und parallel zu meinem eigenen Leben, dass ich laut herauslachen musste, obwohl ich gleichzeitig innerlich zusammenzuckte. Im Laufe unserer Freundschaft realisierten Jane und ich nur zur Hälfte, dass unsere Herkunft und unsere Glaubenssätze eigentlich parallel zueinander liefen, und wir erforschten das nie wirklich – hauptsächlich aus Zeitmangel, aber manchmal auch, weil uns unsere dazugehörigen Einstellungen dabei lächerlicherweise im Weg standen.

Zum Beispiel...

### ***Die Sache mit dem Schreiben***

Von Anfang an zog mich der Gedanke an diese Erinnerungen ungefähr so stark an wie er mich bedrückte. Ich wollte etwas von der Person einfangen, die Jane gewesen war, und gleichzeitig nahm ich mir mein eigenes Verantwortungsgefühl gegenüber dieser Aufgabe übel. Ich schreibe gerne über Janes Ideen und doch fühle ich mich irgendwie wie ein Eindringling, wenn ich es tue (oh ihr Götter, es geht um „das Werk“!). Hie und da malte ich mir aus, wie ich alles, was auch nur irgendwie entfernt mit diesem Thema zusammenhing, inklusive Traumaufzeichnungen, ins Feuer werfen würde, um es zu vergessen. Meistens erinnerte ich mich in dieser Stimmung nur allzu deutlich an den Tag, an dem ich ein signiertes Exemplar meines Buches *Dreaming Myself, Dreaming a Town* jemandem gab, von dem ich mir eine Bestätigung ersehnte. Er öffnete das Buch, blätterte schnell bis zur Textstelle, wo er erwähnt wurde, warf dann das Buch auf seinen unordentlichen Schreibtisch und sagte: „Ich wünschte mir nur, du würdest zur Abwechslung endlich mal etwas Eigenes machen.“ Er erwähnte das Buch nie wieder.



Ich trug diese Bemerkung während langer Zeit wie einen schweren Stein in meinem Herzen herum. Ich vermute, sie wird dort drin bis zu einem gewissen Maß immer wieder herumkollern. Weil sie natürlich meine geheimen Ängste zutiefst bestätigt. Und während all der Jahre, die ich Jane kannte, hatte ich keine Ahnung, dass der gleiche erbarmungslose Gedankensturm auch in ihrem eigenen Kopf ablief, vom Moment an, als das Seth-Material publiziert wurde – einschließlich der gleichen Verbrennungsfantasien, die Jane dann übrigens bis zu einem gewissen Punkt auch durchführte. „Nachdem ich mich entschieden hatte, keine Sciencefiction [mehr] zu schreiben, machte ich dieses riesige Feuer im Hinterhof,“ sagte sie 1977 in einem Radiointerview. „Tränen rollten mir über die Wangen und ich verbrannte alle meine Sciencefiction-Manuskripte, ob ich sie nun je irgendjemandem unterbreitet hatte oder nicht, außer einem, *Cast of the Witch*, das mir irgendwie entgangen war, und das ich erst viel später wieder fand.“ Jane pflegte auch zu sagen, dass sie sich manchmal vorstellte, wie sie und Rob alles Seth-Material verbrennen würden, bevor sie starben, „zwei dürre alte Leutchen, die nackt um ein Feuer herumtanzen und zur Hölle damit und allem andern.“

Bis ich jedoch Janes Tagebücher las, nahm ich stets an, dass nur ich allein in einem solchen Dilemma steckte. Ich hatte Unrecht, wie zum Beispiel der Tagebucheintrag vom 26. März 1972 zeigt: Janes Herausgeber bei Prentice Hall hatte ihr eben mitgeteilt, dass er ihr einen Vertrag für die gebundene Ausgabe ihres Überseele Sieben-Romans *Lehrzeit* anbieten konnte, noch vor einem Vertrag für *Das Seth-Phänomen*.

Heute, Sonntag, kommt mir plötzlich am Schreibtisch mit großer Erleichterung der Gedanke: Das wird mir nun meine Ehrbarkeit zurückgeben... ein Roman.

Als Schriftstellerin fühle ich mich frei, alles zu tun, was mir gefällt, alles zu erforschen, alles zu sagen, was ich will; weil ich dann sagen kann, na ja, wisst ihr, ich schreibe auch Bücher über andere Dinge oder so; das bringt mich etwas von diesem übernatürlichen Image weg, das ich so oft als einengend empfinde, mit einem ganzen Haufen damit verbundener Ideen, denen ich nicht zustimme oder die ich nicht mag; und mit mehr „Tu das“ oder „Tu das nicht“ und Tabus und Erwartungen als ich ertragen kann.

Als Schriftstellerin fühle ich mich so frei, so psychisch wie ein Vogel zu sein, das zu tun, was mir passt und meine Fähigkeiten auf psychische Weise völlig frei zu brauchen. Wenn ich über mich selbst als Medium nachdenke, bin ich befangen, weil ich in der Gesellschaft so vieler Spinner zu sein

scheine. Schriftsteller können ja vielleicht genau solche Spinner sein wie andere auch, aber es ist eine Spinnerei, die mir nichts ausmacht – es gibt kein dazugehöriges Dogma... was mich zweimal überlegen lässt, bevor ich für *Spiritual Frontiers*<sup>1</sup> spreche.

Aber die Beschreibungen meiner psychischen Erfahrungen waren hervorragend, weil ich beim Schreiben eben als Schriftstellerin denke. Das Schreiben eines guten Romans könnte mich aus diesem Loch herausholen, in das ich geraten bin... und ihn zu veröffentlichen, und mich zu befreien...

Ich kann mich ausdehnen und Romane schreiben und auch so genannte parapsychologische Bücher...

In unseren Gesprächen über das Schreiben, in denen wir uns fast ausschließlich auf Janes Ermahnungen über das Hervorbringen einer x-beliebigen Anzahl von Seiten pro Tag beschränkten, vertraute sie mir, soweit ich mich erinnern kann, nie irgendetwas darüber an – oder dann begriff ich es nicht (wir sprachen über unsere gemeinsame Aversion gegen die „parapsychologischen“ oder „New Age“-Vorstellungen und Assoziationen, die sie ganz und gar nicht leiden konnte). Hätte ich das damals begriffen, hätte ich ihr vielleicht gesagt: „Na komm schon, Jane, wenn du Romane schreiben willst, dann nimm dir ein paar Jahre frei und schreib sie doch, was ist denn schon groß dabei?“ Aber ich vermute, sie wagte es nie, diesen Schritt zu tun, außer für die *Überseele-Trilogie*, die sie in ihren Notizen als „Lektionen in Romanform“ bezeichnet. Aber warum nicht einfach Geschichten schreiben, die nichts mit alledem zu tun haben? Keine „Lektionen“, keinen „psychischen“ Überzug, nur Personen, die sich mit dem Leben beschäftigen.

„Ich glaube nicht, dass ich je wieder einen konventionellen Roman schreiben kann,“ sagte sie mir eines Tages, nachdem ich zwei ihrer früheren autobiographischen Romane gelesen hatte. „Ich bin nun irgendwo anders angelangt und vermute, ich könnte mich nicht mehr verstellen und innerhalb dieses alten Bezugssystems bleiben.“ Und natürlich hat das Verlassen dieses Bezugssystems seine eigenen Risiken; damals verstand ich nicht, wie groß diese für sie waren, obwohl sie meinen oder denjenigen irgendeines anderen Künstlers nicht ganz unähnlich waren. Vor allem aber fürchtete sie sich außerordentlich vor Spott und Lächerlichkeit: beides hatte sie in einem fast unvorstellbaren Ausmaß während ihrer ganzen Kindheit erfahren und sie stand daher auf einer messerscharfen Schneide – ob wirklich oder eingebildet bleibt dahingestellt – zwischen Vorwärtsdrängen und Zu-Weit-Gehen – ein anderer Grund für ihren körperlichen Ausdruck des „Zurückhaltens“.

„Jane war eine Frau von größtem Können und größter Entschlossenheit,“ schreibt Rob am 20. September 1984 kurz nach Janes Tod in einem Brief an Walter Zeh. „Sie litt sehr stark darunter, dass man sich so oft über ihre Arbeit lustig machte. Das wissen nicht viele Menschen, weil es ihr, oberflächlich betrachtet, scheinbar so gut ging. Aber ihre Talente waren höchst umstritten, und vom fachspezifischen Establishment wurde sie größtenteils ignoriert.“<sup>2</sup>

### ***Die Sache mit dem Geld***

Jane hatte eine gewisse automatische Reaktion auf den Begriff „reiche“ Leute und betrachtete mich, was im Hinblick auf unser unterschiedliches Aufwachsen sicher gerechtfertigt war, als jemanden, der aus einem wohlhabenden Haus stammt (eine dramatisch übertriebene Einschätzung der Umstände), fühlte sich aber verpflichtet, das zu „übersehen“ (wie sie es ausdrückte). Vielleicht überzeugten sie jedoch meine Freundschaft und meine trotz dieses unglücklichen Handicaps angeborenen Fähigkeiten, diesen Glaubenssatz zu übersehen – ich weiß es nicht. Wir konnten nicht einmal ansatzweise damit beginnen, uns darüber auszutauschen.

Ich erinnere mich an eine ASW-Klasse, in der ich mich einmal über die Ausdehnung der Siedlungszonen in der ländlichen Umgebung von Elmira beklagte, etwas, worüber ich, seit ich alt genug war, um es zu realisieren, immer wieder jammerte. Vor allem sagte ich, ich fürchtete mich davor, dass die Nachbarn, die das an das Grundstück meiner Eltern angrenzende Landwirtschaftsland besaßen, es irgendwann einmal als Hausparzellen verkaufen und damit alles ruinieren würden. Was nun friedliches und sanftes Weideland war, würde für immer zerstört werden. Ich steigerte mich in einen ziemlich heftigen Zustand hinein, als mich Jane unterbrach und fragte: „Wie viel Fläche ist denn zwischen dem Haus deiner Eltern und diesem Feld?“

Ich schaute sie erstaunt an. „Oh – vielleicht 120 Aren,“ sagte ich, „aber das ist nicht der –“

„Also wirklich Sue!“, sagte Jane in einem schroffen und abweisenden Ton. „Hundertzwanzig ganze Aren, was soll denn das?“ Sie wandte sich ab und begann über etwas anderes zu sprechen. Verletzt saß ich da und begann, im Kopf ein ätzendes Verteidigungsplädoyer für Flora und Fauna zu entwerfen, das ich sobald als möglich loswerden wollte, als Jane sich nochmals zu mir wandte und sagte: „Du solltest deine Einstellung gegenüber Leuten, die in dieser Umgebung leben, überdenken.“

Ich sagte: „Welche Einstellung? Was meinst du damit?“

„Deine Einstellung.“ Jane starrte mich eindringlich an. „Du musst sie überdenken.“ Und das war alles. Erst viel später realisierte ich, dass sie mein Gejammer über die Ausdehnung eintöniger Vorortsiedlungen für Snobismus gehalten hatte. War es das? Es ist anzunehmen – dabei dachte ich, es sei ein vernünftiger Alarmaufruf in Bezug auf den Zustand der Grünflächen und der Natur, aber vielleicht hatte Jane etwas anderes daraus geschlossen.

Ungefähr in diesem Zeitraum, in meiner einzigen privaten Seth-Sitzung, in der es um die Beziehung zwischen meinem „geheimen“ Sohn und mir ging, machte Seth einige unmissverständliche Bemerkungen über meine unbewussten, auf mich selbst projizierten Schuldgefühle wegen des Weggebens meines Babys. „Du fühltest dich aus finanziellen Gründen schuldig, obwohl dies das Letzte gewesen wäre, das dir bewusst in den Sinn gekommen wäre,“ sagte mir Seth. „Unterbewusst fragtest du dich, in welchem sozialen Umfeld dein Kind *wirklich* leben würde und ob du ihm vielleicht die sozialen und wirtschaftlichen Vorteile vorenthalten würdest, von denen du dich selbst bewusst überzeugt hattest, dass du sie nicht brauchtest.“

Zu jener Zeit erinnere ich mich gedacht zu haben: „Na ja, gut und schön und vielen Dank, Seth, ich habe mir eigentlich keine Sorgen darüber gemacht, bis du mich jetzt eben daran erinnert hast!“ Ich hatte angenommen, dass wirtschaftliche Standards ein Teil des ganzen Adoptionsverfahrens waren; das heißt, ich hatte mir natürlich auf irgendeiner Ebene Gedanken über „soziale und wirtschaftliche Vorteile“ gemacht, und wer hätte das in meiner Position nicht? Oder vielleicht hatte ich wirklich eine Geld-„Einstellung“, wie Jane es nannte. Das Komische dabei war, dass sie die gleiche Einstellung im umgekehrten Sinn hatte, und man musste nicht allzu lange graben, bis man darauf stieß.

Ich weiß nicht mehr genau, ob die folgenden Bemerkungen in einer ASW-Klasse oder an einem unserer Freitagabendtreffen fielen, aber das Ganze fand sicher in Nummer 458 statt. Wir tauschten ein paar Geschichten über unterhaltsame Begegnungen mit Fremden aus, als Jane begann, von ein paar „reichen, alten Dickwänsten“, wie sie sie nannte, zu erzählen, die sie und Rob in einer hiesigen Bar getroffen hätten und wie hinreißend doch Rob im Vergleich zu ihnen aussah. Nun, sicher war Rob immer schlank und adrett gewesen, aber als Jane mit dieser Geschichte fortfuhr (unter anderem, wie einer der unglückseligen Kerle sie gefragt hatte, wie viele Kinder sie denn zuhause habe und wie ihre anschauliche Antwort darauf gelautet hatte), wiederholte sie ständig die Worte „Dickwanst“ und „reich“. Immer und immer wieder, wie ein Mantra – der reiche Dickwanst sagte dies, der reiche Dickwanst sagte das, reiche Dickwänste hier und da und überall.

Nach einer Weile begann ich zu realisieren, dass mich das alles sehr störte. Ich

wusste schon, woher es stammte, aber ich erinnere mich, voller Gemeinheit gedacht zu haben: „Hei Jane, wo liegt denn hier dein *Problem*? Was ist denn schon dabei, wenn jemand ein wenig Geld oder ein wenig Fett hat? Es würde dir sicher auch nichts schaden, wenn du selbst von beidem etwas mehr hättest.“ Aber ich war mir natürlich meiner eigenen kompromisslosen Einschätzungen sehr wohl bewusst – zum Beispiel: „Religion ist etwas für Idioten.“ (Meiner Meinung nach immer noch eine ziemlich berechtigte Feststellung). So sagte ich zunächst einmal nichts. Ich war auch nicht so sicher, ob reiche Country Club-Typen, mit oder ohne dickem Bauch, überhaupt in einer der Bars herumhängen würden, in denen Jane und Rob verkehrten. Ich vermutete, dass sie den reichen Teil erfunden hatten – aber das war ja völlig egal.

Schließlich musste ich doch unterbrechen. „Komm schon, du stellst sie wie einen Haufen sabbernder Trottel dar,“ sagte ich. „Was hat denn ein dicker Bauch überhaupt mit all dem zu tun?“

„Klar, natürlich, du würdest es eben anders sehen,“ antwortete Jane allen Ernstes. Ich erinnere mich nicht mehr an meine Antwort darauf, wenn ich überhaupt eine gab – aber es ist wirklich komisch: Meinte sie, dass jemand mit meinem so genannten Hintergrund sich automatisch mit einem reichen Dickwanst einlassen würde, oder dass ich diese unliebsame Eigenschaft aufgrund einer Art Gewichtsloyalität entschuldigen würde, oder was?<sup>3</sup>

### ***Die Sache mit dem Frausein und die Sache mit dem Sex***

Etwas weniger unterhaltsam als das Thema des reichen Dickwansts – ich war ja immer dabei, wenn es ums übertragene Auseinandernehmen von Männern aus welcher sozioökonomischen Schicht auch immer ging – waren die beißenden Schmähungen, die Jane manchmal über all jene mutmaßlichen Frauen ausgoss, die ihrer Meinung nach „nichts“ (wie ich mich erinnere) taten, als Zeit zu verschwenden, indem sie vom Einkommen ihres Mannes lebten, statt ihre eigenen Fähigkeiten in der Welt zu gebrauchen. Ich weiß nicht genau, was Jane jeweils dazu brachte, sich darauf einzuschließen (es ist nämlich genau die wirtschaftliche Voraussetzung, von der sich die Frauen in jenen Jahren befreiten); möglicherweise war es eine Rechtfertigung für ihre eigene Weigerung, sich irgendeiner Rolle anzupassen. Meistens war ich mit ihr einverstanden – es war ja nicht so, dass Jane oder ich Frauen verachteten, die keine richtige Arbeitsstelle hatten; es ging einfach einmal mehr darum, „zur Sache zu kommen“. Aber der ganze Frauen-Schriftstellerinnen-Bereich hatte mich ja schon immer erschreckt, da er scheinbar im Widerspruch zu allen

anderen Möglichkeiten des Lebens stand.

Nein, was bei dieser bestimmten Bemerkung meine Aufmerksamkeit zu erregen begann, war, wie oft Jane den Ausdruck „große Titten“ in Sätzen wie „Frauen mit großen Titten, die den ganzen Tag herumsitzen und sich Seifenopern reinziehen“ verwendete, wie eine Art feminisierte Version der reichen Dickwänste, die in Quartierspelunken herumhängen. Erst, als ich sie das im Verlauf eines Jahres vielleicht ein halbes Dutzend mal hatte sagen hören, realisierte ich, dass es mich von Anfang an gestört hatte.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich allen meinen Mut zusammengenommen hatte, um darüber sprechen zu können (eigentlich war es mir überhaupt peinlich, Aufmerksamkeit darauf zu lenken) oder herauszufinden, was mich daran störte. Als ich es schließlich tat – ich glaube, ich sagte etwas im Sinne von: „Weißt du Jane, mir gefällt dieser Ausdruck über die ‚großen Titten‘ und die Gleichstellung mit ‚Dummheit‘ überhaupt nicht“ – gab sie mir sofort Recht und entschuldigte sich überschwänglich, obwohl ich den Eindruck hatte, dass sie nicht wirklich verstanden hatte, worum es mir ging – dass ihre Entschuldigung wohl ehrlich, aber auch etwas ratlos war.

Das soll nicht heißen, Jane irgendeinen Mangel an politischer Korrektheit unterzuschieben oder sie wegen sexueller Schlagfertigkeit, die für die meisten Leute zu Recht reizvoll ist, anzuklagen. Jane besaß eine innere Großzügigkeit, die niemals urteilte oder verurteilte, ganz zu schweigen von einem völlig schamlosen, erdhaften Sinn für Humor. Alle von uns haben zudem übernommene Ausdrucksarten, und den Reaktionen anderer darauf zu begegnen ist eine natürliche Lernmethode, die an sich selbst harmlos ist. Später wies Jane mich darauf hin, wie abwertend mein ebenso sorgloser wie häufiger Gebrauch des Ausdrucks „dünn und mitgenommen“ war, und der Gedanke einer persönlichen Beleidigung war für mich ebenso unverständlich wie er es anscheinend früher für sie gewesen war.

Tatsache ist, dass diese beiden Bemerkungen die uns einschränkenden Glaubenssätze und die entsprechenden Resultate ganz wunderbar illustrieren. Für Jane: dick = dumm; für mich: dünn = kränklich. Aber keine von uns beiden sah diese Übereinstimmung. Sie war immer nur gerade am Rande unserer bewussten Wahrnehmung - da, aber doch nicht ganz da, bereit, uns eine riesige Quelle von Verbindungen, die uns nie so genau klar waren, zu eröffnen.

So offensichtlich – und so voller Tricks. Aber damals erschien uns beiden (privat und größtenteils unbewusst) die ganze „Frauen-Sache“, wie wir sie nannten, wie die Klippen der Loreley, die nur darauf warteten, dass unsere wirklichen, für uns selbst gemachten Pläne daran zerschellten. Obwohl sie sich selbst nie als „Feministin“ betrachtete – „Ich betrachtete mich nie in diesem

Sinne. Ich betrachtete mich als Schriftstellerin,“ sagte sie einmal – schäumte Jane vor Wut über jegliche Andeutung, dass ihre Arbeit nur deshalb gefördert werden könnte, weil sie eine Frau war; das war auch einer der Gründe, weshalb sie so dünn (ähnlich wie ein Mann) bleiben wollte. Für sie bedeutete „kurvenreich und sexy“ (oder in anderen Worten: mit großen Titten) „frivol“, wie sie es in ihrem Tagebuch nannte. Damit wollte sie nichts zu tun haben. (Sie fragt sich sogar in ihrem Tagebuch und in ihren Notizen, ob sich das Erscheinen von Seth als männliche Stimme aus diesen Glaubenssätzen ergab.)

Erinnern wir uns, dass wir hier über die Sechziger- und Siebzigerjahre sprechen, als es für eine Frau noch schwierig war, ihre eigene Autoversicherung abzuschließen, ganz zu schweigen davon, ihren eigenen Erfolg bestätigt zu erhalten oder ihren eigenen Namen beibehalten zu können. Noch 1974 wollte die Zeitung von Elmira mich in einem Artikel über einen von mir gewonnen Journalismuspreis als „Mrs. Ned Watkins“ bezeichnen; vier Jahre, nachdem Ned und ich geschieden worden waren. Das war bei den meisten Zeitungen das Standardvorgehen. Es gab keine Nachrichten über Frauen mit ihrem eigenen Namen (die gleiche Zeitung nannte Jane stets „Mrs. Butts“, wenn ein Artikel über ihr neuestes Buch erschien.) Ich wandte mich deswegen voller Zorn an Maggie Granger, die zu meiner Überraschung alles andere als verständnisvoll war und nur sagte: „Vorschrift ist Vorschrift“, obwohl Jane sich für mich einsetzte (Maggie und ich hatten eine ziemliche Auseinandersetzung darüber). Komischerweise erinnere ich mich nicht mehr daran, ob der betreffende Artikel dann auch wirklich in der Zeitung von Elmira erschien oder nicht.

Für Jane und mich war unsere Identität aufs Heftigste, vielleicht sogar mit einer gewissen Angst, mit dem Bild der Schriftstellerin verknüpft, und so war es denn auch kein Wunder, dass ich dieses Themas wegen völlig aus dem Häuschen geriet. Wie Jane betrachtete auch ich mich nicht als Feministin (obwohl ich mich, genau wie sie, über ähnliche Punkte wie diese aufregte); zuerst einmal war ich eine Schriftstellerin und das schloss alles andere ein. Und wie Jane war auch ich davon überzeugt, dass es das Frausein war, das mich in Schwierigkeiten gebracht hatte (und das trotz der wirklichen Schwierigkeiten, in die mich mein Schreiben, vor allem bei der Nachrichtenberichterstattung, manchmal gebracht hatte). Irgendwann einmal in dieser Zeit rief mich Jane eines Nachmittags an und sagte mir, dass Seth in der Sitzung des vorherigen Abends zu Rob gesagt hatte: „Sag Sue, dass es ihr besser ginge, wenn sie sich selbst als ein Individuum betrachtete, das zufällig eine Frau ist, als eine Frau, die zufällig ein Individuum ist.“ Es ergab natürlich einen perfekten Sinn, und ich war zu Tode enttäuscht darüber. War das die Antwort auf meine verlorene Fassung? Natürlich war sie es (und außerdem ist sie universell anwendbar).

In ihrem Tagebucheintrag vom 30. Mai 1974 beschreibt Jane einen Traum, in dem ich in einem „rosaroten, langen Organza-Ballkleid mit einer daran befestigten echten Blume, möglicherweise einer Rose“ erscheine:

[Sue] sieht großartig aus, aber dann sehe ich, dass sie eine Menge Make-up trägt und etwas rotes Make-up auf ihrer Nase hat.

Sie erzählt mir von einem Vorfall... sie fährt mit irgendeinem Mann im Auto, der einen Annäherungsversuch macht. Sie gerät in tiefes Wasser oder der Wagen gerät ins Wasser, jedenfalls ist es nun vorbei und sie lacht darüber... Sie ist auf dem Sofa. Ich sitze auf dem Boden [genau umgekehrt wie wir normalerweise sitzen] beim Kaffeetisch und mache eine Yogaübung und lümmle und tolle herum, zwar nicht ganz locker, aber nahe daran und ich bin sehr glücklich darüber.

Sue, die entsprechend meiner Art zu denken die zu weit geführten weiblichen Aspekte darstellt? Die übertriebenen? Da macht also einer einen Annäherungsversuch, sie gelangt ins tiefe Wasser, aber jetzt lachen wir darüber, weil alles vorbei ist. Ihre Nase hat rotes Make-up... Erinnere mich an die alten Kindergedanken über Masturbation oder Sex, die sich auf dem Gesicht abzeichnen; das Zeichen bei Sue erinnert mich aber auch an das Make-up eines Clowns – Frauen oder vielleicht Sex brachten dich auch soweit, dass du wie ein Dummkopf aussiehst... Aber hier lachen wir nun über das Ganze und ich mache Yoga und lümmle auf dem Boden herum, voller Hoffnung, all das bedeutet, dass ich im Begriff bin, mich zu befreien.

Obwohl ich etwas gekränkt war, als ich diesen Traum zum ersten Mal in Janes Tagebuch las, hatte ich praktisch das gleiche und für mich beschämende Gefühl, dass das Frau-Sein „oder vielleicht Sex“ dich wie einen Dummkopf aussehen ließ. Tatsächlich hatte ich nicht lange vorher, am 12. Mai 1974, ebenfalls davon geträumt, im „tiefem Wasser“ einer anderen oder alternierenden Flut zu sein; hier begab ich mich, als die Flut zu steigen begann, mit Sean und allen meinen Büchern in Janes und Robs Wohnung; dieses Mal stieg die Flut bis zum zweiten Stock (eine zweite Chance?), aber ihre Wohnung war im dritten Stock und so waren wir in Sicherheit. Zusammen mit ihnen und ohne Freund weit und breit, war ich den „tiefen Wassern“ und dem Dummkopf-Sein entronnen (wenn wir doch nur die Vergangenheit umschreiben könnten).

So war es denn unser Frau-Sein, welches das bedrohte, was jede von uns als die „wirkliche“ Person, die Schriftstellerin, betrachtete. Und deshalb richteten



wir uns beide ein Schutzsystem ein. Sie blieb dünn wie eine Stange (keine Kurven) und körperlich unbeweglich; ich behielt gerade soviel Gewicht (ich war nicht dick oder unförmig, sondern eigentlich immer ziemlich sportlich gewesen), um sicher zu sein, keine allzu große Aufmerksamkeit auf mich zu lenken. Es war ja das „Frau-Sein“ gewesen, weswegen ich schwanger geworden war, nicht wahr? Die Schriftstellerin hätte ja einfach nur am Schreibtisch sitzen und schreiben wollen, nicht wahr? Das oder Ähnliches fragte ich Jane, wenn ich mit ihr herumalberte – schließlich sollte sie es ja wissen. Gemäß ihren Tagebucheintragungen (und das ist ein Dauerthema in den frühen Notizen) machten sie und Rob sich ständig Sorgen über eine mögliche Schwangerschaft – *ständig*. „Wir versuchten daher, es nicht allzu oft zu tun,“ sagte sie mir einmal (eine Feststellung, der ihre eigenen Tagebuchnotizen erstaunlicherweise widersprechen). „Jeden Monat sorgten wir uns darüber, ob ich meine Regel bekäme und wenn sie ein paar Tage überfällig war, geriet ich in eine ziemliche Aufregung. Ein paar Mal, als sie sich verspätete, ging ich zu unserem Hausarzt und fragte ihn: ‚Sind das die Wechseljahre? Ist es das?‘ Und er sagte dann: ‚Oh, Mädchen, du bist viel zu jung dazu,‘ und ich sagte dann: ‚Zum Teufel bin ich das! Ich hätte lieber das als die Alternative!‘“

Erst viel später, als ich mich an diese Unterhaltungen erinnerte, wunderte ich mich darüber und fragte mich: „Na ja Jane, wie wär’s denn mit der Pille gewesen...“, die war ja so ab 1962 erhältlich, und überhaupt, es gab ja noch das Pessar oder auch intrauterine Geräten oder... aber was hätte ich damals schon sagen können? (Ich wusste über ihre Verhütungsmethoden erst Bescheid, als ich ihre Tagebucheintragungen gelesen hatte.)

Während sie in Nummer 458 lebten, lagen bei Jane und Rob stets stapelweise und in voller Sichtweite jede Menge Zeitschriften, einschließlich *Playboy* und *Penthouse*, manchmal auch *Gallery*, herum. Einige Male machte ich Witze darüber („Sag mal Rob, brauchst du die als Modelle für deine Stilleben?“), und Rob antwortete jeweils völlig ernsthaft und mit einer professoralen Abgehobenheit: „Ja natürlich, weißt du, das sind wertvolle Informationen, die in den Jahren, in denen ich aufwuchs, nicht verfügbar waren,“ und er lächelte dabei so arglos wie eine Katze. Angeblich lieh ihnen ein im gleichen Haus wohnender Mieter seine Exemplare aus, obwohl mir das doch eine ziemlich große Anzahl solcher Zeitschriften-Abonnements für nur eine Person allein schien... vielleicht machten sie sich auch nur lustig über mich. Mir war immer ein ganz klein wenig unbehaglich dabei, aber ich kann nicht genau definieren, weshalb – es machte mir nichts aus, die Zeitschriften anzuschauen, sei es bei ihnen oder auch für mich allein. Vielleicht war es eine ähnliche Reaktion wie beim Gedanken an die eigenen Eltern, die Sex miteinander hatten. Gott im Himmel! Dabei war es ja

überhaupt nicht so, dass Jane hier speziell zurückhaltend war, wenn das Thema zur Sprache kam.

„Ohne den verdamnten Oralverkehr wäre mein verdamntes Sexleben schon vor Jahren tot gewesen!“, brüllte Jane einmal an einem Freitagabend 1973 mitten in eine neiderfüllte Diskussion über eine von mir geplante Unterbindung, was damals als etwas äußerst Radikales betrachtet wurde, aber vielleicht doch nicht so radikal war wie das Herausbrüllen intimer Details zur Unterhaltung von einem halben Dutzend Leuten, aber eben, so änderten sich damals die Zeiten. „Wertvolle Informationen,“ in der Tat.

### ***Parallele Träume***

Es ist unmöglich, hier alle miteinander verbundenen Träume zu erwähnen, die Jane und ich während Jahren aufschrieben. (Ich hatte nicht realisiert, wie viele es wirklich waren, bis ich 1999 ihre Traumaufzeichnungen las). Dies ergäbe sicherlich eine einzigartige Form von Memoiren, aber das offensichtliche Problem bei dieser Idee liegt im heiklen Thema der verschlungenen Hintergrunderklärungen, der persönlichen Details und auch dem Gähn-Langweiligkeits-Faktor, der rasch alle Traumaufzeichnungen, außer den eigenen, mit einer dumpfen Lehmschicht überdeckt.

Trotzdem hatten wir ein paar wirkliche Prachtexemplare. Es ist natürlich nicht ungewöhnlich für Freundinnen und Freunde, ähnliche Träume zu haben – und alle, die solche Aufzeichnungen machen, werden das früher oder später feststellen – aber wenn unsere Träume übereinstimmten, waren es nicht nur Bilder, die erschienen, sondern es wurde die Unterseite von Ereignissen oder Fragen auf eine bestechend ähnliche Art angegangen. Wir beide hatten keine gemeinsamen Traum-Zeitpläne ausgearbeitet und daher auch keine Themen oder irgendwelche speziellen Gruppen von Traumsymbolen in großem Ausmaß abgesprochen. Meistens waren die Verbindungen wirklich spontan.

Zum Beispiel:

*Aus Janes Tagebuch, 20. September 1971:*

Bin in einem Auto mit einer Gruppe von Leuten auf dem Weg ins St. Jo-Krankenhaus [in Elmira], wo wir einem Mann helfen müssen. Dann kehren wir um, weil uns in den Sinn kommt, dass er stattdessen im Arnot [dem anderen Krankenhaus in Elmira] ist.

*Aus meinen Traumaufzeichnungen, 20. September 1971:*

[Ein Freund meiner Mutter starb am 19. September im Arnot-Krankenhaus.] Ich fahre in die Klasse. Jane und ein paar andere entscheiden sich, ins Arnot zurückzufahren, um [dieser Person] erkennen zu helfen, dass sie tot ist. Ich halte an einer Tankstelle, um mich nach dem Weg zu erkundigen und der Gehilfe zeigt auf den Namen [der Person] in einem Buch. „Er ist tot,“ erklärt er uns.

Hier erwähnt Jane noch, dass sie erst am Nachmittag des 20. Septembers vom Tod des Freundes meiner Mutter hörte, als wir unsere Notizen verglichen. Wir führten zu dieser Zeit zahlreiche Diskussionen darüber, wie tote Menschen realisieren, dass sie tot sind, und es ist daher interessant, dass sich die Details unserer Träume auf diesen Punkt konzentrierten – zwar weniger ausgeprägt bei Jane, aber auch dort kommt das „Helfen“-Szenario vor.

Dann gab es die folgenden Träume, die sich (wie viele andere) mit unseren gemeinsamen Hoffnungen für die Besserung von Janes körperlichen Umständen beschäftigten (meine und Janes Aufzeichnungen zeigen, dass wir erst am Tag nach Janes Traum unsere Notizen verglichen.):

*Aus Janes Aufzeichnungen, Donnerstag, 12. April 1979:*

1. Ich bin mit einer Gruppe von Frauen zusammen, die in einem Kaufhaus Strümpfe verkaufen. Plötzlich gehe ich ohne Erklärung hinaus. Ich höre, wie eine junge Frau zu einer anderen sagt: „Ich nehme an, sie will selber etwas spazieren gehen, statt Strümpfe zu verkaufen.“

2. Ich gehe auf ganz wunderbare Art umher, mit großen Schritten, bin entzückt und frage mich gleichzeitig, wie das geschehen konnte. Ich sehe, dass ich einen kurzen Rock trage und dass das Kleid ein hochgeschlossenes, eng anliegendes niederartiges Oberteil hat; ich frage mich, ob das irgendwie verantwortlich dafür ist. Vielleicht erhalte ich auch, wie ich so umhergehe, von ein oder zwei Männern bewundernde Blicke.

*Aus meinen Traumnotizen, Dienstag, 10. April 1979:*

1. Ich sehe einen Freund aus der Schulzeit, der auf dem Rücken an einem Strand liegt. Er trägt eine kurze, geblümete Badehose und seine langen, mageren Beine sind sehr auffallend.

2. Ich gehe der West Water Street entlang und in Janes und Robs

Wohnung in Nummer 458. Jane läuft in Shorts herum. Ihre Oberschenkel sind stramm und fest, und sie läuft in einer Art Marschschritt herum, um vor allem ihre Beine zu trainieren. Ein paar Minuten lang vergesse ich, dass es außergewöhnlich ist, dass sie überhaupt herumgeht; aber dann erinnere ich mich und gratuliere ihr. Sie sagt, sie gehe schon seit ungefähr drei Monaten, habe es aber zuerst richtig gut können wollen, bevor sie darüber reden wollte.

Das Merkwürdige an diesen Träumen ist, nebst dem offensichtlich gleichen Thema von Janes Gehen (zu einer Zeit, als Jane nicht viel ging und wenn überhaupt, sehr schlecht), die Betonung auf Kleidung (Shorts, ein Rock) und den Anblick von Beinen. In meinem Traum sehe ich Beine, die sehr mager sind (wie Janes in Wirklichkeit waren) und dann wieder fest und stramm (wie wir beide träumen). Und beide unsere Traumszenen durchweht ein Hauch von verwirrter (aber angenehmer) Überraschung: Wann und wie begann Jane zu gehen? Und ich sehe, wie sie marschiert; in ihrem Traum nimmt sie große Schritte...

„Ich glaube, dieser Traum bedeutet, dass ich selber gehen will,“ schreibt Jane, „jetzt meine eigenen Beine brauchen will, statt (nur?) anderen zu helfen, indem ich auf ihre Bedürfnisse eingehe... Im zweiten Traum glaube ich, dass meine weiblichen Aspekte dargestellt werden; zum Beispiel mit dem Rock, dass ich sie mehr ausdrücken sollte, und dass ich das in der Vergangenheit nicht getan habe, weil ich dachte, Frauen seien verletzlich.“

Interessanterweise trägt in meinem Traum mein Freund (der in der Schulzeit sehr mager war) eine geblünte (das heißt „feminine“) Badehose, während er am Strand liegt (in einer verletzlichen Stellung). Geht es um Fragen des Geschlechts und der damit verbundenen körperlichen Umstände – für uns beide, für Jane und für mich?

Dann wählte ich hier noch willkürlich einen Traum aus Janes Notizen aus – weil dieser am 7. Januar 1980 aufgeschrieben wurde, einen Tag vor meinem Geburtstag. Unter anderem heißt es da:

Draußen, auf der Rückseite der West Water Street 458 gab es viele Bäume. Gruppen von Leuten, viele davon frühere Mitglieder der Klasse, tummelten sich in den Baumwipfeln, rollten sich auf den Boden hinunter und stiegen wieder hinauf und genossen es in vollen Zügen. Einige davon, vielleicht Rob und Sue, standen an den Fenstern von Robs früherem Atelier und schauten zu, und einige segelten aus den Fenstern hinaus durch die Luft

in die Baumwipfel hinein.

Ich schaue hinaus und sehe ein kleines Kajütenboot auf einer Art Schaukel, die vom Dachfirst des Nachbarhauses bis zu unseren früheren Wohnzimmerfenstern reicht. Darin stehen ein kleines, ungefähr sechsjähriges Mädchen, eine Frau und ein als Kapitän gekleideter Mann. Die Frau hat dem Kind gesagt, das sei viel zu gefährlich, während sie hin und her durch die Luft schwingen. Das Gesicht des Mädchens ist trotzig und wütend. Es hat kurzes, schwarzes Haar und ist mager. Es sagt, dann werde es dies halt einfach selber tun.

Viele meiner früheren Studenten sind da. Eine Studentin fragt, ob ihre Aussage für das Buch, das ich anscheinend über die Klasse schreibe, genügend klar gewesen sei (obwohl in Wahrheit Sue Watkins ein solches Buch schreibt). Ich bitte die Studenten, in Bezug auf ihre Erinnerungen an die Klasse eine bessere Leistung zu erbringen.

Und wer, liebe Jane, könnte wohl das kleine trotzige und wütende Mädchen gewesen sein, das darauf beharrte, sich ganz allein „durch die Luft zu schwingen“?

Daraufhin schaute ich in meinen eigenen Traumaufzeichnungen vom 7. Januar 1980 nach.

Ein sehr klarer und bewegender Traum. Ich bin in einem Kino mit einer großen Menge Leute, um einen Film zu sehen, der über *Im Dialog mit Seth* gedreht wurde. Auf der Leinwand erscheint in Großbuchstaben der Text zu Dan Stimmermans „Follow Yourself“ [einem Lied, das er auf dem Zymbal in der Klasse komponiert hatte]. Während die Kamera auf die Worte schwenkt, beginnt ein Filmchor sie zu singen, angeführt von Dans Stimme und dem Zymbal.

Auf einmal beginnt auch das Publikum zu singen. Wir sind alle tief bewegt und erfüllt vom Gefühl der Kameradschaft und jenes altbekannten und doch neuen Ziels. Viele frühere Klassenmitglieder sind hier.

[Dann] erscheint ein Freund von mir aus Dundee, und er und Jane und ich sind Teil der Mannschaft eines Fischerbootes an der Küste Floridas. Jane sagt mir, dass sie Rob beim letzten Landgang verloren habe – dass sie beide ausgestiegen seien und dass Rob dann in eine andere Richtung gegangen und nicht mehr zurückgekehrt sei. Nun sucht sie ihn auf der Inselgruppe, der wir uns nähern, als ob sie nach einer Liebe suchte, die sie

vor Jahrhunderten verloren hätte.

Aber das Lied! Das Lied ist alles und klingt noch während Stunden in mir nach, lange nachdem ich aufgewacht bin...

In beiden Gruppen dieser Träume findet sich diese ergreifende Andeutung von Zusammengehörigkeit im Gegensatz zum Alleinsein, etwas, das Jane und ich beide so stark in unserem eigenen Leben empfanden, sei es privat oder innerhalb des Netzwerks unserer Freundschaft. In meinem Traum ist sogar Rob „in eine andere Richtung“ gegangen und hat Jane allein gelassen (die Position, die sie als Kind in ihrem Traum bezieht; wie wir beide sie in unserem Leben als Kinder bezogen.) Und jenes vielsagende Detail der ozeantauglichen Schiffe in beiden Träumen, besetzt von einer ähnlichen Mannschaft – obwohl sich in Janes Version das Kajütenboot durch den gleichen „Luftraum“ schwingt (der vielleicht gefährlich ist, wie die Frau warnt), in dem das Erlebnis von Janes *Physischem Universum als Gedankenkonstruktion* stattfand – dem Anfang des Seth-Materials. Und wie interessant, dass ich in meinem Traum Teil der „Mannschaft“ bin, die sie mitnimmt, um Rob zu suchen; oder anders gesagt, ihr hilft, ganz im Gegensatz dazu, wie wir normalerweise miteinander umgingen (zumindest gegen außen).

So scheint es, dass sogar die Methoden unserer Träume vielfach in der gleichen Weise übereinstimmen, wie es unsere Freundschaft tat – ähnliche Themen und Einsichten mit verschiedenen, aber oft parallelen Details.

# KAPITEL 16

## *Die Festung der Nahrung (oder Nicht-Nahrung)*

Jane und ich führten viele urkomische Unterhaltungen über das Essen und wie wir damit umgingen. Eines Nachmittags schlug sie mir vor, dass wir unsere Essensgewohnheiten einmal austauschen sollten. Ich betonte, dass ich es wahrscheinlich fertig brächte, mit dem, was sie konsumierte und was anscheinend aus Kaffee, Zigaretten, Maisbrot, Getreideflocken und Erdnussbutter-Sandwichs bestand, trotzdem dick zu bleiben, während sie trotz tagelangem kiloweisem Futtern von Eiskrem und Gummibärchen dünn bliebe; was hätten wir denn also davon? Sie stimmte mir zu. „Sowieso alles nur verdammte Glaubenssätze,“ feixte sie. Aber sie aß kaum genug, um ein Kanarienvögelchen am Leben zu erhalten, zumindest schien mir das so, wenn ich die Gelegenheit zum Beobachten hatte, was nicht oft der Fall war. Sie benahm sich sehr verstohlen beim Essen, eine weitere gemeinsame Charaktereigenschaft, die uns nie bewusst geworden war. Sie aß nicht gern vor anderen Leuten oder wurde nicht gern beim Essen „erwischt“, wie sie in ihrem Tagebuch schreibt, und das war einer der Gründe, weshalb sie und Rob das Bücherregal beim Eingang der Wohnung als Raumteiler hinstellten – damit niemand einfach hereinkommen und sie essen sehen konnte. Sie würde dann noch Zeit haben um – was zu tun? Ihr Sandwich hinter das Sofa zu werfen? Aber ich verstehe diese Geheimnistuerei bestens. Ich habe genau das gleiche Gefühl, mit entgegengesetzten, aber vergleichbaren Resultaten.

Jane sah auf Nahrungsmittel herab oder wohl eher auf das Essen, und betrachtete es als Luxus, als „Schwelgerei, als Belohnung, und eigentlich verdiente ich das Essen nicht, oder nur gerade soviel davon, um am Leben zu bleiben,“ wie sie in ihrem Tagebuch schreibt, und so kasteite sie sich rigoros, sogar privat. Ich aß indessen üblicherweise winzigste Mengen vor anderen und stopfte mich voll, sobald ich allein war. Natürlich konnten wir einander nicht täuschen. Das Problem lag nur darin, dass wir beide glaubten, Jane habe die besseren Glaubenssätze.

Eines der Dinge, die sie bezüglich der „Vogelmahlzeit“ des Flut-Manns beeindruckt hatte, war, für *wie viele* Male, gemäß ihrer Behauptung, diese Vögel

gereicht hatten. Sie sagte mir, dass sie und Rob die Reste während drei aufeinander folgender Tage gegessen hätten. Nun, das erschien mir doch ziemlich mysteriös; es handelte sich hier nämlich um gewöhnliche Hühnchen, nicht um 15 Kilo schwere Truthähne. Wenn es nach mir ging, reichte ein Hühnchen gerade für die Mahlzeit einer Person. Ebenso erzählte Jane immer um die Erntedankfestzeit herum mir und der Klasse oder den Freitagabendbesuchern oder allen zusammen wie sie und Rob ein „absolut klitzekleines Hühnchen“ kauften, um es dann mit einer Maisbrotfüllung zu stopfen und die Reste während Tagen danach zu essen. Tagen danach? Vielleicht einen Bissen pro Mahlzeit? Sonst aber redete sie nie über das Essen, außer dass sie ihr eigenes Maisbrot als Küchenprojekt erwähnte – das bereitete sie oft zu, sogar auch dann noch, als alles andere schwierig war und große Probleme verursachte und sie mehr oder weniger an ihren rollenden Bürostuhl gefesselt war. Das Brot war einfach, herzhaft und gesund und wahrscheinlich das Nahrhafteste, das sie aß. Und sie machte es in den allerkleinsten Brotlaibformen, die man je gesehen hatte.

Falls man je um die Essenszeit herum bei Jane und Rob war und eingeladen wurde, bestand eine typische Mahlzeit aus Gemüse aus der Dose, meistens Erbsen, die im Dosenwasser gekocht und auch darin serviert wurden. Dazu gewöhnliches Weißbrot auf einer gewöhnlichen weißen Untertasse, ein kleines Stück Hackbraten oder ein paar schmal geschnittene Scheiben kalten Aufschnitts, die für alle reichen mussten, Milch, vielleicht ein wenig Ketchup. Gelegentlich ein paar Kekse, von denen Jane vielleicht ein Eckchen aß. Kaffee. Das einfache Essen von Leuten, deren Zeit und Energien sich auf andere Dinge als auf Einkaufen und Kochen konzentrieren.

Manchmal brachte jemand von der Freitagabendmeute etwas Besonderes mit – Eiskrem vielleicht, oder ein Stück Käse, vielleicht sogar einen selbst gemachten Kuchen. Rob, der auch sparsam aß, besaß jedoch eine gesunde Wertschätzung für gutes Essen und genoss das Essen und auch den Gedanken daran, blieb jedoch trotzdem bei seinen Liliput-Mengen. Aber auf Janes Gesicht erschien dann jeweils dieser ganz bestimmte *Ausdruck*, wenn irgendjemand so etwas Gewagtes wie einen *ganzen Kuchen* auf den hölzernen Kaffeetisch knallte, fast – nicht ganz, aber fast, ich sah es über ihr Gesicht huschen – fast so, als ob etwas wirklich *sehr sehr schlecht* riechen würde. Und manchmal schauten wir uns dann an, und alles war uns klar, lag offen und in seiner ganzen Komik vor uns; wir lachten und der Moment ging an uns vorbei. Erst später, als ich ihre Tagebücher las, fand ich heraus, dass es in Janes (nicht wie in Robs) Kindheit keinen einzigen Familienmoment gegeben hatte, in dem es um Fülle, sei es bei Mahlzeiten oder irgendetwas anderem, gegangen war. Sie hatte ihre Kindheit damit verbracht, für eine Invalide zu kochen und sie zu bedienen – ganz zu



schweigen von ihrer eigenen Großmutter, die von einem Auto erfasst und getötet wurde, als sie in den Laden ging, um Jane Weizenschrot zu kaufen! Jane hatte keine Verbindung welcher Art auch immer mit Essen als Tradition oder als verwandtschaftliche Vertrautheit. Sogar durchtränkt von Alkohol und Giftzüngigkeit hatte meine um den Esstisch herum versammelte Familie immer noch etwas miteinander geteilt, das ich vermisste, als es nicht mehr da war.

Dann war da der Abend, als wir bei unseren alten Bekannten Clara und Brad zum Nachtessen eingeladen waren; sie hatten Anfang der Siebziger Jahre den ersten Laden für biologische Nahrungsmittel in Elmira oder möglicherweise in der ganzen Welt eröffnet. Es ist merkwürdig, dass Jane und Rob überhaupt irgendeiner Einladung zum Essen folgten, aber Clara und Brad wollten ihnen so sehr einen Gefallen tun; ich vermute, sie wollten auch Janes Bewusstsein über „Reformkost“ etwas erweitern und sie vielleicht, wie sie es sahen, nährwertmäßig retten.<sup>1</sup> Sie befanden sich zu jener Zeit in einer Östlichen-Guru-Religions-Phase und waren meiner Meinung nach dabei etwas übergeschnappt, aber sie waren beide unglaublich lebhaft und großzügige Menschen; es war lustig, mit ihnen zusammen zu sein, und Jane und Rob mochten sie sehr.

Jane und Rob und Maggie und Bill und ich gingen also zu diesem Fest, das in Claras und Brads Wohnung über dem Laden stattfand. Wir hatten uns alle dem Anlass gemäß eingekleidet – ich trug einen bauschigen, geblühten Hosenanzug, der zu eng in der Taille war und noch viel enger werden würde; Jane sah großartig aus in einer schwarzen Hose und in einer neuen bedruckten Bluse mit aufgestelltem Kragen, die ihr sehr gut stand. Sie lotste sich ohne allzu große Schwierigkeiten die Treppe hinauf – es ging sogar viel besser als vor Jahren auf jenen engen Treppenstufen in Odessa. Alle waren in bester Stimmung.

Wir machten eine schnelle Wohnungsbesichtigung und drängten uns dann um den kleinen Esstisch, während Brad mit nackter Brust, in weiten Ali Baba-artigen Hosen kochte (Clara trug ein ähnliches Kostüm mit einem passenden Oberteil). Sie hatten das Essen in einer buffetartigen Auswahl vor uns ausgebreitet – Haufen von Essen, ganze Berge, Platten über Platten voll gepackt damit und immer kam noch mehr aus der Küche. Und jedes Pilzchen, jedes Blumenkohlblättchen, jedes Reisbällchen, jedes einzelne Gemüse, jeder Brosamen war in einem Öl frittiert worden, das eine dicke, vollmundige, goldene Kruste um und über alles legte. Man konnte nicht feststellen, was man aß, bis man hineinbiss. Wir erhielten Fingerschälchen und Stoffservietten, um das Fett von unseren Fingern zu waschen und zu wischen. Soviel zu „biologischer Gesundheitskost“ und was sie für mein üppig gerundetes Hinterteil tat.

Ich erinnere mich, dass Jane sich die größte Mühe gab, um zumindest ein bisschen von jedem Häppchen zu versuchen, das auf ihren Teller gelegt wurde,

und ich erinnere mich auch an ihren Gesichtsausdruck, der in etwa jenem ähnlich war, den man beim Anblick eines dampfenden Hundehaufens aufsetzen würde. Natürlich hielt mich das überhaupt nicht davon ab, Unmengen davon hinunterzuschlingen, eigentlich ein ungewöhnlicher Rückfall in meinem öffentlichen Essverhalten, wofür ich später, in den frühen Morgenstunden, ausgiebig bezahlte, weil mir grauenhaft übel wurde und ich mich in heftigen goldenen Wellen übergeben musste.

In der unvollendeten und in der dritten Person geschriebenen Version ihres Tagebuches, das Jane „The Bali Manuscript“ nannte (ein „geheimes Tagebuch“, von dem sie dachte, es könnte zu einem autobiographischen Roman über ihre körperlichen Probleme werden), beschreibt sie dieses Nachtessen und ihre Ansicht über das Essen mit überaus farbenprächtigen und ausufernden Details, die an eine Erzählung von Edgar Allen Poe erinnern.

Sie waren... umzingelt von dem, was Bali wie ganze Nahrungsmittelgebirge erschien; drei Töpfe auf dem Herd, aufsteigender Dampf, Brad, der wie wild in einem weiteren Topf rührte; Massen von frischem, in aller kleinste Stücke geschnittenem Gemüse und dazu einige unidentifizierbare Brocken, offensichtlich auch irgendetwas Essbares. Die Küche war sorgfältig auf altmodisch getrimmt; hier gab es keine glänzenden neuen Geräte; der Herd aus zweiter Hand war zum Beispiel sicher der allerälteste noch funktionierende, den sie hatten finden können, ein altes schwarzes Stück wie aus dem Haus von irgendjemandes Urgroßmutter.

Das Nachtessen war köstlich, zubereitet und serviert wie ein Sakrament, man verweilte liebevoll dabei, und Bali schätzte diesen Teil sehr; aber als sie zuschaute, wie die anderen aßen, dachte sie bei sich, was für eine Horde von Vielfraßen. Und dann fühlte sie sich schuldig, weil sie ja alle das Beste miteinander teilten – ihr Bestes – natürliche Nahrungsmittel – und sie hatte dabei diese sarkastischen oder zumindest kritischen Gedanken. Trotzdem, wäre es nicht besser für alle, wenn sie das Gleiche wie Rob und sie aßen, ein Stück Fleisch, Salat und ein Gemüse, statt Massen und Massen von Dingen, auch wenn sie „natürlich“ waren?

Dann machte sie eine Gedankenpause und überprüfte ihre eigene scharfe Empörung gegenüber dieser „Vielfresserei“. War es ein Schutz, war sie so übermäßig dünn als eine Art Symbol der Überlegenheit... Ästhetizismus?

Brillantklar bei der Beschreibung, aber irritierend dunkel bei der Anwendung, bewegten sich Janes Einsichten über ihre Essens-Glaubenssätze und wie sich diese in anderen Lebensbereichen ausdrücken könnten eng und parallel zu meinen eigenen, sogar im unterschwelligem Sinn. In ihrem unvollendeten „Aspects“-Manuskript vom 16. Mai 1979 schreibt Jane zum Beispiel diesen Traum auf:

Sue Watkins, viel dicker als sie wirklich ist [*eine großartige Art, es auszudrücken, Jane!*], sitzt mit mir auf einem Bett oder auf einem Sofa; wir unterhalten uns, und dann sagt sie etwas darüber, dass ich einen großen Instinkt für das Töten oder so etwas hätte. Ich lache und frage mich, was sie dazu bringt, so etwas zu sagen.

Es sind verschiedene andere Frauen da... [sie] sind perfekt geformt, aber viel kleiner und schmaler als ich. Ich sage etwas über „kleine Frauen“... und dass ich für sie eine Gigantin oder so etwas bin.

Traumauslegung [*gemäß Janes Notizen*]: Sue mit ihrem Übergewicht erinnert mich im Nachhinein an meine Mutter; und ich erinnere mich, dass Marie zu mir sagte, ich zerstöre alle, die ich berühre, und dass ich auch sie töten würde, falls ich je die Gelegenheit dazu hätte. Sue ist auch Schriftstellerin, mit einigen ähnlichen Problemen. Ich würde hier sagen, der Traum zeigt meine Furcht auf, dass Machtausübung durch eine Frau gezwungenermaßen destruktiv sein muss.<sup>2</sup>

Die Sache mit den kleinen Frauen ist wunderschön, sie kombiniert ein literarisches Produkt einer Frau mit einer literarischen Interpretation... jede künstlerische Produktion einer Frau ist „klein“/Frauen sind junge Erwachsene... und unter diesem Gesichtspunkt ist jede Leistung einer Frau von „gigantischer Größe“.

Vergleichen wir das mit dem folgenden Traum des gleichen Tages, 16. Mai 1979, aus meinen Aufzeichnungen:

Barbara Coultry [„Bernice Zale“ aus *Dialog*, die mit mir an der Hochschule war] und ich versuchen, durch eine bewaldete Gegend zu gelangen. Wir scheinen verkleinert zu sein, oder dann ist der Wald von riesigem Ausmaß. Aber es gibt eine Gefahr: Jemand oder etwas von gigantischer Größe pflückt sich die Leute von der Oberfläche des Landes

und frisst sie wie Brezeln. Wir stolpern einem Fluss entlang und verstecken uns im Unterholz, um zu verhindern, dass auch wir gepflückt und gefressen werden.

Hier bin ich also mit meiner Freundin Barbara, die auch Schriftstellerin „mit einigen ähnlichen Problemen“ ist, wie es Jane in ihrer Interpretation nennt, und gemeinsam versuchen wir, der Vernichtung zu entgehen. Wir bleiben im Unterholz (und sind Miniaturen oder „kleine Frauen“), damit wir nicht zerstört werden und zur Krönung des Ganzen noch zum Snack eines unsichtbaren Giganten werden (wie erniedrigend!): eine interessante Traumansicht über das künstlerische Selbstvertrauen und eine Ansicht, die genau die gemeinsamen Gedanken darüber widerspiegelt, was mit Frauen geschieht, die allzu viel von sich selbst offenbaren oder die ihre Macht, vor allem ihre kreative Macht, auf die Welt loslassen.<sup>3</sup>

So erinnere ich mich vor allem an jenen Moment, als ich zuschaute, wie Rob Jane fütterte. Es war in ihrem Haus, gegen Ende 1982, irgendwann zwischen ihren Krankenhausaufenthalten (und um die Zeit herum, die Rob in seinen Notizen später als ihren „natürlichen Tod“ bezeichnete, der durch medizinische Interventionen aufgehalten wurde). Es war eine aus pürierten Weizenflocken und Eiern gemischte Mahlzeit, wie ich mich erinnere.

Sie und ich saßen an ihrem runden Arbeitstisch und redeten. Sie konnte immer noch mit ihren langen eleganten Fingern tippen und obwohl sich darin kein Gelenk mehr bewegte, konnte sie mit ihnen auf der elektrischen Schreibmaschine hin- und hermarschieren – aber sie konnte weder einen Löffel halten noch ihre Arme heben, um selbst zu essen. Nun konnte ich sehen, wie hier buchstäblich ihre erbittertsten Gedanken ausgedrückt wurden, was sie gemäß der Stimme ihres kreativen Selbst tun sollte: Schreiben, ja; alles andere, nein. Denn sie konnte in der Tat nichts anderes tun, konnte keinen anderen Teil ihres Körpers bewegen – nichts außer ihren tippenden Fingern, dazu vielleicht noch ein wenig ihren Hals und ihren Mund, um zu essen und um zu sprechen.

Rob kam an jenem Tag wie auf ein Stichwort aus dem Atelier – wahrscheinlich hatten sie einen festen Zeitplan vereinbart –, bereitete in der Küche die kleine Schüssel mit dem Essen zu und brachte sie ihr. „Es ist viel schlimmer geworden, während sie im Krankenhaus war,“ sagte er zu mir. Und ich dachte... warum ging sie dann dorthin? Oh Jane, warum dorthin gehen, warum deinem Schicksal nicht hier begegnen, zusammen mit deinen Katzen und deinen Manuskripten und Bildern, mit Rob, hier, wo du hingehörst? Ich nahm an, dass mein Zuschauen demütigend für sie war – für mich wäre es das sicher

gewesen –, aber beide gingen sachlich und nüchtern damit um, höchstens mit einem gewissen an Rob gerichteten Ausdruck des Erstaunens von Jane, etwa wie: „Aber ich dachte doch, das sei es, was wir wollten!“ Etwas Ähnliches. Die ganze Situation war von Konflikten und Ängsten erfüllt, die weit jenseits meines Horizonts lagen, einschließlich dem Ende jenes Lebens, das sie beide einmal gekannt hatten.

Jane aß, wie mir schien, an jenem Tag eine ganze Menge, viel mehr verglichen mit dem, was ich sie in der Vergangenheit hatte essen sehen. Während der ganzen Zeit stand Rob neben ihr, hielt ihr behutsam und sorgfältig den gefüllten Löffel vor den Mund und sie, mit leuchtenden Augen wie ein Vögelchen im Nest, nahm jede Portion an, während er dabei einen ruhigen fortlaufenden Dialog mit mir über ihre Glaubenssätze und über Seths Kommentare und die Paradoxe und Tauschgeschäfte bezüglich des Zustandes von Janes Krankheit führte.

„Es war von Anfang an richtig,“ sagte er. „Alles, jede Entscheidung, die wir auf dem Weg trafen. Seth hatte von Beginn an absolut Recht.“ Er redete nicht, als ob Jane nicht dabei wäre, sondern mit liebevoller Rücksichtnahme auf sie – sie musste in diesem Moment essen, und es musste auf diese Art geschehen, und während er ihr half, verbrachten wir die Zeit so, wie wir das immer taten und redeten über die Mechanismen des Universums, obwohl Jane während dieser Zeit nicht viel dazu sagen konnte. Ich fand es eine der intimsten und zärtlichsten Szenen zwischen ihnen wie ich kaum je eine erlebt hatte – und doch lagen soviel unausgesprochener Zorn und soviel Resignation darin, dass es mir schien, die Luft selbst müsste zum Fenster hinausstürzen, um all dem zu entkommen.

Später war ich verblüfft, in der Liste der Yale-Archive sechs Kochbücher mit Janes handgeschriebenen Bemerkungen darin zu finden – für mich etwas vom Erstaunlichsten aus all diesen vielen erstaunlichen Dingen.

# KAPITEL 17

## *Jane in der Klasse* *Ein Porträt in Miniaturen*

Die Idee für Janes ASW-Klasse stammte ursprünglich von Florence MacIntyre<sup>1</sup>, einer Kindergärtnerin aus Elmira; es war 1966, in jenem Jahr, als Janes Buch *Der Weg zu Seth* erschien. Florence lernte Jane und Rob durch einen befreundeten Kollegen kennen, der im unteren Stockwerk von Nummer 458 wohnte und schlug sofort vor, dass Jane eine „übersinnliche“ Klasse gründen sollte.

„Ich war zuerst gar nicht dafür,“ sagte Jane, „weder dann noch später, als Seth mir sagte, es wäre eine gute Idee – ich sah nicht ein, dass irgendein verdammter Geist mir sagen konnte, ich solle eine ‚ASW‘-Klasse ins Leben rufen.“ Aber die Idee blieb in Janes Kopf stecken und schließlich setzte sie eine Anzeige in die Zeitung von Elmira, um zu sehen, was geschehen würde. Ungefähr ein halbes Dutzend Leute (einschließlich Florence) interessierten sich dafür, und so begannen im September 1967 Janes wöchentliche ASW-Klassen und dauerten bis 1975, als Jane und Rob ihr neues Haus kauften (mit ein paar wenigen spontanen „Nicht-Klassen“ bis 1979).

Vieles, was in diesen Klassen geschah und worum es dort ging, wurde in *Im Dialog mit Seth* erzählt, und die Schilderungen und Erinnerungen an Jane sind damit so verwoben, dass es unmöglich und auch unpraktisch wäre, sie hier wieder aus diesem Zusammenhang zu reißen. Aber der Strom der Zeit erschafft sich seine eigene Landschaft. Kleine Szenen tauchen auf, Stimmen murmeln vor sich hin, Dinge, die einmal unwichtig erschienen, werden durch die unwiederbringliche Zeit plötzlich bedeutungsvoll.

\* \* \* \*

In vielerlei Hinsicht war Jane in der Klasse eine andere Person – sie hatte einerseits eine direktere, leidenschaftlichere Energie und erst später verstand ich, dass dies der einzige Ort war, wo sie sich gestatten konnte, diese Energie völlig offen loszulassen. (1972 bewegte sie sich körperlich wahrscheinlich nirgendwo mehr so stark wie in der Klasse.) Da waren wir alle, im gerammelt vollen

Wohnzimmer ihres *Zuhauses*, im gleichen Raum, der während Jahren (bis sie die angrenzende Wohnung dazumieteten) ihr Arbeitszimmer gewesen war, füllten ihn mit zunehmend mehr Lärm, Sesseln, Zigarettenabfall und Qualm und mit einer allwöchentlichen Explosion lebhafter Diskussionen über alles und jedes. Sie ging nicht nur mit den laufenden, häufig sehr hitzigen Dialogen und Debatten auf den gewöhnlichen und auf den unterschwelligsten Diskussionsebenen der zehn bis dreißig oder vierzig anwesenden Personen gekonnt um, ohne eine Nuance zu verpassen – und ohne zu vergessen, WC-Pausen auszurufen –, sondern tauchte auch in verschiedene Bewusstseinszustände (einschließlich Seth, Sumari, Seth II und andere) ein, während sie ihr eigenes lebhaftes Gleichgewicht zu allen Zeiten beibehielt, eine beachtliche Leistung.

Die Klasse bildete für Seth auch ein Forum, um sich auf einer regelmäßigen Basis mit anderen Menschen auszutauschen, etwas, das Jane sonst nicht anbot – sie machte zum Beispiel keine Seth-Vortragsreisen, und ihre Buchproduktionssitzungen vom Montag- und Mittwochabend wurden fast immer privat abgehalten. Wie sie es selbst sagte: „Die Klasse ist der Punkt, bis zu dem ich nebst den Büchern gehen kann. Was auch immer Seth anzubieten hat, geschieht auf eine sehr persönliche Art und das Gleiche gilt für mich. Ich werde nie zu einer Seth-Missionarin für ein Massenpublikum.“ Daher erhielt Jane unter anderem von der Klasse immer wieder positive Rückmeldungen, um ihr Selbstvertrauen und ihre Fähigkeiten weiterzuentwickeln. Man konnte sehen, wie sehr sie das Geben und Nehmen und ihre perfekt ausgewogene Beherrschung davon liebte, vor allem als die Boys aus New York dazukamen.

Diese Gruppe von Männern und Frauen aus New York City begann vom Januar 1972 an, die Klasse zu besuchen. Irgendwie brachten sie es fertig, Jane zu überzeugen, dass es wirklich kein Problem für sie sei, jeden Dienstag fünfhundert Meilen nach Elmira hin- und zurückzufahren, um am vier- bis fünfstündigen Treffen teilzunehmen (sie nahm ihnen das Versprechen ab, dass sie auf jeden Fall alle am nächsten Morgen aufstehen und rechtzeitig an ihrem Arbeitsplatz sein würden). So quetschten sie sich in das Auto oder in den Lieferwagen von irgendjemandem und unternahmen diese Reise jede Woche, egal wie das Wetter war, und diskutierten und stritten den ganzen langen Weg miteinander. „Meistens war es so,“ erinnert sich Rich Kendall, einer aus dieser Gruppe, „dass die Leute aus New York als erste ankamen, obwohl die anderen zu jener Zeit hauptsächlich in der Gegend von Elmira wohnten. Einmal gab es einen furchtbaren Schneesturm der ganzen Ostküste entlang, aber wir gingen trotzdem. Als wir hereinkamen, konnten es die anderen kaum fassen, dass wir es geschafft hatten, und ich glaube, das war ein wirklich tolles Gefühl für Jane.“

„Eine größere Begeisterung ist kaum zu finden,“ sagte Jane mehr als einmal über diese Gruppe und tatsächlich liebte sie diese Bande sehr. Sie identifizierte sich mit ihrer Unbändigkeit – ich hatte nie realisiert, in welchem Ausmaß, bis ich in ihren Tagebüchern las, welche extreme Vorsicht sie gegenüber dem „Sich-Aufspielen“ oder „Sich-zu-schnell-Bewegen“ walten ließ – nie zu laut sein, nie zuviel sagen. Und ich glaube, sie sehnte sich manchmal danach, an ihrer Stelle zu sein – fünfundzwanzig Jahre alt, in einem Wagen voller wilder Leute durch die Nacht fahrend und den ganzen Weg bis zum Gehnichts mehr lachend und brüllend.<sup>2</sup>

„Im Allgemeinen waren wir sehr respektlos,“ gibt Rich zu, „aber Jane nahm das alles in Kauf und verlangte nie irgendeine offizielle Art von Ehrerbietung, wie es gewisse Lehrer, seien es ‚spirituelle‘ oder andere, verlangen würden.“

Ich erinnere mich nur an ein einziges Mal, als Jane wirklich sehr gekränkt war. Am 12. März 1974, mitten in einer lebhaften Diskussion über das Flitzen und über den entsprechenden nackten Sprint eines Klassenmitgliedes durch die West Water Street, zeichnete der Künstler George Rhoads schnell den Cartoon eines bemerkenswert gut ausgestatteten Gentlemans, der sich nur mit Flügeln an den Fersen bekleidet durch die Landschaft schwingt, und betitelte ihn mit „Seth flitzt“ und reichte das Blatt herum. George füllte während all den Jahren der Klasse mehrere Skizzenblocks mit seinen einzigartigen Cartoons und Zeichnungen (einige davon sind in *Dialog* abgebildet), aber dieser hier war wirklich speziell unverschämt oder zumindest erschien es uns damals so. Ich bin mir des Datums so sicher, weil George das Ding auf die Rückseite des Seth-Protokolls der vorhergegangenen Woche zeichnete, was im Rückblick wahrscheinlich ebenso sehr der Ursprung von Janes Reaktion war wie alles andere. Die Zeichnung landete schließlich bei ihr. Alle brüllten vor Lachen.

Jane starrte sie ziemlich lange an. Sie lachte nicht. Im Gegenteil, ich hatte eher den Eindruck, sie würde zu weinen beginnen.

Sie schaute von der Zeichnung auf. „Ihr Leute,“ sagte sie in einem ernsten Ton, der sofort alle zum Verstummen brachte, „ihr Leute kommt hierher, und ihr kommt in mein Wohnzimmer und ihr vergesst – dass es ein Privileg für euch ist, hier zu sein.“ Ohne ihren Gesichtsausdruck zu verändern, gab sie George das Papier zurück und zuckte mit den Achseln. „Ich weiß nicht, George – ich weiß nicht, was ich sagen soll. Es scheint einfach – ich weiß nicht, irgendetwas. Respektlos.“ Dann schaute sie uns nochmals alle an, rief eine Pause aus, stand etwas schneller als sonst auf und verließ das Zimmer.

Ich selbst war völlig erschlagen. Ich konnte es einfach nicht glauben, dass Jane, ausgerechnet Jane, einer *Zeichnung* wegen so beleidigt sein konnte. Sicher war sie respektlos, aber Jane selbst war ja eine der respektlosesten Personen, die



ich je gekannt habe – sie lebte dieses Element ihrer Persönlichkeit auch aus, und ihr Werk, vor allem das Seth-Material, entsprang hauptsächlich daraus, wie das bei jedem Künstler der Fall ist. Aber respektlos? Seit wann musste irgendjemand von uns hier irgendetwas „Ehrerbietung erweisen“?

Natürlich regte sich auch Jane über gewisse Dinge auf – vor allem wurde sie wütend, wenn irgendjemand von ihr erwartete, dass sie sich einer Art spirituellen Keuschheit verpflichten sollte, speziell in Bezug auf ihre Rauchgewohnheiten – und (unter vier Augen) hatte sie einige Teilnehmer gebeten, die Klasse zu verlassen; die Gründe dafür kenne ich auch heute noch nicht, außer dass es dabei um fortlaufende Streitigkeiten über einige der Mini-Reinkarnationsdramen ging, an denen sich die Teilnehmer sogar noch Wochen später festklammerten, statt sich den Fragen über deren Sinn zu stellen.

Erst als ich ihre Tagebücher und Notizen las, fand ich heraus, wie eng Janes Respektlosigkeit an eine genauso starke Ehrfurcht vor der Kunst und vor ihren Quellen gekoppelt war und das machte sie, wegen ihrer großen Angst, als Betrügerin bezeichnet oder zum Gespött gemacht zu werden, zutiefst verletzlich und angreifbar; etwas, das vielen kreativen Menschen eigen ist und das sie verbergen. Damals verstand ich es nicht, weder bei Jane noch bei mir noch bei irgendjemand anderem in einer ähnlichen Lage. Vielleicht stammte ein großer Teil meiner lautstarken Ausgelassenheit über diese Zeichnung aus dieser Quelle; vielleicht machten wir uns alle, einschließlich George, Luft über unser Unbehagen über eine ganze Menge Dinge (unsere Reaktionen enthielten bestimmt auch ein starkes Element von hämischer Schadenfreude). Oder vielleicht trifft das alles nicht zu. Es ist schwierig, heute noch etwas dazu zu sagen – ich erinnere mich nur noch an meine Niedergeschlagenheit. George tat das Ganze mit einem Seufzer und einem Kopfschütteln ab. (Aber ich finde die Zeichnung immer noch lustig.)

Jane sagte kein Wort mehr darüber, als sie nach der Pause zurückkam und sprach nie mehr davon, aber Seth bemerkte später in jener Klasse:

Die Wahrheiten sind in den Pupillen eurer Augen aufgezeichnet und in den Zellen eures Wesens und in eurer eigenen Vitalität und Lebensfreude. Die Wahrheit steht nicht in irgendeinem Buch. Sie liegt in eurem lebendigen Sein und in der Vitalität eures eigenen Atems. Wenn ich euch nach vielen Jahren von dieser Wahrheit, wenn ihr mir diesen Ausdruck vergeben wollt, überzeugen kann, dann werdet ihr verstehen, wie das Universum ständig erschaffen wird, wie es sich ständig aus euren eigenen Gedanken heraus ausdehnt und wie ihr die Quelle jener Wahrheit seid, nach

der ihr mit solchem Eifer sucht.

Ihr erschafft sie jetzt. Ihr seid sie jetzt. Der Flitzer erschafft sie jetzt...  
Seth flitzt, in der Tat, und ihr alle tut es auch!

Damit kam Jane aus der Trance heraus und die Diskussion wandte sich anderen Themen zu und alles ging wie gewohnt weiter – oder so gewohnt, wie es diesem wilden Haufen gelang. Wenn ich nun auf diesen Vorfall zurückblicke, frage ich mich, wie nahe Jane an jenem Abend war, sofort und auf der Stelle mit der Klasse aufzuhören.

„Jane sagte, es schockiere die Leute, dass sie das Seth-Material hinterfrage,“ erinnert sich Rich, „aber es ging darum, es auszuprobieren, es auszutesten – aber wenn wir uns über Seth lustig machten, um zu zeigen, dass wir ihn nicht auf einen Sockel stellten, machten wir uns wirklich über Teile von uns selbst lustig. Und dann sagte sie jeweils: ‚Seth ist nicht einfach ein anderes Mitglied der Klasse.‘“

\* \* \* \*

MINIATUR: Die kunstvoll platzierten Zitate aus dem Seth-Material, die an der Wand von Janes und Robs Badezimmer hingen. Ich erinnere mich vor allem an das Zitat „Du bekommst das, worauf du dich konzentrierst“, das genau im Blickfeld war, wenn man auf der Toilette saß.

\* \* \* \*

MINIATUR: In der Klasse, im Monat Mai 1973, mitten in einer Diskussion über Bewusstsein, wendet sich Jane an mich und sagt: „Ich bekomme etwas über Sean.“ Dann sagt sie mir, dass ich ihm Aufsässigkeit eingeflößt habe und sein „Flegeltum ermutige“, damit er als eine Art Sprecher für meine eigenen unausgesprochenen Gefühle, vor allem gegenüber meinem Vater, agieren könne. Sean war damals drei Jahre alt. Zuerst denke ich: „Mist, sie hat Recht,“ und fühle mich einen Moment lang scheußlich; aber später denke ich dann, sage es aber nicht: „Na ja, Jane, was weißt du denn schon darüber?“ Wenn ich nun heute darauf zurückblicke, glaube ich, dass „Aufsässigkeit“ ein emotional viel befruchteteres Thema für Jane und auch für mich war, als wir beide realisieren wollten – und dass es überhaupt nichts mit Sean zu tun hatte.

Und dann gab es da die Abgründe von Janes eigener Herkunft, sobald es um Kinder ging, wie an jenem Abend, als sie Harold Wiles anfuhr, weil er nebenbei

erwähnt hatte, dass er seine Söhne an die Schulsportanlässe fuhr. Jane ließ sich über eine längere Zeit in einem missbilligenden Ton über die „übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber Kindern“ aus und als Harold antwortete, dass ihm das Hinfahren nichts ausmache und er den Spielen gerne zuschauen, schien dies Jane sogar noch mehr zu missbilligen. Ich dachte, dass sie hier wirklich etwas übertrieb und dass die Bereitwilligkeit von Eltern, ein paar Fahrten an Schulanlässe durchzuführen, völlig normal war und vergaß dabei, dass Jane überhaupt nichts besaß, mit dem sie so etwas hätte vergleichen können.

\* \* \* \*

MINIATUR: Der Abend 1972, als der Autor Richard Bach in die Klasse kam. Er hatte Jane und Rob an jenem Tag mit einem Freund besucht, der Herausgeber war. Die Seth-Bücher waren ihm aufgefallen, weil er darin eine gewisse Verwandtschaft mit dem Ursprung seines Bestsellers *Die Möwe Jonathan* erkannte.

Ich komme ins Wohnzimmer von Nummer 458 und werfe einen Blick auf Bach und falle fast in Ohnmacht. Er ist der bestaussehendste Mann, den ich je gesehen habe und scheint mir in einer Aura von goldenem Licht zu sitzen, wie ein Löwenkönig oder etwas ähnlich Mythisches aus einem Märchen. Alles andere im Zimmer verschwindet. Wir reden miteinander und er gibt mir relevante Ratschläge bezüglich der Treue gegenüber meinem Schreiben. „Deine Kunst ist dazu bestimmt, im Leben für dich zu sorgen,“ sagt er. Ich blicke zu Jane hinüber, die zu mir sagt: „Da ist nun mal ein *wirklicher* Mann, Sue-Belle,“ was mir eigentlich peinlich sein müsste, es aber überhaupt nicht ist. Bach lacht nur. Als Jane eine Pause ausruft, verlasse ich die Klasse, laufe den ganzen Weg in meine Wohnung, schnappe mein Exemplar der *Möwe* und laufe den ganzen Weg wieder zurück, damit es Bach signieren kann.

Später finde ich heraus, dass auch Jane von diesem Mann hingerissen war – zumindest bis im Herbst eine Titelgeschichte im Time-Magazin über ihn in die Zeitungsstände gelangt. Dort spricht Bach ausführlich über Janes Werk, aber seine (möglicherweise redigierte) Beschreibung von ihr als „eine kleine Frau mittleren Alters in einem Schaukelstuhl“ bringt sie tagelang völlig aus dem Häuschen. Es ist vor allem der Teil über das „mittlere Alter“, über den sie sich beklagt – sie war damals dreiundvierzig – aber heute glaube ich, dass wahrscheinlich der vage Hinweis auf Gebrechlichkeit, der sich aus der Erwähnung des Schaukelstuhls ableiten ließ, hinter ihrer Reaktion stand. „Ich meine, Himmel Herrgott, RICH-ARD!“, bellte sie halb (aber nur halb) belustigt. Obwohl sie sich über ihre eigene Reaktion scheinbar amüsierte, war sie dennoch

offensichtlich verletzt und kam mehrmals darauf zurück. (In ihren Tagebuchaufzeichnungen vom November 1972 gibt sie zu, dass ihre Reaktion ihre anderen Gedanken über den Artikel beeinflusste und die positiven Aspekte überdeckte.) „Soviel zum Zustand des Hingerissenseins,“ sagte ich ihr.<sup>3</sup>

\* \* \* \*

Aber es gibt so viele Notizen aus diesen Tagen – kein Buch hätte je Platz für alle. Carroll Stamp („Mary Strand“ aus Im Dialog mit Seth) sandte mir einen großen, braunen Umschlag voll mit ihren Erinnerungen an Jane. Sie und ihre Schwester „Jean“ nahmen vom Mai 1973 bis zum offiziellen Ende 1975 an den Klassen teil. Carroll war auch ein Mitglied von Janes Schreibklasse am Mittwochnachmittag und daher beziehen sich diese Aufzeichnungen auf beide Gruppen.

Ich war dreiunddreißig, Mutter von vier Kindern, ausgebildete Krankenschwester, Leiterin der Nachtaufsicht in der Geburtsabteilung, geboren und aufgezogen im katholischen Glauben und seit elf Jahren verheiratet... Ich stand mit jenem Teil der Gesellschaft im Bunde, der die medizinischen Glaubenssätze aufrechterhielt und uns einhämmerte, dass wir hilflose Opfer von Krankheiten seien und nur durch die wohlwollende Gnade von Ärzten, Krankenhäusern, Medizin, Chirurgie und dem Befolgen von Vorschriften gesund werden und bleiben könnten. Ich hatte bereits den Glauben an dieses System verloren, weil ich es von Innen her kannte.

Als ich [zum ersten Mal in die Klasse] kam, war sie bereits in vollem Schwung. Vom Klassenstandard her betrachtet war ich ein esoterisches Landei. Alle anderen schienen die Philosophien des neuesten Gurus, die modernsten Bücher und Übungen zu kennen, während ich gerade erst dabei war, das Thema Reinkarnation zu verdauen. George saß während drei Stunden in voller Lotus-Position, und ich wusste damals nicht einmal, wie das hieß, aber es sah mächtig unbequem aus. Die Boys aus New York waren etwas unter oder über zwanzig Jahre alt, schienen aber viel älter als ich zu sein. Sie warfen im übertragenen Sinn Papierkugeln und Flugzeuge im Zimmer herum, während unsere unbestrittene Klassensprecherin Sue die Stirne runzelte und seufzte. [Meine Schwester und ich] machten sotto voce abschätzigte Bemerkungen darüber, wie sie sich vorgedrängt hatte, um auf der rechten Seite von Gott zu sitzen...

Wir kamen jeweils herein und fanden Jane meistens in ihrem

Schaukelstuhl sitzend. Normalerweise war sie barfuss und hatte ihre Füße mit den pfauenblau oder pechschwarz lackierten Zehennägeln auf den langen Kaffeetisch vor dem Sofa gelegt. Jane konnte sich das alles leisten – violette Zehen- und smaragdgrüne Fingernägel, und es schien ihr nie in den Sinn zu kommen, dass dies in irgendeiner Art ausgefallen war. Sie war wirklich ein Original.

Sie muss damals in ihren Vierzigern gewesen sein, mit schwarzem Haar, bei dem sie sich nie entscheiden konnte, ob sie es wachsen oder schneiden lassen sollte. So fand sie einen Kompromiss: hinten war es länglich, vorne kurz. Sie wog vielleicht etwas zwischen vierzig und fünfundvierzig Kilos, aber sie sagte immer, sie sei schwerer, so wie ich immer sagte, ich sei leichter. Wenn sie sprach und etwas betonen wollte, ergriff sie eine ihrer Pall Malls und steckte sie in den Mundwinkel und hielt das Zündholz in der Hand, um für jenen entscheidenden Moment bereit zu sein, wenn sie sie anzünden wollte. Wenn sie sprach, wippte die Zigarette auf und nieder.

Zuerst fand ich ihre Gedanken so abstrakt, dass mir eine gewöhnliche gesellige Unterhaltung buchstäblich unmöglich erschien. Sie hörte zwar intensiv zu, aber irgendwie gelang es mir nie, mich von ihr abzugrenzen. Ihr Sinn für Humor war für mich eine der wichtigsten Facetten ihrer Persönlichkeit. Sie betrachtete ihre Arbeit als etwas sehr Ernsthaftes, behielt aber eine unbeschwerte Einstellung dazu, welche die schwierigen Konzepte etwas abschwächte. Ihre absichtlich erdhafte Sprache zerstreute jegliche spirituelle Aura, die die Atmosphäre hätte durchdringen können. Andere hätten eine heilige Kuh aus ihr gemacht, hätte sie diese Ansätze nicht ständig wieder über den Haufen geworfen. Ein gewisses Maß von Student-Lehrer-Respekt akzeptierte sie gnädig, aber sobald der Respekt in eine reverenzerweisende Position zu kippen schien, stoppte sie diese mentalen Kniefälle abrupt und zertrümmerte so alle Illusionen. Dieses Talent hatte sie zu einer wahren Kunstform entwickelt.

In vielerlei Hinsicht war sie so berechenbar und rituell wie die Vögel, denen sie so gerne zuschaute. In der physischen Realität klammerte sie sich an vertraute Routinemuster, was eigentlich paradox war, denn sie erforschte die nichtphysische Realität mit einer Unbekümmertheit, die im Widerspruch zu ihrer physischen Existenz zu sein schien. So wie ich es jetzt sehe, hatte sie viele vogelähnliche Eigenschaften, nicht nur in der Größe und in ihrem Gang, sondern sie gestikuliert auch schnell mit ihren Händen und bewegte ihren Kopf in einer eleganten, aber etwas gestelzten Art, die entfernt an Vögel erinnerte. Ihre Augen waren dunkel und ausdrucksvoll und wie ein Habicht sammelte sie mit raschen Blicken umfangreiche

physische und nichtphysische Informationen ein. Sie liebte es, unausgesprochene Reaktionen aufzunehmen, und so wandten sich ihre Augen oft vom Sprechenden weg, um die Wirkung seiner Worte auf den Rest der Gruppe zu beobachten. Ich genoss es, wenn es um andere ging, fand es aber ziemlich irritierend, wenn sie es mit mir machte.

Ich wusste nie genau, ob sie ein Sperling war, der vorgab ein Adler zu sein oder ein Adler, der vorgab ein Sperling zu sein. Auf jeden Fall flog sie, soviel verstand ich schon damals. Jetzt glaube ich, sie war beides und gab vor, Jane zu sein.

\* \* \* \*

Und dann ist da noch Rich Kendall, der viele von Janes in der Klasse gemachten Bemerkungen aufschrieb und mir diese Sammlung von Kostbarkeiten schickte:<sup>4</sup>

Ich fragte sie, was denn heute so in Elmira los sei und sie sagte: „Alles.“

Wenn Leute Jane davon erzählten, dass sie daheim blieben und mit psychischen Erfahrungen experimentierten, fragte sie sie stets, ob sie arbeiteten, ob sie einen Job hätten. Ich glaube, sie fand es wichtig für Menschen, sich mit der Welt zu beschäftigen und psychische Entdeckungen nicht als Entschuldigung zu brauchen, um nicht mit der Welt als Ganzes zu arbeiten.

Jane sagte, sie nähme neue Leute in die Klasse auf, damit das Ganze nicht zu einer Art geschlossenen Kult werde, wo wir es nicht mehr ertragen würden, die Ansichten anderer Menschen zu hören, vor allem jener, die nicht mit den unseren übereinstimmten. Sie warnte uns davor, Menschen als Glaubenssätze zu betrachten. Aber sie sagte auch, dass sie an einem gesellschaftlichen Anlass zu verängstigt gewesen sei, um mit den Gattinnen der Ärzte und Rechtsanwälte in den Garten zu gehen und dass sie dachten, sie sei ein Snob, obwohl sie in Wahrheit nur Angst gehabt hatte – sie betrachtete Menschen nicht als Individuen, sondern machte soziale und wirtschaftliche Unterscheidungen.

„Es macht mir nichts aus, sechsundvierzig zu sein,“ sagte sie einmal, „aber ich will nicht sechsundvierzig und dumm sein.“

Als Reaktion auf eine Aufnahme, in der sie selbst Sumari sang, sagte sie: „Wenn es möglich ist, durch fünf Ecken eines viereckigen Universums zu gehen, dann habe ich es getan.“

Sie verlangte ein paar Dollars pro Person für die Klasse, zu Beginn 2.50 und später 3.50. Als ihre Bücher sich zu verkaufen begannen, verlangte sie nichts mehr, und sie verlangte auch nie etwas für persönliche Sitzungen. Sie hatte ein Körbchen aufgestellt, in das man das Geld legen konnte. Es gab viele Male, wo die Leute nichts bezahlten. Sogar ich könnte es ein- oder zwei- oder dreimal „vergessen“ haben und Jane wurde manchmal etwas ärgerlich darüber. Sie sagte jedoch nie direkt etwas, und ich glaube auch nicht, dass es ihr um das Geld ging, sondern eher um die Tatsache, dass wir uns geeinigt hatten, es zu tun und die Abmachung nicht einhielten und nicht einmal etwas darüber sagten.

Sie erzählte uns einmal, Seth habe gesagt, eine bestimmte Person würde eines Abends in der Klasse auftauchen. Als die Person dann nicht erschien, regte sich Jane ziemlich auf und meinte, wenn Seth nicht einmal hier Recht hatte, sei vielleicht auch alles andere Bockmist und von ihr verzerrt worden.

Jane erzählte von einem Nachbarn, der Tauben vom Dach eines Hauses in der Nähe ihrer Wohnung herunterschoss und sie fragte sich, weshalb die Tauben immer wieder auf dieses Dach zurückkehrten. Die Tauben, so betonte sie, griffen nie zur Waffe, um auf die Menschen zu schießen. Jane sagte, wir seien eine Spezies, die weder aus reinen Bestien noch aus reinen Göttern bestehe, die aber auf ihre eigene Art perfekt wäre, obwohl es zeitweise schwierig für sie sei, das zu sehen.

Ich erinnere mich an eine Unterhaltung während eines Besuchs in ihrem Haus, die mich stark beeindruckte, weil mir dabei bewusst wurde, dass ich mir eine ziemlich falsche Vorstellung von ihr und ihrem Leben gemacht hatte. Ich kann das Gespräch nur umschreiben, aber ich glaube, der genaue Wortlaut ist weniger wichtig als die Essenz daraus. Ich erklärte Jane, wie sehr ich mir wünschte, mein Leben so zu erschaffen, dass meine Tage stets nur voller Freuden und voller Höhepunkte wären, mit Spitzenerlebnissen des Bewusstseins, die jeden meiner Tage erfüllten. Ich sagte Jane nicht „so wie dein Leben,“ aber es war so gemeint. Ohne meine Pläne in irgendeiner Weise herabzusetzen, erklärte sie mir, dass ihr Leben, trotz seiner Höhepunkte, nicht von einer endlosen Serie von Spitzenerlebnissen erfüllt

sei, sondern die gleichen Höhen und Tiefen enthalte, mit denen auch wir alle uns herumschlugen. So naiv meine Vorstellung von Jane heute erscheinen mag, muss dazu gesagt werden, dass ich sie grundsätzlich nur einmal pro Woche am Dienstagabend erlebte, wenn jeweils die Magie des Universums in ihr Wohnzimmer in Nummer 458 strömte, und damals gab es für mich nur diesen einzigen Punkt, von dem aus ich mir eine Meinung bilden konnte.

Ich erzählte Jane, dass ich die Ewigkeit gesehen hatte, als ich auf einem LSD-Trip war und sie sagte mir, sie habe sie auch ohne LSD gesehen. Sie sagte: „Wenn du dich zudröhnen willst, dröhn dich doch mit Zeitlosigkeit zu.“ Ich erzählte ihr, ich nähme Drogen, um Frieden zu finden, und sie sagte mir, dass sie nie nach Frieden suche.

In der Zeit, kurz bevor die Klasse offiziell zu Ende ging, kamen jede Woche eine Menge Besucher und das bedingte, dass man über Grundsätzliches sprechen musste, das wir schon Jahre zuvor behandelt hatten. Das führte schließlich dazu, dass einige von uns sich ein wenig langweilten, was früher völlig unvorstellbar für uns gewesen wäre. Diese Stimmung erreichte Jane eines Tages in Form einer Bemerkung, und Seth kam durch und sagte etwas im Sinne von, dass diejenigen, die sich langweilten, sich nicht verpflichtet fühlen sollten, weiterhin hierher zu kommen. Ich hatte das Gefühl, dass Jane ein wenig gekränkt über unsere Einstellung war, aber darüber kann ich nur spekulieren. Ich persönlich glaube, das Überarbeiten der gleichen alten Grundsätze war nur die Oberfläche der ganzen Situation. Wir alle hatten einen natürlichen Wendepunkt erreicht; es war nun an der Zeit, in die Welt hinauszugehen und diese Gedanken auf eine Art und Weise in unserem Leben umzusetzen, die viele von uns bis jetzt vermieden hatten.

Bevor sie starb, sagte Jane zu Rob: „Lass nicht zu, dass sie einen Gott aus mir machen.“

Und ich erinnere mich an jenen Klassenabend, als Jane alle bat, im Zimmer herumzugehen und spontan etwas zu jeder Person zu sagen. Als ich zu Jane kam, sagte ich ihr, ich habe das Gefühl, dass ich im Tod eine stärkere Verbindung zu ihr haben würde als im Leben. Sie sagte nichts dazu, sondern küsste mich auf die Wange.





Jane Roberts und ihre ASW-Klasse, die von 1967 - 1975 wöchentlich in der West Water Street 458 zusammenkam. Ganz links: Susan Watkins. (Foto: „Geoffrey Beam“)



Susan, „Ned“ und Sean Watkins während einer ASW-Klasse bei Jane Roberts, 1969. (Foto: Robert F. Butts)

## KAPITEL 18

### *Gekränkt, eingeschnappt und anderweitig gestört*

Meine Mutter las mein Exemplar des *Seth-Materials*. Aus ihrem Gesichtsausdruck entnahm ich, dass etwas nicht gut war. Es muss um 1972 oder um diese Zeit herum gewesen sein; die großen Auseinandersetzungen standen uns also noch bevor. Sie überflog die Seiten sehr schnell, wie es ihre Gewohnheit war, und beendete es nach ein paar Stunden oder war zumindest fertig damit.

Ich sagte: „Und jetzt, was meinst du dazu?“ Ihre Lippen waren messerscharf gespannt; ich hätte es also wirklich besser bleiben lassen.

Sie schüttelte ihren Kopf. „Macht mir Angst, in den Keller hinunterzugehen,“ sagte sie. Ich lachte, aber sie hatte es nicht scherzhaft gemeint. Plötzlich glühte sie vor Zorn und eine Strafpredigt ging auf mich nieder. „Jane und Rob sind ein paar *ausgekochte Schwindler!*“, zischte sie. „Sie haben da ein ganz schönes Geschäft laufen und du weigerst dich einfach, es zu sehen.“ Sie kam auf mich zu und stupste mich bei jedem Wort an die Schulter. „Sie wollen etwas von dir, *und vergiss das bloß nie!*“

Naiv wie ich vielleicht damals war, schockierte mich das sehr. Ich wusste zwar, dass sie der Seth-Stimme gegenüber wahrscheinlich misstrauisch war, aber ich hatte mir vorgestellt, dass sie die entsprechenden Ideen ansprechen würden – sie waren ja grundsätzlich ähnlich wie die ihren, höchstens vielleicht noch etwas spezifischer fokussiert. Ich hatte eine Art Debatte mit ihr über all das erwartet, ein paar ins Detail gehende Argumente, vielleicht sogar eine breitere Diskussion über Träume, Zufälle, unterhaltsame kleine Beispiele von ASW – alles Dinge, über die wir bereits einmal ohne irgendeinen Groll gesprochen hatten. Natürlich wusste ich, dass sie nichts für meine Freundschaft mit Jane übrig hatte, aber hier ging es ja um ein *Buch*, über das wir diskutierten, und ich dachte, sie würde von einem literarischen und nicht von einem persönlichen Standpunkt aus reagieren.

Wie verschwommen auch immer diese kleine Fiktion von mir war, so war sie doch aus der grundsätzlichen Zuneigung entstanden, die meine Mutter und mich trotz unserer Unterschiede verband. Daher traf mich ihre Schwindler-Beschimpfung wie ein Schlag ins Gesicht: Meine eigene Mutter dachte, ich sei

eine Idiotin! Aber ich sagte nichts. Ich hatte sie ja herausgefordert, und sie hatte ein Recht auf ihre eigene Meinung. Ich schluckte die meinige hinunter und ließ sie dort unten vor sich hingären.

Weil mich nämlich später, im Dunklen, eine kleine Stimme – winzig, sarkastisch, mit den Augen meiner Mutter – fragte: „*Und nun? Worauf will sie denn hinaus?*“

Nie glaubte ich auch nur eine Sekunde daran, dass Jane und Rob Schwindler sein könnten oder dass sie etwas von mir „wollten“ (außer meinen eigenen besten Anstrengungen für mich selbst). Die Beschuldigung war auf so vielen Ebenen und aus so vielen Gründen so völlig absurd, dass es sinnlos war, sich damit auseinanderzusetzen. Entweder die Ideen gefielen einem oder eben nicht, entweder man kaufte die Bücher oder holte sie sich aus der Bibliothek, was gab es denn noch weiter dazu zu sagen? Nichts. Punkt. Worum ging es denn hier? Ging es um Janes entschiedene, unbescheidene Art, sich ausdrücken? Aber das war ja genau die Eigenschaft, die meine Mutter normalerweise *bewunderte*.

Einiges davon mag ja auch eine Frage der Gedankenassoziation gewesen sein, was ich völlig verstehen kann. Von Anfang an war es äußerst abstoßend für mich und sicher auch für Jane gewesen zu erleben, wie ihr Werk in die New Age-Kategorie, die so wenig gesunden Menschenverstand und so wenig Urteilsvermögen über den Inhalt der solcherart definierten Werke aufwendete, eingereiht wurde. Mit der von meiner Mutter vertretenen Meinung über Religion im Allgemeinen und über ihren Glauben an die Allgegenwart von Stumpfsinn im Speziellen muss ich annehmen, dass sie Janes Werk und schließlich Jane selbst nicht von ihrem tiefen Misstrauen gegenüber Verkaufsargumenten trennen konnte; und sie schloss dabei, ohne es groß zu begründen, gerade mal alles ein, das irgendwie nach organisiertem metaphysischem Was-Auch-Immer roch (obwohl sie bis anhin zumindest mit den betreffenden Personen einigermaßen freundlich umgegangen war).

Das ist jedoch eine Vermutung und kratzt nicht einmal an der Oberfläche der noch finstereren Sorgen, die mehr oder weniger unterschwellig im Herzen aller besorgten Eltern liegen, ganz zu schweigen von den noch rätselhafteren Möglichkeiten multidimensionaler Beziehungsfaktoren – vielleicht. Alles brach mit noch viel größerer Antipathie als bei der bereits beschriebenen Hauskauf-Angelegenheit hervor (ich wusste ja, dass so etwas geschehen würde – wie hätte ich es mir anders vorstellen können?). Erst lange nachdem meine Mutter wie auch Jane gestorben waren, konnte ich das Ganze einmal so weit aussortieren, um einige meiner gefühlsmäßigen Reaktionen überhaupt begreifen zu können (ich sagte Jane nie etwas davon). Leider konnten sie beide es nie miteinander ausfechten; beide hatten einen ähnlichen literarischen Hintergrund und Jane hätte

vielleicht die Lebenseinstellung meiner Mutter geschätzt, weil sie von jemandem stammte, deren Vergangenheit derjenigen von Jane so viel ähnlicher war als zum Beispiel meine eigene.

Viel später begegnete ich ähnlichen Empfindungen – erstmals 1994, als ich nach dem roten Faden meines ersten Treffens mit Jane suchte und dabei einen alten Bekannten aus der Oberschulzeit anrief, der heute Berufsfotograf ist und den ich hier Gary nenne; ich wollte die Reihenfolge der Wie-wir-Jane-trafen-Ereignisse genau überprüfen, wie sie mir ein paar Jahre vorher von Dan Stimmerman erzählt worden war. Gary habe damals versehentlich Janes Katze angefahren, während er auf der West Water Street in Elmira unterwegs gewesen sei, und habe dann sie und die Katze zu einem Tierarzt in der Nähe gebracht, wo die Katze gestorben sei. Jane habe Mitleid mit Gary gehabt und ihn an jenem Freitagabend zu sich nach Hause eingeladen. Gary habe dann seinerseits Dan mitgenommen und so spann sich der Faden weiter und so erinnerte auch ich mich an die Geschichte. Wie es sich dann herausstellte, waren Garys Erinnerungen etwas anders (obwohl die Katze dabei immer noch starb),<sup>1</sup> aber was mich noch viel mehr erstaunte, war seine Reaktion, als ich ihn nach seinen Erinnerungen an Jane fragte.

„Jane?“, sagte Gary. „Na ja, ich mochte sie, aber ich dachte, sie sei ein Scharlatan im wahrsten Sinne des Wortes. Ich dachte: Mein Gott, was für eine uralte Masche. Ich meine, da sitzen wir nun auf tausendjährigen Religionen mit dieser Art Zeugs und sie kommt mit einer solch geballten Ladung Mist. Ich war an so einem Tischerücken-Anlass dabei, ich, Dan, die Grangers – und alle waren sie voller Ahs und Ohs, und ich dachte bei mir, na ja, wer’s glaubt. Ich sagte etwas zu Rob im Sinne von: Sicher verkaufen sich ein paar Bücher, wenn man Tische vom Boden hebt, nicht wahr? Ich habe vergessen, was Rob darauf antwortete, aber er war sehr höflich.“

„Ich selbst war jedoch auch sehr höflich bezüglich meiner Gefühle über sie – und ich glaube nicht, dass sie etwas merkte. [*Wollen wir wetten, dachte ich bei mir, während ich das alles aufschrieb.*] Was mir dabei noch in den Sinn kommt, ist eine Analogie mit jenem Gesundheitsbeter, der gegenüber Randi, dem Magier, zugab, dass er verwirrt war und sich wahrscheinlich in seine eigenen Ideen verliebt hatte. Ich nehme an, das war es, was bei Jane wirklich ablief.“

Ich sagte: „Nun, wenn wir selbst nicht in unsere eigenen Ideen verliebt sind, wer sonst könnte es dann sein?“

„Na ja, vermutlich,“ sagte er abschätzig, und ich dachte: „Hei, vergiss es, Freundchen“ – obwohl Gary immer gerne seine sarkastischen Allüren kultivierte und man nie genau wusste, was er mochte, falls er überhaupt etwas mochte.<sup>2</sup> Aber meine hauptsächliche Reaktion auf seinen Kommentar war so etwas wie:

„So also dachtest du damals und gingst dabei in ihr Haus, trankst ihren Wein und warst ‚höflich?‘“ Ich kontere ja höchst ungern mit dem Ausdruck Heuchler, aber ...

Natürlich gibt es immer mediumistische Scharlatane. Ein paar wenige behaupten, für Seth oder Jane zu sprechen und haben auch entsprechende Bücher publiziert, wobei manchmal die Rollen detailgetreu übernommen werden (ein „Seth“-Paar verwendet sogar die gleiche Art Notizen wie Rob, mit genauen Zeitangaben, laufenden Kommentaren und Buchführung über WC-Pausen, bellende Hunde, Telefonanrufe, etc.). Das ist als Möglichkeit für Einsichten und Entdeckungen sicher harmlos, aber darüber hinaus – es ist eine Sache, die Gemälde großer Meister als Teil des Lernprozesses zu kopieren, aber etwas ganz anderes vorzugeben, die Kopien seien ein wirklicher Da Vinci: Das ist Betrug. Und das ist es, was ein Schwindler tut.<sup>3</sup>

Ich hatte nie großes Interesse daran, Janes Werk oder ihre Motive zu „beweisen“, genauso wenig wie ich das zum Beispiel bei Ray Bradburys Werk tun würde (vielleicht mag man ja Bradburys Einstellung nicht, aber ich bezweifle, dass man ihn beschuldigen würde, die Geschichten zu fälschen). Nochmals: Entweder faszinieren einen die Ideen oder eben nicht. Janes einzigartige Kombination von intuitiver Beweglichkeit und gesundem Menschenverstand entzündet entweder etwas in einem oder eben nicht – genau wie jedes andere Kunstwerk.

Daneben war es ironischerweise oft Janes intensive Konzentration auf ihr Werk und ihr beharrliches Drängen auf Anstrengung, welche das Zusammensein mit ihr nicht immer leicht machten. Immer wenn ich ihr von einem angefangenen Schreibprojekt erzählte, sei es eine Erzählung oder ein Roman, bestand ihre erste und oft einzige Frage darin: „Wie viele Seiten hast du schon?“ Für sie waren es nie genug. Damals betrachtete ich es als Rüge, obwohl es vielleicht als Ermunterung gedacht war, und so hörte ich mit der Zeit auf, ihr zu erzählen, woran ich arbeitete (in Tat und Wahrheit blieben natürlich, was Jane auch wusste, die meisten meiner Schreibprojekte unvollendet auf der Strecke). Eine ihrer Studentinnen aus der Schreibklasse erinnert sich: „Sie entschied lautstark, dass ich nicht genug arbeitete, und das war denn auch der Grund, weshalb ein Stück schlecht oder weniger gut war, als es sein sollte, nicht etwa, dass es mehr oder weniger in der Nähe dessen war, was es sein wollte.“ Und sie konnte, wie Debbie Harris in ihren Notizen schreibt, in der Tat sehr „empfindlich“ über komische Dinge wie das Herumreisen in der Welt<sup>4</sup> reagieren.: „Und Gott möge dir beistehen, wenn du je zugabst, irgendwann in deinem Leben ein paar Dollar für einen Scientology-Kurs ausgegeben oder dich gar in die Hände eines Gurus begeben zu haben oder irgendetwas Ähnliches.

Aber natürlich nahm ich es Jane auch niemals übel, wenn sie wegen solcher Dinge an die Decke ging.“

„Das Verrückte dabei ist,“ sagte Jane oft genug, „dass ich den Leuten sage, sie sollen das machen, was sie wollen, und dann wütend werde, wenn sie es wirklich tun!“ Wahrscheinlich lag in ihrer sofortigen Empörung über solche Themen der Grund, weshalb mein Freund Tim sie so einschätzte: „Ich fand sie intolerant in Bezug auf die Meinung anderer Leute,“ sagte er mir eines Tages, viele Jahre nach ihrem Tod, und ich verstand sehr wohl, wie er so denken konnte, denn Jane liebte es, eine Debatte zu beginnen, immer genau auf den Punkt zu kommen und nichts für bare Münze zu nehmen.

Ich glaubte nie, dass Jane intolerant war – sie verband sich auf natürliche Art mit dem Innersten anderer Menschen und konzentrierte sich darauf, auch wenn sie die Menschen selbst gar nicht speziell mochte – aber sie konnte ziemlich abschätzig urteilen und hatte zudem die üble Gewohnheit, die Erzählungen anderer Leute mit „und übrigens erinnert mich das daran, als Rob und ich –“ zu unterbrechen und dann unbeschwert selber mit ihrer eigenen, oft völlig unzusammenhängenden Geschichte weiterzufahren! Das war natürlich sehr ärgerlich, um nicht zu sagen ernüchternd, obwohl man sah, dass sie es nicht böse meinte und obwohl zumindest in der ASW-Klasse alle einander laufend mit dem größten Vergnügen unterbrachen. Formelle Konversationen waren keineswegs die Regel. Es ist jedoch sehr wohl möglich, dass einige ihrer Eigenarten ganz einfach ihrer Ungeduld gegenüber dem unterschwelligen Bedürfnis oder dem Wunsch nach ihrem Einverständnis (oder einem Wort von Seth) entsprangen, Gefühle, die mehr oder weniger alle in ihrem Umfeld (auch ich) hegten. Diese Bedürfnisse wurden zu einem fast unausweichlichen Element in der Beziehung aller Menschen mit ihr, mit ein paar Ausnahmen – den Grangers zum Beispiel, oder Frank „Fred Lorton“ Longwell, einem Mitglied der ASW-Klasse; diese Personen hatten eine Art Freundschaft mit Jane, die metaphysische Rückmeldungen weder erwartete noch ersehnte. Wie Debbie Harris in ihren Notizen zugibt: „Wenn ich Jane von meinen Reiseerlebnissen erzähle, erwarte ich irgendeine Art positiver Bestätigung... aber die gibt sie mir nicht und ich frage mich weshalb.“ Dann fährt Debbie weiter: „Menschen wie Jane, Menschen in einer solchen Position, reagieren zwangsläufig nicht in der Art, wie man es von ihnen erwarten würde... nehme ich an.“

All das ist ziemlich gewöhnliches menschliches Geben und Nehmen, wie auch immer dabei die unausgesprochenen Hoffnungen all jener gewesen sein mögen, die sich in Janes Gesellschaft befanden (oder die Tatsache, dass sie wirklich gerne half, wann immer sie konnte). Ich war daher überrascht (und wiederum eher fasziniert als beleidigt), als mir meine Freundin Susan Thornton, ebenfalls

eine Schriftstellerin, Ende 1999 bei der Beschreibung der Erinnerung an ihr einziges Treffen mit Jane sagte, dass sie „irgendwie auch gedacht habe, Jane sei eine Betrügerin“. Ich wusste, dass es Susan einigen Mut gekostet hatte, mir das zu sagen, und deswegen und auch aus anderen Gründen und nicht zuletzt wegen unserer langjährigen Freundschaft bat ich sie, etwas ausführlicher darüber zu werden.

Susan und ich trafen uns 1978 im Büro des *Dundee-Observer*, als sie das Zeitungsabonnement für ihre Eltern erneuerte, die am nahe gelegenen Seneca-See ein Häuschen hatten. Sie lebte damals in Cambridge, Massachusetts, und hatte mehrere von Janes Büchern gelesen, war aber nicht so sehr an Seth, sondern mehr daran interessiert, eine andere Schriftstellerin zu treffen. So nahm ich sie an jenem Tag im November mit in Janes und Robs Wohnung. Zufälligerweise waren noch zwei frühere Mitglieder der ASW-Klasse dort, die sich verabschieden wollten, weil sie an die Westküste zogen. Wir saßen alle an Janes rundem Arbeitstisch im Wohnzimmer und redeten über dieses und jenes.

Susan schreibt:

Als wir sechs dort saßen, wurde mir bewusst, dass etwas Ungewöhnliches geschehen würde. Jane saß rechts von mir. Ich nahm eine Veränderung der Atmosphäre im Zimmer wahr, als ob sich irgendetwas beschleunigte, und im nächsten Moment nahm Jane ihre Brille ab, legte sie auf den Tisch und begann mit einer völlig anderen Stimme zu sprechen. Ihre normale Stimme war rau und hoch, gelegentlich unterbrochen von einem nervösen Lachen; diese neue Stimme hier war tief, sonor, Vertrauen erweckend. Janes Augen wurden tiefer und dunkler, intensiver. Ich realisierte, dass Seth „durchgekommen“ war und dass ich Teil einer improvisierten „Seth-Sitzung“ war, über die ich in einigen ihrer Bücher gelesen hatte... Sobald Jane ihre Brille abgelegt hatte, schaltete Sue geistesgegenwärtig den alten Kassettenrecorder ein, der auf dem Bücherregal in der Nähe stand.

Seth sprach recht lange zu den beiden, die wegzogen, und begann dann, über die Wichtigkeit der Vorstellungskraft und des kreativen Lebens zu sprechen... Dann hatte ich die Gelegenheit, eine Frage zu stellen. „Aber was ist mit dem Ego?“, fragte ich. Ich hatte Freud, Jung, Adler, Perls gelesen und interessierte mich sehr stark für Psychotherapie und alle ihre entsprechenden Theorien.

Gemäß der Abschrift dieser Sitzung schlug Susan dann vor, „dass das Ego eine reale psychologische Struktur ist, die sich vor den Einsichten, die



ihm im Traumzustand angeboten werden, fürchten kann.“ Sie schreibt: „Jane wandte mir ihre dunklen, ganz anderen und plötzlich sehr intensiven Augen zu. Welche Persönlichkeit starrte mich aus ihrem Gesicht an? War es ihre? Oder war es irgendeine 'andere'“?

Susan und Seth tauschten dann die folgenden Bemerkungen aus:

Seth: Meine liebe Freundin, was ist das Ego? Ist es ein Teil von dir, der nicht das tun will, was du tun willst? Ist es ein Teil von dir, der das, was du bist, besänftigt? Ist es ein Teil von dir, der ein Feind ist? Ist es ein Teil von dir, der deine Intuition nicht versteht? Ist es ein Teil von dir, den du herabsetzen willst?

Susan: Ich glaube, es ist für jede Person etwas anderes. Ich glaube, dass es im Allgemeinen für einige Menschen zu demjenigen Teil von ihnen wird, der nicht auf Träume hört. Es wird zur Stimme, die sagt: „Das ist die Realität, es kann keine andere als diese geben,“ die sagt: „Das ist ein Tisch.“ Wenn also eine Person, die so über das Ego denkt, einen Traum hat, in dem der Tisch anders aussieht, bekommt das Ego Angst.

Seth: Was ist dein Ego?

Susan: Ich weiß nicht, ob ich das beantworten kann. Es ist schwierig für mich, diese Frage zu beantworten.

Seth [*mit milder Belustigung*]: Das ist eine sehr gute Antwort. „Betrug ist ein interessantes und befrachtetes Wort,“ gestand Susan in ihrer Antwort auf meine Fragen zu ihrer Bemerkung:

Auf eine gewisse Art war ich wohl eifersüchtig auf Jane. Zu der Zeit, als ich sie traf, war ich in Bezug auf das Schreiben irgendwie am Herumhängen, während sie viel mehr Hingabe zeigte. Ich meine, schau nur mal, wie Jane und Rob sich mit Leib und Seele einsetzten, einfach unglaublich.

Ich bewunderte ihre Romane und mochte vor allem *Überseele Sieben* sehr. Ich fand das eine authentische und imaginative Leistung, respektierte sie und fand sie klar, überzeugend und gut geschrieben. Janes Gedichte fand

ich grauslich und ich fand auch, dass Jane unglaublich mutig war, sie in solcher Länge in ihren publizierten Werken einzufügen. Manchmal dachte ich, jemand bei Prentice muss wohl eine Schraube locker haben, dass man ihr weiterhin Verträge anbietet. Die Bücher, von denen ich *Gespräche mit Seth* zwar sehr gern hatte, neigten dazu, langatmig zu werden und sich zu wiederholen... Ich dachte irgendwie, wen versucht Jane hier auf den Arm zu nehmen?

Als ich sie dann persönlich traf und das ganze Phänomen miterlebte, wusste ich nicht, was ich denken sollte, war aber immer noch nicht vollständig überzeugt. Wenn ich möglicherweise während Jahren ein- oder zweimal wöchentlich dabei gewesen wäre wie du, wäre ich vielleicht eher zu einer Gläubigen geworden...

Aber irgendwie schien es mir zu einfach. Ich glaube, ich fand Janes Rolle zu einfach, gewissermaßen nur ein Kanal für eine andere Stimme zu sein, und deshalb wollte ich es, auch wenn ich sah, wie es geschah, auf einer anderen Ebene trotzdem nicht glauben. Einerseits wünschte ich mir, eine Gläubige zu sein, oder zumindest mehr als nur die Beobachterin, die ich war. Das eine Treffen, das ich hatte, war irgendwie so rätselhaft und seltsam gewesen und ich wollte mehr...

Wenn ich heute über das Ganze nachdenke, bin ich immer noch irgendwie verblüfft. Sicher glaube ich nicht, dass Jane eine Betrügerin in dem Sinne war, dass sie anderen einen Glauben oder eine Religion aufdrängen wollte. Das war sehr klar. Und das letzte Buch *The Way Toward Health* (Seths letzte Botschaft), ist wirklich schwierig zu lesen, denn es ist sehr offensichtlich, dass sie das Seth-Material nicht anwenden konnte, um sich bei ihren eigenen körperlichen Behinderungen zu helfen. Und das ist herzerreißend und sehr traurig...

Ich nehme an, ich dachte damals, es sei eigentlich äußerst einfach, dem Ehemann ein Buch zu diktieren und dann die abgetippten Manuskripte veröffentlichen zu lassen. Wenn ich heute darüber nachdenke, weshalb ich damals so etwas dachte, muss ich zugeben, dass bestimmt auch Eifersucht im Spiel war. Sich hinzusetzen und zu diktieren ist schon schwer genug, und ich selbst kämpfte immer mit mir selbst, bis ich mich hinsetzte und zu schreiben begann. Und in einigen Belangen war Jane viel mutiger als ich, viel williger, sich dem Unbekannten zu stellen, oder sie hatte einfach nur ein unbelasteteres Gefühl dabei...

Deshalb glaube ich, wenn ich über Jane nachdenke, dass ich auf einer Ebene wirklich dachte: „Ja, sie gibt vor, Seth zu sein, um Buchverträge zu erhalten.“ Es schien mir „einfacher“ als alle die „harte“ Arbeit, die ich tat,

das heißt, Manuskripte von Anfang an zu erfinden und zu erschaffen. Ich teilte damals auch die Einstellung der Schriftstellervereinigung Bread Loaf, die darin bestand, dass wirkliche „Künstler“ mit nichts begannen und ganze Bücher aus sich selbst hervorbrachten. Was nicht genau das war, was Jane tat. Und was wiederum eine falsche Vorstellung war.

Und da ist sie, sinnierte ich, als ich Susans Bemerkungen las – diese unmögliche Last, die wir uns alle, innerlich angetrieben, aufzuladen scheinen, vor allem im kreativen Bereich. Darin unterschied sich Janes Lebenserfahrung von anderen nur im Grad ihrer Übertreibung. Zur Zeit dieses E-Mail-Austausches hatte Susan eben eine siebenjährige zermürbende Arbeit über die Erinnerungen an ihre Liebesaffäre mit dem äußerst produktiven Romanautor und Mediävisten John Gardner abgeschlossen, der 1982 bei einem Motorradunfall ums Leben kam, vier Tage, bevor sie heiraten wollten.<sup>5</sup> Wie Jane besaß auch Gardner ein starkes und alles einschließendes Arbeitsethos bezüglich des Schreibens und eine gleichermaßen starke Erwartungshaltung gegenüber seinen Studenten, sowie auch zunehmende körperliche Probleme (in seinem Fall Alkoholismus), die schließlich sein Leben unterminierten und zu seinem Tod führten. Und wie Jane beeinflusste Gardner eine junge beginnende Schriftstellerin von da an so außerordentlich stark, dass ihr ganzes Lebenswerk hauptsächlich jenem Treffen entsprang.<sup>6</sup>

Es gab viele Parallelen zwischen Susan und mir und zwischen den Mentoren, die wir entdeckten und den darin enthaltenen Schichten von Glaubenssätzen über kreative Leichtigkeit oder deren Mangel als Tugend. Als begnadeter Lehrer der Schreibtechnik kanonisierte Gardner aber hauptsächlich die großen Schwierigkeiten des Schreibens; er glaubte, dass man nur durch endlose Überarbeitungen während Monaten, vielleicht sogar während Jahren, beginnt, sich dem Endprodukt anzunähern. Jane hingegen verwirklichte viel von ihrem Schreiben in einem Bewusstseinszustand, wo das Material einfach *dort* war und grundsätzlich nur darauf wartete, dass sie kam und es pflückte, ein Gefühl, das sie mir so beschrieb (mit den entsprechenden Gesten): „Als ob jedes Projekt irgendwie einen Platz hätte – da drüben ist zum Beispiel die *Überseele Sieben-*Gruppe und dort drüben sind die Seth-Buch-Diktate, alle bereit und wartend, und dahinter ist sein nächstes Buch und hier drüben ist ein anderes Buch über Aspekte... und alles, was ich tun muss ist, und ich weiß, dass dies höllisch verzwickelt ist, mich auf eines zu fokussieren und dann öffnet es sich...“

Es war offensichtlich eine erstaunliche Fähigkeit, obwohl vielleicht vielen Schriftstellern, wenn auch nur zu einem gewissen Grad – irgendeinmal eine oder

zwei Geschichten fertig geformt in den Kopf fallen. Aber Janes Fähigkeiten beschleunigten diesen Prozess, vor allem beim Hervorbringen des Seth-Materials. Grundsätzlich lag ihr Genie in der Methode, vielleicht aber auch genauso sehr, wenn nicht noch mehr, in allen entsprechenden Produkten. Sie demonstrierte zum einen die grenzenlose Elastizität des bewussten Geistes, des bewussten Wissens – also eigentlich die Information selbst. Wie Rob später sagte: „Ihre künstlerische Fähigkeit des Sprechens für Seth, ohne zu zögern oder sich zu wiederholen, ohne sich auf Notizen zu beziehen oder ihren Weg während einer Durchgabe zu verlieren, egal wie lange sie dauerte, war die kreative Manifestation eines höchst unglaublichen Phänomens.“<sup>7</sup> Kein Wunder also, dass es dazu auch die andere Seite gab: ihre endlose Selbsthinterfragung, die körperlichen Probleme, die sie zurückhielten und schließlich völlig unbeweglich werden ließen.<sup>8</sup>

Daher schätzte ich Susans Misstrauen über Janes Leichtigkeit, „nur ein Kanal für eine andere Stimme zu sein“, weil sie auf ihre Art nicht nur Janes eigene Beklommenheit, sondern auch meine, wie sicher auch diejenige von uns allen widerspiegelt. Denn wenn etwas so einfach ist (oder zumindest den andern so erscheint), was ist es dann wert? Und wenn es im Gegenteil ein Kampf ist – wenn enorme Hindernisse überwunden werden müssen, um etwas zu erreichen – was ist es dann wert? Ist es dann automatisch wertvoller oder berechtigter?

Und wenn das so ist, wie hält man sich selbst zurück, um sich dessen zu versichern?

# KAPITEL 19

## *Die Symptome und wie sie sich entwickelten*

Sie war auf einem Spielplatz, als es zum ersten Mal geschah, erzählte mir Jane. „Ich begann, die Sprossen hinaufzuklettern und ich... zögerte,“ sagte sie. „Etwas... stoppte mich einfach.“ Das war 1965, kurz nach einem demütigenden Zwischenfall an einem Hypnose-Symposium, bei dem ein junger Psychologe erklärt hatte, Jane müsse schizophren sein und benutze die Seth-Sitzungen nur, um Rob zu dominieren. Damals war sie sechsunddreißig Jahre alt. Obwohl sie schon früher Anflüge solcher Symptome gespürt hatte, einschließlich Probleme wegen einer schlecht funktionierenden Schilddrüse, war dies der erste Vorfall, an den sie sich bewusst erinnerte und der ihre Selbsteinschätzung veränderte. „Mein erstes Gefühl von körperlicher Unsicherheit,“ wie sie später in ihrem Tagebuch 1972 notiert.

Von da an – von der im Nacken und in den Schultern festgestellten Steifheit, die auf die Hände überging, bis zu den Problemen beim Gehen – begannen sich Janes körperliche Beschwerden anzuhäufen, zuerst langsam, unterbrochen von Pausen der Normalität; in meinen frühesten Erinnerungen ist sie schlank, aber kräftig und beweglich, das Einzige, was sie verriet, waren (vor meinem inneren Auge) die prominenten Knöchel auf ihren etwas gefroren aussehenden Fingern. Aber 1972, zur Zeit der Flut, fingen sich die Dinge ernsthaft an zu verschlimmern. Praktisch von einem Tag auf den anderen begann sie jeweils aus ihrem Schaukelstuhl aufzustehen, als ob sie sich durch schlecht aufeinander abgestimmte Gangschaltungen durcharbeiten müsse. In der Klasse wartete sie bis zur Pause, wenn das Zimmer chaotisch war mit all den Leuten, die sich in Richtung Badezimmer hin- und herbewegten, erhob sich dann in eine halbe Kauerstellung, zögerte, drehte sich langsam und ging dann in der gleichen halb kauernden, gebeugten Position aus dem Wohnzimmer in die zweite Wohnung hinüber, mit einem sorgfältigen Schritt nach dem andern, und sie setzte jeden Fuß so sorgfältig ab, als ob der Boden aus Glatteis wäre. Sie hörte auf, Hosen oder kurze Röcke und Strumpfhosen zu tragen und hüllte sich stattdessen in lange geblünte Kleider, die bis zu den Knöcheln reichten – außer in Trance, wenn sie als Seth den Rock über die Knie zog und ihren Fuß auf den Kaffeetisch plumpsen ließ, während sie etwas erklärte.

Sie sprach kaum je über das Thema ihrer körperlichen Schwierigkeiten und

wenn sie es tat, war es immer in einer sehr oberflächlichen Art über „die Symptome“, ohne Namen oder nähere Bezeichnung. Einerseits schämte sie sich über ihren Zustand und andererseits ging es niemanden etwas an. Zudem war sie misstrauisch gegenüber medizinischen Bezeichnungen und allen unterschwellig, damit zusammenhängenden negativen Aspekten. Sie ging auf beeindruckende, aber diskrete Weise damit um – man wusste einfach, dass sie nicht darüber reden wollte (sie schrieb erst 1979 in *Der Gott von Jane* darüber). Wir wurden sehr geübt darin, nichts zu bemerken, nichts zu sehen, auf keinen Fall etwas zu erwähnen – obwohl es ganz offensichtlich war, dass sie beim Sprechen für Seth oder beim Singen von Sumari kaum behindert war (sie gestikulierte dabei mit Armen und Schultern, mit Kopf und Oberkörper fast ballettartig und bewegte sich auf eine wunderschöne Art). Wir wagten zwar, ihr diesen Kontrast mitzuteilen, aber ihre Reaktion darauf war ziemlich zurückhaltend, höchstens ein „Wirklich?“ und ein Achselzucken. Heute frage ich mich, ob sie das Ganze nicht mehr demütigte – ein verdammter Geist, der ihren Körper besser zum Funktionieren bringen konnte als sie selbst; Herrgott noch mal, was war denn nur los mit *ihr*?

Deshalb sagte ihr auch niemand etwas direkt ins Gesicht. Wir wussten alle, dass ihre Würde sehr stark davon abhing, dass sie diese Angelegenheit allein löste.

Und manchmal schien es wirklich, als ob sie sie gelöst hätte – oder dass zumindest irgendetwas körperlich Befreiendes geschehen war; sie ging aufrechter oder bewegte sich ein wenig besser oder sie beugte triumphierend ihre Finger vor uns (und ging dann zu anderen Themen über). Manchmal verlor sie sich in der laufenden Unterhaltung und ließ sich gehen und ihre Behinderungen erschienen weniger stark, zumindest in jenem Moment. Und sonst – wirklich ein enormes „sonst“ – schien sie ja gesund, wenn auch sehr dünn; natürlich nicht perfekt (wer war das schon?), aber sicher nicht die groteske Figur, die ihre Tagebucheintragungen aus jenen Tagen so herzergreifend porträtierten. Am 9. März 1973 schreibt sie im „Bali“-Manuskript:

Sie stand auf, beugte sich hinüber, griff nach der Türstütze, gekrümmt, wessen sie sich bewusst war, und bereitete das Abendessen zu... Vorher hatte sie in den Spiegel geschaut, die Badezimmertüre geschlossen, sodass der große Spiegel in ihr Zimmer gerichtet war. Und die Stirne gerunzelt. Da stand sie, von vorne nicht allzu schlecht, wenn man nicht genau hinschaute, ein gutes Gesicht, schöne große Augen, mit oder ohne Brille; Jeans, Hemd; von vorne eine ziemlich gute Figur und offensichtlich voller Vitalität.

Die Seitenansicht war etwas ganz anderes; man sah die Beine; sie waren überhaupt nicht gerade und die Schultern und alles zusammen seltsam, missgestaltet, zumindest jetzt, die Jeans waren ausgebeult; sie hätte heulen mögen über diese Seitenansicht...

Gerne würde ich glauben, dass meine natürliche Überschwänglichkeit und gute Gesundheit Jane in gewisser Weise halfen, wenn ich bei ihr war und wenn wir, manchmal zusammen mit meinem kleinen Sohn Sean, lachten und scherzten und alles glücklich und in Ordnung schien. Andererseits verstärkte ich aber vielleicht damit ihre Ängste und zeigte auf, was geschehen könnte, wenn man fähig wäre, all das zu tun, was man will – man läuft nur herum und verschleudert seine Zeit, weil man es eben *kann*. Aber ich stellte immer sicher, dass ich ihr sagte, sie sehe gut aus oder lebhaft oder energiegeladen oder irgendetwas, auch dann, wenn es kaum je zutraf.

Nach einer gewissen Zeit, wenn sie überhaupt mit mir über ihre gesundheitlichen Probleme sprach – was nicht oft geschah –, machte ich ihr Vorschläge, von denen ich wusste, dass sie ziemlich schockierend für sie waren, zum Beispiel: „Warum findest du nicht einfach heraus, welche medizinischen Behandlungen verfügbar sind und machst dir über die Auswirkungen erst dann Gedanken, wenn du keine Schmerzen mehr hast?“, oder: „Warum nicht einen Yogalehrer oder einen Physiotherapeuten anstellen, der ein paar Mal pro Woche mit dir Rehabilitationsübungen für Muskeln und Gelenke macht, wie für jene Spitalpatienten, die über längere Zeit bettlägerig sind, warum versuchst du das nicht?“ Ihr Gesicht hellte sich dann auf, sie stellte mir weitere Fragen, ihr Enthusiasmus steigerte sich, und wenn Rob ins Zimmer kam, erzählte sie ihm von allen diesen Überlegungen. Aber er selbst reagierte nie besonders enthusiastisch darauf und man konnte sehen, wie ihr dann buchstäblich die Luft ausging.

Ich muss hier vorsichtig sein – meine Erinnerungen sind wahrscheinlich durch die Tatsache getrübt, dass ich sechzehn Jahre jünger war als Jane und einfach nicht begreifen konnte, warum sie sich nicht selbst zum Gehen brachte. Zudem besaß ich von meiner Schul- und Ausbildungszeit her einen sportlichen Hintergrund, den Jane nicht hatte, und als ich in ihren Tagebuchnotizen über die Mühen bei ihren Übungen las, erhielt ich den Eindruck, dass sie nicht genau verstand, dass zum Beispiel gewisse Muskelschmerzen nicht nur natürlich sind, sondern auch einen Trainingsfortschritt bedeuten können – sie schien sie nur als Zeichen einer Verschlimmerung betrachtet zu haben. Aber das waren eben noch nicht die 70er Jahre und es gab damals noch keine Fitnessgurus für Frauen wie

heute. Und es kann ja auch sein, dass Jane nicht nur über gewöhnliche Schmerzen und Beschwerden sprach.

Vielleicht waren meine Vorschläge nicht durchführbar, oder aber sie und Rob hatten diese Möglichkeiten damals alle schon erfolglos ausprobiert, oder vielleicht hatten sie beide gar grundsätzlich aufgegeben, ich weiß es nicht. (Später fand ich heraus, dass ihr Freund Frank Longwell, ein ehemaliger Chiropraktiker, regelmäßig vorbeigegangen war und Bewegungs- und Ausgleichstherapien mit ihr gemacht hatte.) Ich war kaum eine Expertin im Bereich körperlicher Herausforderungen, da ich selbst ja keine hatte, und so ließ ich es einfach bleiben. Jane würde das selbst auf die eine oder andere Art lösen oder auch nicht. Und das war tatsächlich auch das, was ich hoffte – sie könnte und würde es tun: es selbst lösen. Oder auch nicht.

Was zweifellos recht lieblos von mir war.

Ich erinnere mich an den Tag, an dem mir Jane sagte, ihre Mutter sei in einem Pflegeheim in der Nähe von Saratoga gestorben, es war am 10. Mai 1972 – zwei Tage nach Janes 43. Geburtstag. Sie hatte Marie während ungefähr 15 Jahren weder gesehen noch mit ihr gesprochen und aufgrund des Wenigen, was ich über ihre Kindheit wusste, schien mir Janes Distanz zu ihrer Mutter völlig angemessen. Jane schien jedoch von der Nachricht niedergeschmettert zu sein – fast verängstigt. „Als sie noch lebte, hatte ich schon Angst, dass sie mich verfolgte, und jetzt, da sie tot ist, erst recht,“ sagte Jane, aber sie lachte nicht dabei. Auf irgendeine Art hatte ihre Mutter es fertig gebracht, genau das zu tun.

In ihrem Tagebuch schreibt Jane nach Maries Tod:

Ich hatte Angst, dass ich mich – wie durch Zauberei – in sie verwandeln würde (und sie dann frei wäre), und so jagten mir meine eigenen Symptome große Angst ein... Ich höre immer noch ihr wütendes Gezeter und Geschrei während der Nacht... das Anspucken – das an den Haaren reißen – die Drohung, uns beide umzubringen – sehe den Brief, in dem sie schrieb, ich hätte sie ermordet und den sie abzuschicken drohte – sie verfolgte mich Tag und Nacht – bewusst in der Vergangenheit; und nun wahrscheinlich unbewusst aus lauter Gewohnheit – und die Versuche, mich selbst zu schützen, bleiben schattenhaft...

Was ist denn nun mit den Geistern dieser neuen Gegenwart, die in die Zeit, ins Heute hineinragen, in meine Zeit? Ihre Knochen sind durch die Arthritis zerschmolzen. Ich glaube, ich bin wütend darüber, dass sie das zuließ und es in meine eigene Erfahrung hineinbrachte – so wie ich vor Jahren wütend über meinen Großvater war, wütend darüber, dass er starb



und auch sein Sterben in meine Erfahrung hineinbrachte.<sup>1</sup>

Nach und nach werden Janes gesundheitliche Besserungen immer geringer, und die wiederauftauchenden Symptome gewinnen immer mehr an Boden. In ihrem Tagebuch von 1972 beglückwünscht sie sich selbst, weil sie es eine lange Reihe von Treppenstufen in der Mansfield-Universität in Pennsylvania hinauf und hinunter schaffte, wo sie vor 400 Studenten einen Vortrag hielt: „...mehr Stufen als ich je gesehen habe, verdammt noch mal, Massen und Massen überall... Gab mir selbst Suggestionen, die wie Magie wirkten – und war dann in lautlosen Tränen, weil meine Knie so schmerzten, als wir nach Hause gingen.“ Drei Jahre später, als sie und Rob in ihr neues Haus zogen, nehmen ihre Beschwerden sie in ihrer ganzen Härte gefangen. Sie verbringt ein paar Minuten am Tag damit, um im Wohnzimmer mit Hilfe eines kleinen Schreibtisches auf Rollen herumzugehen und notiert dann sorgfältig die aufgewendete Zeit und die gemachten „Fortschritte“. „Sie kann nun vielleicht zehn Schritte aufs Mal machen,“ schreibt Rob am 25. August 1980, „indem sie sich auf ihren Schreibtisch stützt, statt der ein oder zwei, die vorher möglich waren. Aber wir sind wieder nachlässig geworden: Sie geht nur noch einmal im Tag etwas herum, statt zweimal, wie mein mit ihr abgestimmter Vorschlag war, der auch von Seth in einer Sitzung unterstützt worden war. Trotzdem freuen wir uns über ihre Fortschritte...“<sup>2</sup> Aber nach einer Weile verlässt sie ihren Bürostuhl mit den Rollen nicht mehr und bewegt sich, wenn überhaupt, nur noch so.

Irgendeinmal, gegen Ende der Siebzigerjahre, begannen ihre Augen hervorzutreten, zuerst nur gerade ein wenig und dann, wiederum scheinbar über Nacht, auf ziemlich alarmierende Weise – sie traten aus den Augenhöhlen heraus, als ob sie nächstens explodieren würden. Als ich das zum ersten Mal sah, war ich entsetzt – und abgestoßen. Es schien mir, dass hier innerhalb von wenigen Tagen, sicher von nicht mehr als vielleicht zwei Wochen, etwas Schreckliches geschehen war. Konnte sie überhaupt noch etwas sehen? Ich fand es schwierig zu glauben, dass es noch möglich war. (Gemäß ihren Tagebuchaufzeichnungen war ihre Sicht nicht immer gleichermaßen beeinträchtigt, manchmal sehr stark und manchmal fast überhaupt nicht.) Sie schien mich nicht anzusehen, als wir miteinander redeten (später fand ich heraus, dass auch ihr Gehör angeschlagen war), und ihre Augen hatten ein gummiartiges Aussehen, das mich – ich konnte nicht aufhören, daran zu denken – an die stumpfen Augen toter Tiere erinnerte. Und sie war so überaus dünn; als ich einmal (sehr sanft) meinen Arm um ihre Schultern legte, fühlten sich ihre Knochen wie Hölzchen an. Aber ich wollte ihre Gefühle nicht verletzen und sie

auch nicht demütigen; sie und Rob würden schon irgendwie damit umgehen können, dachte ich – und sagte nichts. Und auch weder sie noch Rob sagten etwas. Wir plauderten miteinander, als ob alles völlig normal gewesen wäre. In vielerlei Hinsicht war es das ja auch – sie produzierte wie üblich fantastische Seth-Sitzungen, arbeitete, wenn auch langsam, an ihren eigenen Buchprojekten und Gedichten, bereitete so gut es eben ging das Abendessen zu – einschließlich ihres geliebten Maisbrotes –, hatte Besuch von Fans und Freunden, beantwortete die Post und begegnete jedem neuen Tag mit allem Optimismus, den sie aufbringen konnte. In ihrem Tagebuch schreibt sie: „Ich glaube, es war klug von mir, in all diesen Jahren keinen Arzt aufzusuchen. Aber ich muss das Ganze immer noch irgendwie ins Lot bringen. Das Misstrauen, das wir gegenüber dem Körper und seinen Prozessen aufgebaut haben, ist von größtem Nachteil, und deshalb muss ich es bekämpfen... muss mich entspannen und aufhören, mir darüber den Kopf zu zerbrechen und den Heilungsprozess einfach geschehen lassen.“

\* \* \* \*

Heiligabend 1977: Ich gehe zu Jane und Rob; Maggie und Bill Granger sind bereits dort. Zum ersten und einzigen Mal nehme ich eine Kamera mit und fotografiere uns alle, während wir die Geschenke öffnen. Als ich die Bilder zurückerhalte, sehe ich, dass Jane auf allen Fotos auf den Boden blickt, um zu vermeiden, dass man ihre ballonartigen Augen sieht. Mitte 1978 kann sie ihre Lider nicht mehr völlig schließen, und ihre Augen bewegen sich nicht mehr synchron. Ein Foto von Jane und Rob vom Sommer 1978 für einen Artikel in der *Village Voice* fing die Situation in einer schockierenden erbarmungslosen Nahaufnahme ein (wahrscheinlich der Grund, weshalb die zynischen Mistkerle das Bild überhaupt auswählten, dachte ich).<sup>3</sup> Auf einem anderen Foto vom Dezember 1978 sieht Janes ganzes Gesicht künstlich aus; ihre weit geöffneten Augen, ohne jegliche Augenlider, hätten irgendwo festgemacht sein können, wenn man nicht wusste, dass es nicht so war.

Irgendwann um diese Zeit herum verliert sie einen Vorderzahn; er fiel einfach aus, sagte sie, völlig intakt, ein Opfer des Zahnfleischschwundes. Im Herbst 1980 lebte sie jedoch wieder genügend auf, um für mich sogar eine Autorenparty zu organisieren, als *Im Dialog mit Seth* erschien – sie schien tatsächlich in einer so guten Verfassung zu sein, wie ich sie schon lange nicht mehr gesehen hatte; da war er wieder, dieser altbekannte Effekt der ASW-Klasse. (An jenem Tag sprach sie sogar davon, eine kleine, vielleicht monatliche Klasse durchzuführen). Noch viel erstaunlicher (und für mich im Nachhinein auch sehr beschämend)

war, dass sie in dieser Zeitspanne zustimmte, mich und meinen neuen Ehemann zu sehen, der ihr gegenüber offen feindselig war und der verlangt hatte, diese Seth-Person zu treffen – was dann natürlich nicht geschah und was ich auch völlig verstand. Ich erinnere mich nicht mehr genau daran, was sie während dieses Besuches zu uns sagte, nur dass sie in einem kameradschaftlichen, direkten Ton zu ihm sprach, ihn seine Würde bewahren ließ und über den „natürlichen Mystizismus“ redete, den jeder Mensch erleben kann, und sogar Verständnis für seine Skepsis, wie sie es freundlicherweise nannte, hatte. Und dabei war sie schon damals in einem sehr geschwächten Zustand und litt sichtbar Schmerzen – aber sie tat es für mich, als Versuch, mir zu helfen, einmal mehr einen weiteren unlösbaren Moment in meinem Leben zu lösen, und sie tat es mit bezaubernder Liebenswürdigkeit und mit Mitgefühl.

1982 wurde ihre Sprache undeutlich, fast so als ob ihre Zunge zu groß für ihren Mund wäre. Aus irgendwelchen Gründen (möglicherweise Kindheitserinnerungen) brachte mich das mehr aus der Fassung als alles andere; ich schrieb einen von Panik erfüllten, halbzornigen Brief an Janes Herausgeber über diesen Punkt und er antwortete in ähnlicher Weise und war ebenso besorgt wie ich. Es gehe unendlich lange, bis sie am Telefon antwortete, sagte er, und wenn sie es dann täte, töne sie wie im Schlaf und sie spräche, als ob ihr Mund voller Murmeln sei. Und ihr Gehör, das früher so hervorragend gewesen war, sei nun entsetzlich, fügte er hinzu. Sie müsse jeweils Rob holen, um ihr zu helfen.

Aber niemand von uns sagte irgendetwas zu Jane oder Rob.

Ich verbarg mein Unbehagen darüber hinter einem Lächeln und ein paar guten Worten, denn was konnte man dazu noch sagen? Rob war ja dort; er war weder blind noch dumm, und so mischte ich mich nicht ein. Und auch Jane machte keine Anstalten, sich mir anzuvertrauen. Soweit ich wusste, hatte es nur Carroll Stamps Schwester („Jean Strand“ aus den Zeiten der ASW-Klasse) gewagt, dies zur Sprache zu bringen und auch sie tat es nur äußerst zaghaft. In einer Bali-artigen Beschreibung aus der Sicht eines Dritten („Ich übte die Anwendung von Dialogen und die damit verbundene komplizierte Interpunktion“) beschreibt Carroll diese Szene, sowie ein ihr vorausgegangenes, ziemlich entnervendes präkognitives Erlebnis, in so lebhaften Farben, dass es einem sogar heute noch schwer fällt, es zu lesen (sie verwendet die Pseudonyme, die ich ihr und Pat in *Im Dialog mit Seth* gegeben hatte):

Und so [irgendwann 1974] wird Mary mit einem erschütternden Erlebnis konfrontiert. Als sie zufällig die Rückseite eines von Janes Seth-Büchern betrachtet, das verkehrt auf dem Regal liegt, sieht Mary zuerst nur das

typische Foto der Autorin auf dem Umschlag. Als sie zwinkert, gleiten ihre Augen leicht außer Fokus und aus einem Teil der umgekehrten Gesichtszüge erscheint ein anderes Gesicht. Sie erschrickt, nicht weil sie es sieht, sondern weil es Furcht erregend ist. Hervortretende Augäpfel, die in verschiedene Richtungen zielen, springen aus einem skelettartigen Schädel. Der Mund formt ein sanftes trauriges... *oh*. Nicht ganz menschlich, aber trotz allem ein Gesicht.

„Optische Täuschung,“ sagt sie laut zu sich selbst. Sie geht mit klopfendem Herzen davon weg und nach ein paar Minuten, als sie sich gesammelt hat, kehrt sie wieder zurück. „Nichts als ein verkehrt daliegendes Taschenbuch,“ denkt sie erleichtert. Dann... erscheinen die schiefen Gesichtszüge wieder.

Immer wieder geht sie weg und kehrt zurück, und das Gesicht tut das Gleiche. Vor ein paar Jahren wäre ein solches Erlebnis notiert, wissenschaftlich erklärt, kategorisiert und prompt vergessen worden, aber nun hat die Realität begonnen, neue Dimensionen anzunehmen. Zufälle und emotionale Reaktionen werden nicht mehr als etwas Selbstverständliches betrachtet.

Aber die Zeit muss weitergehen... Und sie geht genau so weiter wie in jenem Bild. Mary und Jean besuchen Jane und dort ist dieses Gesicht. Alle [im Wohnzimmer] verhalten sich gestelzt und verdrängen ihre Gefühle. Mary und Jean lächeln, lächeln, lachen sogar, und versuchen, mit beengtem Herzen die Wut [die sie fühlen] zu verdauen.

„Deine Augen sind krank, Jane,“ sagt Jean munter als die Mutigere von beiden. Eine lächerliche Untertreibung, wenn man sich des Marty Feldman-Effekts bewusst ist. Der linke Augapfel schaut weiterhin an die Decke, während der rechte Jean trotzig anstarrt.

„Sie sind jetzt viel besser,“ sagt Jane mit geheucheltem Enthusiasmus. „Ich kann sie fast schließen, siehst du?“

Sie konnte es natürlich nicht, weil die Lider viel zu kurz waren, um die Augäpfel zu bedecken. Mary und Jean widersprachen nicht. Janes unbewegtes Auge hält sie beide fest.

Carroll fügt hinzu: „Das ist alles wahr. [Nach diesem Besuch] gingen wir direkt zu einem befreundeten Arzt und beschrieben ihm, was wir gesehen hatten. Er meinte, dass es sich wahrscheinlich um eine überaktive Schilddrüse handelte. Ich hatte den Eindruck, dass die Schilddrüse dermaßen außer Kontrolle war, dass sie überhaupt nicht mehr funktionierte.“

„Jane rief mich ein paar Monate später an. Ich ging zu ihr und fand heraus, wie sie ins Krankenhaus gebracht werden konnte [für den ersten von zwei längeren Aufenthalten]. Sie nahmen sie auf und der Rest ist Geschichte, mit einer ganzen Menge Ungesagtem.“

Carroll hatte natürlich völlig Recht; viele von Janes Problemen – einschließlich ihrer Ohren- und Sinusverstopfungen, Schläfrigkeit und Depression – waren das Resultat einer sehr schlecht funktionierenden Schilddrüse. Und trotzdem war Jane entschlossen, es für sich selbst herauszufinden, separat von den ununterbrochenen, von Seth an sie gerichteten Analysen und Einsichten. Am 3. Mai 1972 schreibt sie in ihr Tagebuch:

Wir entscheiden uns zum Beispiel ganz einfach für eine körperliche Krankheit statt für ein bewusstes Problem... die Krankheit wird zum Schlachtfeld und die Schlacht selbst geht in den Untergrund. Die Abmachung, „es“ bewusst zu „vergessen“, es aus unseren Gedanken auszuschließen und sich den Glaubenssätzen oder der Serie der Glaubenssätze, die uns Probleme gemacht haben, nicht zu stellen, ist selbst ein Teil des Entschlusses. Deshalb besteht der erste Schritt zur Gesundheit darin, aktiv die Glaubenssätze herauszusuchen und bereit zu sein, sich auf einer bewussten Ebene mit ihnen auseinanderzusetzen.

Der Gedanke, dass es uns nicht besser gehen kann, ist Teil des Abwehrmechanismus, den wir natürlich selbst eingerichtet haben... Es erschien mir sehr klar, dass wir *bewusste* Kontrolle über unseren Körper und über unsere Gesundheit haben. Wenn ich das nun so hinschreibe, tue ich es mit einem Gefühl des Schocks. *Bewusste Kontrolle?* Ja. Warum habe ich alle diese falschen Anweisungen gegeben?

Warum sage ich, es geht mir so schlecht, es tut mir so weh, meine Füße tun mir weh, ich bin so langsam? Ständig? Natürlich sind nun alle diese Dinge in meiner körperlichen Realität wahr. *Weil das die Anweisungen sind, die ich ständig gegeben habe und mein Körper sie mit einem fantastischen loyalen Gehorsam ausgeführt hat.*

Aber der Zustand selbst schreit danach, gelindert zu werden. Denn auch wenn ich meinen bewussten Anweisungen folge, so schreit der Körper durch seine Handlungen und Gefühle immer noch hinaus, dass da ein Problem ist, das gelöst werden muss. Die Warnung – dass etwas in den Untergrund gesunken ist...

...Wenn ich anscheinend so viel erhalte... so viele Vorteile... warum zum Teufel bin ich dann nicht zufrieden? Bin ich es? Kaum. Es tut weh,

sich zurückzuhalten. Ein Teil meines Körpers tut immer weh; außer wenn ich mich auf die Arbeit konzentriere – zum Beispiel in der Klasse oder in einer guten Sitzung oder beim Schreiben. Ich liebte es, das Haus zu putzen, die Möbel umzustellen, es machte Spaß und jetzt (ha, schau mal all die Energie an, die ich da herumknallend vergeudet habe, wenn ich hätte schreiben sollen... das ist es, was mir in den Sinn kam...).

Die häufigste aller Fragen, die mir über Jane gestellt werden, ist, warum Jane „das Seth-Material nicht anwendete, um gesund zu werden.“ Die Frage ist schwierig zu beantworten, hauptsächlich weil sie die spezifische Rolle übersieht, die Jane bei der Erschaffung des Materials hatte; aber auch weil sie von einer falschen Annahme über das Material selbst ausgeht.

Als sie das Material produzierten, hatten Jane und Rob weder die gleiche Perspektive noch die Zeit, die den heutigen Leserinnen und Leser der Seth-Bücher zur Verfügung stehen. Wenn Rob ihr nicht in den Pausen zwischen den Sitzungen seine handgeschriebenen Notizen vorlas, hatte Jane normalerweise keine bewusste Ahnung davon, was gesagt worden war (obwohl sie die Konzepte wahrnahm). So musste sie auf Robs abgetippte Kopien warten, wenn sie sie lesen wollte – und inzwischen gab es ja bereits schon seit Jahren Notizbücher voll anderer Sitzungen zu lesen und zu verdauen.

Zudem wurde das Material nicht als Schnellkurs zum Erfolg zusammengefasst und präsentiert – es ist kein „Lest es und alles wird euch gehören“-Werk. Es ist eine Art Schema, wie das physische Universum funktioniert – in erster Linie, dass deine Glaubenssätze die Realität formen, die du erlebst. Um dieses Erlebnis zu verändern, musst du deine Glaubenssätze verändern. Das Material liefert spezifische Übungen und Techniken, um das tun zu können (um nach Informationen in Träumen zu bitten, ist zum Beispiel besonders erfolgreich), aber es gibt keine Himmelsleiter zur Vollkommenheit. „Vollkommenheit“ ist nicht einmal das Ziel. In Wahrheit gibt es kein „Ziel“, keine „Antworten“ als solche; die Antworten, wie Jane und Seth unaufhörlich sagten, sind in dir selbst. „Beachte deinen bewussten Verstand,“ würde Seth sagen. „Da drin liegt deine Welt.“

Jane begriff dies von Anfang an. „Rob und ich erwarten von diesen Ideen, dass sie unsere Probleme lösen,“ schreibt sie in ihrem Tagebuch, „mindestens aber gehen wir davon aus, dass diese Ideen angewendet werden müssen und es nicht reicht, nur die Informationen zu erhalten.“ Und sie studierte sich selbst und ihre Probleme äußerst schonungslos. In ihren Tagebüchern verfasst sie durchwegs scharfe, aber einfühlsame Aufsätze über das Thema ihrer

körperlichen Probleme, und sie sind atemberaubend in ihrer Ehrlichkeit und in der Wahrnehmung der ihren Problemen zugrunde liegenden Glaubenssätze. Sie hadert mit dem Gedanken, dass irgendwie angenommen wird, sie müsse das vollkommene Beispiel für ihr eigenes Werk darstellen – „Carl Jones [aus der ASW-Klasse] sagte etwas über meine früheren Studenten, die glauben, eigentlich sollte ich überhaupt keine körperlichen Beschwerden haben, da ich doch ‚der Kanal‘ für alle diese großartigen Sachen bin, und diese Bemerkung und die entsprechenden unterschweligen Annahmen machten mich wütend; diese Trottel, denke ich und fühle mich dann sofort schuldig“<sup>4</sup> – ein Anspruch, der zum Beispiel nie an Romanschriftsteller oder andere Künstler gestellt wird; dort werden so genannte Unvollkommenheiten sogar als natürliche Elemente eines kreativen Geistes betrachtet. Und doch kann sich Jane letztlich nicht davor drücken, sich selbst diese gleichen Fragen zu stellen: Wie kommt es, dass ausgerechnet sie, die dieses faszinierende Werk hervorbrachte, es nicht anwenden konnte? Nicht fähig war, es anzuwenden? Was stimmte denn eigentlich nicht mit ihr?<sup>5</sup>

Nun, in dieser Beziehung gab es nichts, was mit ihr nicht „stimmte“. Ihre Symptome und auch ihr Tod widerspiegelten bis zur Perfektion ihre Glaubenssätze und ihre Ängste, über sich selbst, über ihre Talente und über das, was sie in der Welt leisten sollte; und diesen Glaubenssätzen folgte sie mit einem hartnäckigen, unbeugsamen Willen. Es war nicht so, dass Jane die Wurzeln ihrer Probleme nicht verstand – Tatsache war, dass sie sich, ganz zu schweigen von Seth, während Jahren intensiv damit beschäftigt hatte. Und es war auch nicht so, dass sie ihre eigenen Vorstellungen nicht „anwenden“ konnte, um gesund zu werden. Einfach ausgedrückt, wagte sie es nicht, ihre körperlichen Behinderungen loszulassen. Sie schaffte es nie ganz, sich aus dem Dickicht ihrer eigenen Glaubenssätze herauszuarbeiten, die nicht nur Jane allein dienten, sondern auch Jane und Rob als Paar. Schwierig auszudrücken, aber wahr – und beide wussten es.

Eine der bewegendsten Sitzungen aus dem als Ganzes äußerst ergreifenden *Deleted Material* (das fast ausschließlich Janes Symptomen gewidmet ist) ist gar keine Seth-Sitzung. Es ist eine andere Stimme, der Jane an jenem Abend des 19. Februar 1972 in ihrem Motelzimmer in den Florida Keys Ausdruck gibt. Es ist, wie sie selbst sagt, die Stimme ihres eigenen kreativen Selbst, oder des „Schöpfers“, die sich in der warmen Floridanacht erhebt und als solche Janes Glaubenssätze in klarer und Furcht erregender Absolutheit ausspricht. Die Sitzung fand an zwei aufeinander folgenden Abenden statt und ist viel zu lang, um hier ganz wiedergegeben zu werden, aber einige Auszüge daraus werden einen deutlichen Eindruck vermitteln. „Man muss sich daran erinnern,“ sagt Rob

in seinen Notizen, „dass wir beide zu Beginn dieses Experiments nicht wussten, was sich daraus entwickeln würde.“

Also gut [sagte Jane], nenne mich den Schöpfer, jenen Teil von mir, der nun spricht. Wir werden den Namen brauchen, um zu bezeichnen, was ich bin.

Ich setze mich aus deinen starken Trieben nach Kreativität zusammen. Mein Ziel besteht darin, deine Energien vor allem im Bereich des Schreibens und des Malens zu schützen und sie dorthin zu lenken. Ich stelle das, was ich will, ganz einfach fest. Ich verlange diesen Dialog, weil meine Zwecke nicht erfüllt werden. Meine Anstrengungen haben sich offensichtlich gegen sich selbst gerichtet.

Starke moralische Einstellungen haben das, was ich bin, zusammengeschnitten – haben die kreativen Triebe wie mit Klebstoff zusammengeschnitten. Ein Teil davon wurde in Ruburts Kindheit geboren. Dieser Teil wurde verstärkt durch deine [Robs] eigenen Vorstellungen über Wahrheit und Kreativität. Du wurdest zum Polizisten. Ich verließ mich auf dich, darauf, dass du sicherstelltest, dass Ruburts Kreativität kanalisiert und angewendet wurde, auch geschützt, aber vor allem nicht vergeudet.

Ich denke, dass ihr beide täglich während einer angemessenen Menge Zeit schreiben und malen solltet. Ich war immer gegen jegliche Arbeitsstellen, die euch davon ablenken würden, solange ihr nicht in äußerster Not gerietet, und in diesem Falle wäre ich bereit gewesen, meine Meinung zu ändern.

Du begannst, deine Vorstellungen zu ändern. Ich hatte erwartet, dass sie unerschütterlich bleiben würden. Als es schien, dass du euch beide nicht mehr mit der nötigen leidenschaftlichen Inbrunst kontrolliertest, tat ich es und übernahm selbst all jene Eigenschaften, welche die deinigen gewesen waren. Das war einfach. Ruburt denkt in vielerlei Hinsicht sehr nüchtern. Er schaut zu dir auf.<sup>6</sup> Die ständigen Suggestionen schlugen Wurzeln und ich brauchte das Resultat für meine Zwecke.

Auch ich denke nüchtern; ich glaube, euer Zweck liegt darin, Schöpfer zu sein, und ich habe alles in meiner Macht Mögliche getan, um dafür zu sorgen, dass ihr nicht davon abschweift.

Es gab Schwierigkeiten mit den Büchern. Meinen Zielen wurde zwar entsprochen, aber das Geld wurde dazu gebraucht, einen Status Quo aufrechtzuerhalten, den ich nur während der ersten paar Jahre in Elmira billigen konnte.



Ich will nicht, dass ihr Hunger leiden müsst oder unglücklich seid. Ich will nicht, dass euch an etwas mangelt, aber sonst beschäftigt mich nichts anderes als euer Werk.

Meine Methoden haben jedoch nicht das erreicht, was ich wollte. Nun verbringt ihr die Hälfte eurer Zeit damit, um diese Methoden zu erforschen und herauszufinden, was mit Ruburt nicht in Ordnung ist – Zeit, die ihr zum Arbeiten brauchen solltet. Es ist mir egal, wenn ihr beide in Armut sterbt, aber ich verlange, dass ihr während eures Lebens eure Fähigkeiten braucht. Dieser Zweck vereint euch beide, und wenn ihr nicht vollständig darauf eingestellt seid, werdet ihr unglücklich oder krank, das eine oder das andere. Ich bin so besorgt, weil ich weiß, dass es so ist. Es ist das Ziel, das allem in eurem Leben einen Sinn gibt.

Ich mache bei eurer psychischen Entwicklung mit, solange sie eurem Werk etwas bringt und es beeinflusst. Ich misstrauere ihr, wenn du [Rob] dadurch vom Malen abgehalten wirst, weil du Notizen machen musst; es macht mir jedoch nichts aus, wenn du deswegen trotzdem malen kannst.

Meine Forderungen sind, von mir aus gesehen, einfach und vernünftig und noch mehr als das: Es gibt nichts, was lohnender wäre. Alles, was ihr tun müsst, um mir zu gefallen, besteht darin, täglich eine vernünftige Menge von Stunden zu arbeiten, dann ist es mir egal, was ihr sonst tut. Aber ich erwarte, dass dieses Ziel euer Leben beherrscht und leitet, dass es der Fokus ist, auf den sich alles andere konzentriert, nicht nur eine Nebenbeschäftigung.

Ich akzeptiere keinen Ersatz und in diesem Sinne bin ich wie ein eifersüchtiger Gott. Ich kann jedoch auch so etwas wie ein Amok laufender Computer werden, wenn meine Methoden nicht zum Erfolg führen. Ich will, dass die Hauptenergien von euch beiden in das Werk von euch beiden geleitet werden. Im Moment konzentrieren sie sich auf Ruburts Zustand. Der Zustand wird automatisch verschwinden, wenn diese Ziele erfüllt werden. Er ist ein Nebeneffekt. Ich habe versucht zu erreichen, dass er sich hinsetzte und, an seinen Stuhl gefesselt, Bücher schrieb, siehst du. Das diente zwei Zielen – einerseits sicherzustellen, dass er selbst kreativ arbeitete *und keine Arbeitsstelle haben konnte* und andererseits Geld zu haben, damit du ganztags malen konntest.

Ich bin müde. Ich habe mein Bestes getan. Ich habe lange und hart für euch gearbeitet. Auch wenn es scheint, als ob ich ein Tyrann gewesen bin, habe ich immer versucht, der Diener eurer eigenen Fähigkeiten zu sein. Ich bin bestürzt. Ich dachte, Ruburt würde nur arbeiten, wenn er an seinen Stuhl gefesselt wäre, und so fesselte ich ihn, teils, um ihn sein eigenes Werk tun

zu lassen, teils, um auch dich zu zwingen, dein eigenes Werk zu tun. Dann habt ihr beide mich bekämpft. Er mochte es nicht, gefesselt arbeiten zu müssen, und ich versuchte, die Fesseln so natürlich wie möglich erscheinen zu lassen.

Er ist nicht irgendwie hochgradig behindert oder verstümmelt. Ich gebe aber zu, dass es mir während einer gewissen Zeit egal war, solange meine Zwecke erfüllt wurden. Nun sehe ich, dass das nicht mehr der Fall ist, dass ihr stattdessen alle Zeit damit verbringt, euch auf diesen Zustand, der eigentlich als Schutz gedacht war, zu konzentrieren und auch nichts mehr gearbeitet wird. Daher meine Bestürzung.

Ich wurde nicht geschätzt, obwohl ich mein Bestes für euch tat.

Freitag, 13. November 1981: Eines der letzten Male, an denen Jane und ich beisammen sitzen und reden wie in alten Tagen. Es ist auch eines der wenigen Male, dass ich einen Teil unserer Unterhaltung aufgeschrieben habe – zwei Tage später, gemäß meinen Notizen. Im Oktober hatte ich meinen zweiten Mann verlassen, und Sean und ich und unsere zwei Katzen lebten in einer winzigen Stудиowohnung in Dundee. Endlich spürte ich, wie Ausgeglichenheit und sogar heitere Gelassenheit langsam wieder Raum in meinem Leben einnahmen. Meine Freundschaft mit Jane war nach dieser Heirat nie mehr ganz gleich gewesen – und ich kann ihr das auch nicht übel nehmen; eine Zeitlang befand ich mich wirklich in einem großen Chaos, und das Zusammensein mit mir war alles andere als angenehm oder unterhaltsam. Aber an jenem Abend schien es, als ob die alte Magie wieder in den Ecken ihres Wohnzimmers raschelte; ich war überhaupt nicht an Seth interessiert, ich wollte nur mit Jane, meiner alten und vertrauten Freundin, reden.

„Nur ich war dort,“ heißt es in meinen Notizen von jenem Freitagabend.

Rob ging in sein Atelier und so redete ich hauptsächlich mit Jane, die zugab, dass sie tiefer in ihre körperlichen Probleme eintaucht, aber sie anscheinend nicht mehr im Griff hat – Tatsache ist, dass es ihr schlechter geht, mit gelegentlichen Phasen der Besserung. Sie ist am ganzen Körper steif, geht nicht mehr im Zimmer herum, hat sehr stark hervortretende Augen und ihre Nebenhöhlen sind so verstopft, dass ihr (bis jetzt immer ausgezeichnetes) Gehör beeinträchtigt ist.

Wir redeten eine Weile über dieses und jenes. Ich schlug [nicht zum ersten Mal] vor, warum sie nicht endlich einfach zu den verdammten Ärzten

ginge, um etwas Erleichterung und etwas Distanz zu erhalten, auch wenn es nur für eine kleine Weile wäre? Jane sagte, dass Frank Longwell und Rob sie neulich fast ins Auto getragen hätten, um mit ihr ins Robert Packer-Krankenhaus in Sayre, Pennsylvania, zu gehen. „Rob droht mir, mich dorthin zu bringen, setzt mir jeweils eine Frist, und ich schaffe es immer wieder, dass es mir bis dann ein kleines bisschen besser geht,“ sagte Jane.

Ich sagte ihr, dass ich glaube, das Seth-Material bedeute das Erscheinen einer neuen Art von Bewusstsein.

„Ja, es ist die Suche nach Gott oder nach neuen Göttern,“ sagte Jane. „Aber vor fünf Jahren hätte ich das noch nicht sagen können – es wäre zu fürchterlich gewesen.“ Sie sagte, sie habe manchmal das Gefühl, aufgrund ihrer zunehmenden körperlichen Beschwerden andere Leute auf den gleichen Weg zu führen – in die gleiche Art Schwierigkeiten. „Aber dann sagt mir Rob, das sei ziemlich selbstgefällig,“ sagte sie und lachte etwas unbehaglich.

„Aber,“ sagte ich, „vielleicht ist das die Art, wie du dein Menschlich-Sein ausgedrückt hast – dein Gefühl, du müsstest dich mit einer ganz großen Frage innerhalb des Materials beschäftigen, um etwas äußerst Bedeutungsvolles zu haben, worauf du eingehen könntest, weil sonst ja alles so leicht hätte dahingesagt werden können, im Sinne von, wie kann ich denn überhaupt über so etwas reden – ich habe ja keine Probleme?“

„Ja, das könnte sein,“ sagte Jane. „Natürlich geht es nie nur um eine einzige Sache. Aber du könntest in eine Situation geraten, wo du dich eher mit deinem Schmerz statt mit deiner Freude identifizierst –“

„Sicher,“ sagte ich, „wenn du nämlich rechtfertigen willst, was du tust, musst du doch auch demonstrieren wie schwierig das Ganze ist; weißt du, zum Beispiel ein Kind zu haben, eine allein erziehende Mutter zu sein, sich in ein mühsames persönliches Chaos zu verwickeln...“

Wir lachten beide. „Oder das hier,“ sagte Jane und zeigte auf sich selbst.

Ich erzählte ihr, dass Kortison-Behandlungen meiner Mutter etwas Erleichterung bei ihrem Typ Arthritis verschafft hatten. „Tönt verdammt gut,“ sagte Jane. Und so ermunterte ich sie, es doch zu versuchen – das heißt für Tests und all das ins Krankenhaus zu gehen. „Was ist denn schon dabei?“, sagte ich. „Warum unter solchen Schmerzen leiden? Warum die medizinische Hilfe nicht annehmen, wenn du sie brauchst? Ich habe das ja auch oft genug getan...“

Hier hören meine Notizen auf, obwohl Jane und ich noch stundenlang redeten.

Ich erinnere mich, dass sie sehr oft, ungefähr alle zehn Minuten, einen Nasenspray gebrauchte, die stärkste Variante, die es davon gab, und ich beschrieb ihr meine schrecklichen Erlebnisse mit solchen Sprays, die bei häufigem Gebrauch einen Rückfalleffekt auf die Schleimhäute haben (wie ich ihr erklärte) und einem dann die Nasenhöhlen noch mehr verstopfen. Ich musste damals einen so genannten kalten Entzug machen und litt, nebst tagelanger bis fast zur Erstickung führender Verstopfung, unter fürchterlichem Nasenbluten. Ein Arzt, den ich schließlich im lokalen Krankenhaus aufsuchte, sagte mir, das Innere meiner Nasenhöhlen sähe aus wie bei einem Kokainsüchtigen. „Wie kann man nur so etwas sagen,“ sagte Jane spöttisch, und nahm den Spray wieder in die Hand...

Sie sagte mir, dass sie sich oft niedergeschlagen und weinerlich fühle und „nostalgisch, als ob das alles in einer fernen Vergangenheit liege“. Ich erinnerte sie an die vielen Male, die ich sie angerufen hatte, weil ich mich so niedergeschlagen fühlte. „Etwas ist einfach nicht in Ordnung,“ hatte ich jeweils gesagt, „ich bin ständig bedrückt. Ich komme da einfach nicht mehr heraus.“ Ich erinnerte Jane daran, dass sie mir damals geraten hatte, „in die Natur hinaus zu gehen“, um eine gewisse Erleichterung zu finden, „und so machte ich eine Menge langer Spaziergänge, aber es schien nicht viel zu helfen,“ sagte ich. „Überhaupt nichts half.“

„Ja, ich würde sagen, etwas war damals nicht in Ordnung,“ bestätigte Jane und machte den Anschein, als ob sie genau wüsste, worüber ich sprach. „Wie hast du’s schließlich geschafft?“

„Ich drehte durch und heiratete,“ sagte ich und wir beide kicherten boshaft, und eigentlich wollte ich noch sagen: „Und wie machst du es nun, Jane, wenn es keine Spaziergänge im Wald mehr für dich gibt, wenn eigentlich nichts mehr möglich ist – wie gehst du damit um? Einfach dasitzen und es immer und immer überdenken und überprüfen? Wie wirst du damit umgehen?“

Aber ich sagte nichts, und wie wir es schon so oft gemacht hatten, ließen wir es einfach im Raum stehen.

\* \* \* \*

Ich werde von einer Erinnerung heimgesucht, von etwas, das eigentlich gar nicht hatte geschehen können.

Ich sehe einen langen, schwach beleuchteten Flur mit einer nackten Glühbirne an einer hohen Decke. Es könnte der Flur sein, der sich zwischen den beiden Wohnungen in Nummer 458 befand, aber die Wände haben die falsche Farbe. Jane und ich stehen am Ende dieses Flurs und sprechen über den Dichter T.S.

Eliot. Sie trägt einen schwarzen Rollkragenpullover, einen kurzen schwarz-weiß karierten Rock, schwarze Strumpfhosen und ausgetretene braune Halbschuhe. Sie sagt, dass Eliot sie stark beeindruckt habe, als sie jünger war, dass sie sich aber mehr zu e. e. cummings hingezogen gefühlt habe, als sie älter wurde. In einem plötzlichen Ausbruch von Überschwang rennt sie vor mir den Flur entlang und schmettert Zeilen aus Eliots Gedicht The Love Song of J. Alfred Prufrock, springt in die Luft, schlägt mit ihren Fingerspitzen an die Glühbirne – in meiner Erinnerung sehe ich ganz genau ihre schwarz lackierten Fingernägel – während sie laut ruft: „Im Raum da kommen und gehen die Frauen SO / und reden über MichelANGELO!“ Elegant landet sie auf ihren Füßen, und wir lachen.

Die Jane, die ich kannte, hätte das niemals tun können, aber diese Erinnerung ist nicht erfunden und sie ist auch kein Traum, zumindest soweit ich das sagen kann. Ihre Tagebücher aus den Fünfzigerjahren erwähnen, dass sie mindestens bei einer Gelegenheit „vor dem Frühstück“ laut aus Eliots Gedichten vorgelesen hatte, aber...

Ich muss sie mit jemand anderem verwechselt haben, aber wer genau könnte das sein? Und wann?

# KAPITEL 20

## *Das Krankenhaus und darüber hinaus*

Traum, 19. Mai 1982: Jane und Rob haben ein Haus im Wald. Sie und ich sitzen zusammen und reden, als sie unsere Unterhaltung unterbricht und mir sagt, sie höre, wie Rob sie vom oberen Stockwerk her rufe. Sie sagt, sie habe ein deutliches Bild vor sich, wie er eine Tür öffne, sie rufe, dann die Tür schließe – öffne und schließe, öffne und schließe.

Halb sehe ich das Bild auch vor mir... es scheint mir ein Ruf aus einer anderen Dimension zu sein oder eine lockende Stimme aus einer weit entfernten Welt.

Dann sehe ich, wie beide durch die Tür hinausgehen. Jane ist wacklig und ihre Beine funktionieren nicht ganz richtig, aber trotzdem, sie geht. Und während des Weggehens wendet sie sich zu mir und sagt, sie müsse nun irgendwohin gehen, aber ich solle weitermachen.

Alles ist sehr seltsam und verfolgt mich...

\* \* \* \*

Ich meldete mich bei meinem ersten Besuch im Krankenhaus nicht bei der Rezeption an – es war im Herbst 1982, nachdem Jane zum zweiten Mal eingeliefert worden war. Sie leide an fürchterlichen Wundstellen, sagte mir Rob, und an einer daraus entstandenen Sepsis und an einigen anderen Problemen. Rob hatte mich diesmal angerufen, weil ich vorher, im Frühling, gar nicht gewusst hatte, dass sie im Krankenhaus lag, bis sie wieder kurz vor der Heimkehr stand.

Ich fand den Aufzug, drückte die Stockwerknummer und fühlte mich wie eine Verschwörerin. Irgendwie war ich überzeugt, dass man mich nicht zu ihr gelassen hätte, wenn ich mich bei der Rezeption angemeldet hätte. Ich weiß nicht, weshalb ich dieses Gefühl hatte. Vielleicht hing es mit dem zusammen, was ich vorfand, als ich aus dem Aufzug trat.

Der antiseptische Krankenhaugestank erfüllte meine Nase, als ich den Flur entlangging und die Zimmernummer suchte. Weiter vorne, in einem Zimmer neben der Schwesternstation, schrie jemand vor Schmerzen. Der Ton hob und senkte sich ohne aufzuhören, ein fürchterliches gellendes Heulen, nur unterbrochen von unverständlichen Wortfetzen und unzusammenhängendem

Schluchzen. „Um Gottes allmächtigen Willen,“ dachte ich bei mir, „warum geht denn keiner hinein und tut etwas für diesen elenden Menschen?“ Die Schwesternstation war verlassen. Niemand sonst war im Flur.

Plötzlich drangen die heulenden, unverständlichen Worte mit schrecklicher Deutlichkeit durch die Luft: „VERDAMMT NOCHMAL, VERDAMMTE HÖLLE!“, schrie die Stimme, „LASST MICH VERDAMMT NOCHMAL ENDLICH HIER RAUS!“ Dann gingen die Schreie in ein erbärmliches, hoffnungsloses Schluchzen über.

Das Zimmer und die Stimme gehörten Jane.

Wenig fehlte und ich hätte mich umgedreht und wäre davongelaufen. Ich schäme mich, es zuzugeben, aber ich zögerte an der Tür und dachte, ich könnte einfach nur weggehen und vielleicht später nochmals zurückkommen oder auch gar nicht mehr, und niemand würde etwas davon wissen. Bestimmt musste doch eine Schwester oder ein Arzt bei ihr drinnen sein – ganz sicher müsste das so sein. Aber es war nicht so. Als ich allen meinen Mut zusammennahm und hineinging, sah ich, dass Jane allein war.

„Sue-Belle!“, rief Jane, „Sue-Belle, Sue-Belle, hilf mir, mach etwas, sprich mit mir, erzähl mir etwas.“ Sie lag auf dem Rücken, mit ihren Armen über der Brust gefaltet, in der Position eines Leichnams. Aber ihre Schultern, Ellbogen und Handgelenke waren so steif, dass ihre Arme eben nicht in dieser Position ruhten – sie waren wie diejenigen einer Marionette starr fixiert und schwebten knapp oberhalb des Lakens. Kissen stützten sie auf beiden Seiten und auch unter ihren Oberarmen. An der Wand stand ein Fernsehgerät und eine Seifenoper murmelte endlos vor sich hin.

Ich sagte etwas im Sinne von: „Möchtest du, dass ich jemanden hole?“ – „Nein,“ sagte sie, „setz dich hin und rede mit mir, bitte rede mit mir.“ Sie war atemlos vor Schmerzen und versuchte angestrengt, ihre Schreie vor mir zu unterdrücken. Schweiß rann über ihre Stirn und in ihre Augen.

Ich ging ins Badezimmer, hielt einen Waschlappen unter kühles Wasser und saß an ihr Bett und wischte mit dem Tuch über ihre Stirn und über ihr Gesicht, während ich pausenlos über irgendetwas redete. Ich weiß nicht einmal mehr worüber – über Sean, meine Katzen, was mir auch immer in den Sinn kam. Ihre natürliche Haarfarbe hatte begonnen, nachzuwachsen, es war ein schönes silbernes Schwarz, dicht und wild. Ich rieb ein wenig über ihren Kopf. „Was zum Teufel ist hier eigentlich los?“, fragte ich schließlich. Sie sagte mir, sie reagiere auf ein Medikament, das sie ihr gegeben hatten, um ihre Lunge zu reinigen – oder so ähnlich; ich erinnere mich nur an den Teil über die Lunge. Sie sagte, sie sei während Stunden – sagte sie wirklich Stunden? – in dieser Lage gewesen. Stunden, allein, in dieser Lage? Wie konnten es Stunden gewesen sein?

Ich sagte ihr, ich würde einen Arzt holen und wenn ich ihn an den Haaren herbeizerren müsste, aber sie sagte: „Nein, geh nicht weg, bleib hier bei mir, sprich einfach weiter über irgendetwas, egal, was auch immer.“

Dann biss sie auf die Zähne und stieß einen weiteren stöhnenden Schluchzer aus. „Meine Ellbogen, mach etwas, mach etwas, verdammt, verdammt, verdammt!“, keuchte sie.

Ich ließ das Tuch fallen und nahm ihre Ellbogen in meine Hände – das war das Einzige, was mir in den Sinn kam. Sie seufzte, es musste also ein wenig geholfen haben, vielleicht nur durch eine winzig kleine Veränderung der Position ihrer Schultergelenke, ich weiß es nicht. Dann stellte ich mir vor (wie wir das in den Alpha-Experimenten in jener Zeit vor ein paar Millionen Jahren getan hatten), dass meine Hände kleine Heizkissen wären, die heilende Wärme in ihre Ellbogen strömen ließen, sie aufwärmten und sie in eine weiche, angenehme, sonnenwarme Knetmasse verwandelten. Ich stellte mir das so deutlich vor, wie ich nur konnte, und versuchte, den Schock und die Angst, die in meinem Herzen weiterhämmerten, zu übertönen. Und irgendwie schien wirklich etwas zu geschehen. Jane wimmerte keuchend, aber sie entspannte sich – ein bisschen. Nur ein ganz kleines winziges bisschen.

„Du bist okay,“ beruhigte ich sie, ohne jede Logik. „Du bist jetzt okay.“

„Ich will nicht so leben, Sue-Belle,“ sagte sie. Ihre Stimme tönte geschunden, verzweifelt. „Ich kann es nicht. Ich will es nicht. Ich schaffe es einfach nicht mehr.“

„Das musst du nicht,“ sagte ich. „Das weißt du doch.“ Ich lächelte sie an; sie nickte. Unsere Gesichter waren einander ganz nahe; ich spürte ihren Atem auf meiner Wange. Schweißtropfen rannen ihren Schläfen entlang, ich ließ sie rinnen und hielt ihre Ellbogen weiter in meinen Händen. „Aber du weißt doch, du musst nicht dazwischen wählen, so zu leben oder zu sterben,“ sagte ich zu ihr, „du kannst anders leben.“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Jane. „Ich weiß nicht, ob ich es kann. Ich habe mich allzu tief darauf eingelassen – ich bin viel zu weit gegangen. Ich glaube nicht, dass ich zurückgehen kann.“

„Ja, du bist ziemlich tief drin,“ bestätigte ich, „aber nichts ist in Stein gemeißelt.“ Dann sagte ich etwas im Sinne von, dass sie irgendwo eine Zwischenebene auswählen könnte; sie müsste keine Wahl zwischen totaler Vollkommenheit oder totaler Hinfälligkeit treffen; sie könnte einen Platz finden, an dem sie so gut wie möglich leben würde, vielleicht könnte sie zwar nicht mehr herumlaufen, vielleicht wäre sie sogar in einem Rollstuhl, „aber du könntest durch das Fenster den Vögeln zuschauen, mit den Katzen herumspielen, mit Rob zusammen sein, schreiben,“ redete ich ihr ein.



„Ich weiß es nicht,“ wimmerte sie. „Vielleicht kann ich das alles nicht mehr – die Sache mit Seth, die Bücher.“

„Dann vergiss doch die Sache mit Seth,“ sagte ich. „Schreib einfach Romane oder Gedichte oder was auch immer du willst. Ich tippe dir die Manuskripte ab, komm schon, stell dir vor, was das für ein Spaß sein könnte.“

Sie sagte: „Ja, das ist genau das, was Rob sagt,“ und in eben diesem Moment trat Rob ins Zimmer.

„Was ist hier los?“, fragte er. Sein Gesicht war ausdruckslos, sein Ton gekränkt.

„Mensch, bin ich froh, dich zu sehen,“ sagte ich und stand auf. Ich erklärte ihm, was ich vorgefunden hatte; Jane in horrenden Schmerzen, in ihrem Leiden allein in diesem Zimmer gelassen. Aber statt erzürnt zu reagieren, wie ich es von ihm erwartet hatte, stand Rob nur mit vor der Brust verschränkten Armen und versteinertem Gesicht da. „Ja, das ist auch schon vorher geschehen,“ sagte er, als ich damit fertig war. „Es gibt nicht viel, was sie hier machen können.“ Dann warf er mir einen Blick zu, der mir deutlich sagte, ich solle jetzt gehen und das tat ich denn auch. Ich war bis ins Mark erschüttert und wütend auf Rob – warum war er nicht einfach in die Schwesternstation gegangen und hatte im übertragenen Sinn ein paar Kanülen zerschmettert. Erst viele Jahre später, als ich meine eigenen Eltern durch ihre Krankenhausodysseen und bis zum Tod begleitet hatte, verstand ich Robs Reaktion und die blanke, hoffnungslose Erschöpfung, die darunter lag, tonnenschwer, wie das Gewicht eines unendlichen Ozeans.<sup>1</sup>

\* \* \* \*

Drei Jahre später, im Spätsommer 1985: Ich wechsele die Laken auf dem Sofa, auf dem sich meine Mutter gerne ausruht, im Zimmer mit all den großen Fenstern, wo sie den Vögeln zuschauen kann. Sie ist schwerkrank, hat Leberkrebs, ist dünn wie ein Schatten, ihre Augen sind riesig groß und dunkel. Als ich ihr zurück auf das Sofa helfe, sagt sie zu mir: „So will ich nicht leben. Ich bin zu weit gegangen, um noch umkehren zu können.“

Ich starre sie überrascht an. Wir haben nie über die offensichtliche Tatsache ihres nahenden Todes gesprochen. Ich sage: „Es könnte dir wieder besser gehen,“ obwohl ich weiß, dass das nicht geschehen wird.

„Ich glaube, ich wäre lieber bei ihm,“ sagt sie und meint meinen Vater, der 1983 starb.

Ich schaue in ihre Augen. „Dann entscheide dich,“ sage ich. „Tu das, was du tun willst, entscheide dich für das eine oder für das andere, aber fahr nicht fort,

dich selbst zu quälen. Es könnte dir besser gehen, wenn du das wirklich willst, aber es ist auch in Ordnung, sich zu verabschieden.“ Und ein paar Wochen später tut sie das.

Wie seltsam und wie ironisch und doch wiederum wie angebracht, dass ich gegen Ende ihres Lebens mit beiden das gleiche Gespräch hatte, mit Jane und mit meiner Mutter – mit diesen Frauen auf beiden Seiten von mir, die beide so unnachgiebig weit voneinander entfernt waren und die beide an unaufhaltsamen autoimmunen Krankheiten sterben sollten. Und deren eigene Mütter an derselben Krankheit gestorben waren.

\* \* \* \*

Juli 1982: Es ist einige Wochen her, seit Jane nach ihrem ersten Krankenhausaufenthalt nun wieder zuhause ist. Während kurzer Zeit scheint sie hoffnungsvoll, optimistisch und freut sich, an ihrem nächsten Überseele Sieben-Projekt arbeiten zu können. In ihrer Tagebucheintragung vom 6. Juli schreibt sie, „... nun, da ich sogar wieder so gut tippen kann – sehr langsam, mit einem Finger aufs Mal, meine wund gelegenen Stellen am Hinterteil austricksend – aber entschlossen, es zu schaffen, weiß ich gar nicht richtig, wo ich beginnen soll. Es geht mir jedoch viel besser als ich dachte...“

„Beide Finger meiner linken Hand waren stark entzündet – etwas, das sich nun mit Riesenschritten bessert. Das heißt auf jeden Fall, dass ich tägliche Notizen oder Gedichte oder was auch immer tippen kann, so gut wie es eben geht, jeden Tag... Ich habe das Gefühl, als ob während dieser ganzen Erfahrung ein Jahr verschwunden sei, eines, das ich hauptsächlich in Qualen wund gelegener Stellen und Demütigungen schmerzender Haut verbracht habe, nur hie und da unterbrochen von den fürchterlich negativen Projektionen des medizinischen Berufsstandes...“

Wie schon so viele Male in der Vergangenheit zeigen sich kleine, aber deutliche Verbesserungen. Rob stellt ihr einen Tisch zum Schreiben im umgebauten Durchgang bei der Küche bereit. „Ich versuche, es mir so bequem wie möglich zu machen, damit ich länger tippen kann,“ schreibt sie. „...Finger sind stärker auf den Tasten und ich weiß, es wird okay sein... Tippe ein wenig schneller.“ Sie notiert Träume, schreibt einige Gedichte. „Döse aber immer noch hie und da ein,“ fügt sie hinzu, aufgrund der Dosierung der Schilddrüsenmedikamente.

Aber dann beginnt sie, zuerst langsam, dann immer schneller, den Boden zu verlieren. Sie hat Probleme, das Papier in die Schreibmaschine einzulegen, ihre Tagebucheintragungen werden wegen der Tippfehler fast unleserlich. Ihr letzter

Schreibmaschinen-Eintrag stammt vom 15. Juli 1982:

Lese etwas mehr von Robs Notizen und arbeite ein wenig an Überseele; es ist ein Anfang. Die letzten Tage waren ziemlich feucht und warm, Frank kam schnell vorbei, Margaret...8 [sic] ein paar Mal kurz, Augen schienen besser lesen zu können.

Es folgen noch zwei handgeschriebene Seiten. Sie sind verschmiert und schwierig zu lesen. Es sind ihre letzten Tagebucheintragen, vom August 1982:

Oh deine Stimme  
ist so vertraut.  
Wo habe ich sie  
schon einmal gehört  
in Träumen  
oder winzigen Wiegenliedern  
oder glitzernden  
Wasserfällen  
zur Mittagszeit

Gegenstück  
Gefährtin

---

Es gibt einen  
Streifen  
Sommer  
in einem geheimen  
Tal

Wo geheimnisvolle Stimmen  
sprechen

---

bald ... Sue

Daran angeheftet ist eine Seite mit dem Titel „Die dumme Blume“. Es ist ein kurzer Auszug aus einem Monolog aus Im Dialog mit Seth über das Vertrauen in die eigene angeborene Vitalität. „Güte ist so natürlich wie eine Blume, die wächst,“ beginnt er.

\* \* \* \*

In jenem Herbst geht sie ins Krankenhaus zurück und bleibt bis im Januar 1983 dort. Im April tritt sie wieder ein und dann bleibt sie dort, bis sie am 5. September 1984 an Komplikationen einer von der rheumatischen Arthritis verursachten Infektion des Weichteilgewebes stirbt, an der sie so lange gelitten hatte.

Ich besuchte Jane nicht sehr oft im Krankenhaus – drei, vielleicht höchstens vier Mal, einschließlich des letzten Mals, drei Tage bevor sie starb. Es gibt keine Entschuldigung dafür; ich schaffte es schlicht und einfach nicht. Meine Tage waren erfüllt vom Hin- und Herfahren zwischen Dundee und Elmira und den Versuchen, mit dem sich rasch verschlimmernden Gesundheitszustand meiner Mutter und mit den schmerzlichen, sich widersprechenden und allzu oft auch wenig mitfühlenden Meinungen ihrer Ärzte umzugehen. So schrieb ich Jane Briefe und sandte ihr humorvolle Karten, blieb telefonisch mit Rob in Verbindung und sagte mir, dass allzu viel Besuch Jane nur belästigen würde – denn erstaunlicherweise fuhr sie während ihres langen und schmerzhaften und ständig von Krankenhauspersonal und medizinischen Maßnahmen unterbrochenen Aufenthaltes, sowie bombardiert von pessimistischen Suggestionen und unheilvollen Voraussagen, körperlich eingeschränkt und wer weiß wie verzweifelt, weiter, ihr Werk zu produzieren, indem sie Rob diktierte (der sie in all dieser Zeit nur an einem einzigen Tag nicht besuchte). Sie diktierte nicht nur Gedichte, Träume, Notizen und Analysen ihrer Situation, sondern auch eine Serie von Dialogen über Kunst und damit verbundene Themen, eine vier Monate dauernde Serie von kurzen, meist persönlichen Seth-Sitzungen, und im Januar 1984 begann sie ihr letztes Seth Buch Seths letzte Botschaft, das sie zuverlässig bis zum Schluss, sechs Tage vor ihrem Tod, durchgab.

Debbie Harris jedoch, die Jane früher einmal als Fan aufgesucht hatte, besuchte sie nun während dieser fast drei Jahre mehrmals pro Woche und übernahm die Rolle einer Begleiterin und Gefährtin. Irgendwann einmal hatte Rob sie gebeten, hie und da im Krankenhaus vorbeizuschauen und Jane zu

helfen, die Zeit zu verbringen, wenn er selbst nicht dort sein konnte. Genau das tat Debbie denn auch, offensichtlich, ohne sich dabei irgendwie unsicher zu fühlen. In ihren Tagebuchnotizen über jene Zeit, die in sich selbst eine fesselnde Erinnerung sind, beschreibt Debbie nicht nur die fortschreitende körperliche Hinfälligkeit von Jane (aber sogar auch dann noch mit erstaunlichen, sehr kleinen Besserungen: „12. August 1984: Jane bewegte ihr rechtes Knie wieder, von dem ihr die Ärzte gesagt hatten, sie werde es nie mehr bewegen können.“), sondern auch eine ungewöhnliche, aus Debbies gutem Willen und Janes Bedürfnis nach Gesellschaft und Unterhaltung zusammengesetzte Freundschaft in einem Mikrokosmos, die trotz des Umfeldes und der Umstände – wie hätte es auch anders sein können, nehme ich an – alle die gleichen Elemente in sich trug, die so unauslöschlich in Janes Beziehungen mit fast allen Menschen verwoben waren.<sup>2</sup> Großartige Unterhaltungen über die Natur der Realität. Witzige Kommentare und Einsichten. Diskussionen über und Interpretationen von Träumen. Und natürlich die unvermeidlichen Bitten um Hilfe in persönlichen Belangen – Verwandte mit Problemen, falsch gelaufene Liebesgeschichten, die ewige Frage des richtigen Freundes; ein Suizidversuch von Debbies Schwester im Herbst 1983.

„Sah Jane heute Abend,“ schreibt Debbie, „und bat sie, ihre Quellen anzuzapfen, um zu sehen, was [darüber] herauskommt.“ Und ein paar Tage später: „Sprach mit Jane über meine zwei letzten Träume und sie stimmte mir zu, dass das Abtreibungselement in dem einen Traum wahrscheinlich den ‚abgetriebenen‘ Suizidversuch meiner Schwester betraf; und dass die Träume sehr positiv scheinen, zumindest so, dass in der Zukunft kein anderer solcher Versuch stattfinden würde [was stimmte]...“ Bei anderen Besuchen beschreibt Debbie ihre neueste Liebesromanze: „Erzählte Jane alles über meine Liebesaffäre mit C. und fühle mich ein wenig besser. Sie sagte mir, sie glaube, meine Beziehung mit C. beinhalte eine alternative Wahrscheinlichkeit, in der sich der größte Teil der Beziehung abspiele, mit gelegentlichen Einblendungen oder mit einem Überfließen und Überquellen in diese Wahrscheinlichkeit. Sie glaubte, es seien auch neurologische Übergänge damit verbunden... ‚Na ja, du bist verliebt,‘ sagte Jane. ‚Es ist schön, verliebt zu sein.‘“

Jahre später, als Debbie diese Seiten für mich kopierte, schrieb sie mir: „Mensch, Sue, ich sage dir, nach all den Jahren diese Notizen wieder zu lesen, ist grauenhaft. Nun bedaure ich sehr, Jane in ihrer schwierigen Situation mit allen meinen Problemen konfrontiert zu haben. Die brauchte sie damals wirklich nicht auch noch, zusätzlich zu all ihren eigenen.“ Eine Ansicht, die ich im Nachhinein sicher auch teile, und die bis zu einem gewissen Grad aus dem unbehaglichen Gefühl stammt, dass niemand je etwas ähnlich Bedeutungsvolles gehabt hätte,

das man Jane hätte zurückgeben können.

Zu diesem Thema findet sich in Debbies Tagebuchaufzeichnungen auch ein Traum, den ihr Jane am 23. Juni 1984 erzählte: „Jane ist in Saratoga Springs in ihrem Hause und gibt Teller um Teller voller Essen an eine unendliche Menge von hungrigen Menschen aus. Dann ist sie in ihrem [Elmira-]Haus emsig damit beschäftigt, sich selbst etwas zum Essen zuzubereiten. Das Ganze verschwimmt dann und wird zu ihrem Krankenhauszimmer, als sie realisiert, dass sie sich selbst gar nichts zubereiten kann, weil sie im Krankenhaus liegt.“

Debbie fährt fort: „Wir sprachen über die Art und Weise, wie Träume Elemente der physischen Realität für ihre eigenen Zwecke brauchen können, und sie gab mir ein Beispiel dafür. Aber es war ein Beispiel mit einer überraschenden Wendung: Sie war spätnachts vor dem laufenden Fernsehgerät eingeschlafen. Gemäß Programm sollte eine bestimmte Show gezeigt werden, aber als Jane vom oben erwähnten Traum aufwachte, sah sie, dass das betreffende Programm zu einem Bericht über eine Hilfsorganisation geändert worden war, der verhungerte Menschen in verschiedenen Teilen der Welt zeigte.“

„Ihr Traum erinnerte mich auch,“ fügte Debbie hinzu, „an eine Unterhaltung über Nahrung in der physischen Realität und über spirituelle Nahrung, die wir kurz vorher – nach Neujahr – geführt hatten. Und Jane sagte, es gäbe keinen grundlegenden Unterschied zwischen beidem. Ein ziemlich bezeichnender Traum, eh?“

Alles in allem half Debbie Jane, die vielen einsamen Stunden durchzustehen und sie versuchte dabei, Gesprächsthemen über irgendetwas in der Welt außerhalb des Krankenhauses zu finden. Und dabei ging Debbie mit einer großartigen und völlig ungekünstelten Sicherheit vor. „Beim Herumsuchen [nach etwas, worüber wir noch nicht gesprochen hatten],“ schreibt sie im Juli 1984, „fanden wir endlich etwas – Wohnungen, in denen wir gelebt hatten, detaillierte Beschreibungen meiner Wohnung und von Häusern und Wohnsitzen, die uns gefielen, wie zum Beispiel geodätische und unter der Erde gelegene Häuser und moderne, dazu passende Technologien für Heizungen, etc. wie Solar- oder Windenergie. Das hielt uns ziemlich beschäftigt und schon bald war es 21:00 Uhr. Jane war sehr froh, auf diese Art aus ihrem mentalen Trott ausbrechen zu können, und ich war froh, dass es ihr so schnell so viel besser ging und sagte: ‚Ich schau’ mich für den nächsten Tag mal nach weiteren Verbesserungen um.‘“ Während eines anderen Besuches hatte Jane die Idee, an ihrer unvollendeten Autobiographie *From This Rich Bed* weiterzuarbeiten, indem sie Debbie diktieren wollte, die den Text dann in Langschrift aufnehmen sollte. „Irgendwie,“ bemerkt Debbie, „zweifle ich, dass das ‚Bed’, das sie im Sinne hatte, jenes Bett ist, an das sie nun mehr oder weniger gefesselt ist. Trotzdem

erscheint dieser Titel recht viel sagend; sie begann vor mindestens zehn Jahren damit.“ Obwohl sie das nicht zu Ende verfolgte, brachte Jane es trotzdem fertig, ein paar Abschnitte über ihren persönlichen Hintergrund zu diktieren, die Debbie wie folgt aufgeschrieben hat:

Jane sagte mir: „Ich wusste schon immer, dass ich eine berühmte Schriftstellerin werden würde.“

Sie sagte, sie sei im Prinzip Jungfrau gewesen, als sie Rob heiratete. Und dass sie nach ihrer Heirat mit Walt, als sie sich zum ersten Mal lieben wollten und sie seinen Penis erblickte, darüber witzelte, weil er so groß war und sie sich nicht vorstellen konnte, wie sie es schaffen würden. Sie sagte es zwar nie mit so vielen Worten, wie zum Beispiel: „Ich hatte nie Geschlechtsverkehr mit Walt,“ etc., aber als ich sie fragte: „Dann warst du also im Prinzip Jungfrau, als du Rob geheiratet hast?“ (oder etwas in diesem Sinne), sagte sie ja.

Sie sagte, immer wenn sie und Rob sich vor einer Seth-Sitzung oder vor einer ASW-Klasse liebten, seien die Resultate in der darauf folgenden Sitzung spektakulär gewesen. Und dass sie und Rob sich manchmal um dieser Sitzungsergebnisse willen geliebt hätten. Sie sagte, Walt... habe wunderschöne Augen, aber kein Kinn gehabt und sie habe ihn romantisiert.

Sie sagte, sie habe Rob getroffen, als sie im Begriff gewesen sei, Walt zu verlassen, Rob habe mit ihr gehen können oder auch nicht, was auch immer er wollte. Sie [sie und Rob] hätten dann eine gewisse Zeit – etwa ein Jahr oder so – zusammengelebt, bevor sie schließlich heirateten, hauptsächlich um für seine Familie den Schein zu wahren. Getroffen hatten sie sich in Saratoga Springs, New York.

Sie sagte, als Teenager habe sie begonnen, sich von ihrer Mutter fortzustehlen, die bettlägerig war. Es hing damit zusammen, dass sie abends aus dem Haus gehen wollte, um ihre Freundinnen oder Freunde zu treffen. Sie habe jeweils irgendeine glaubwürdige Entschuldigung erfunden und sei dann ausgegangen. Ich fragte sie, ob sie das habe rechtfertigen können und sie sagte, sie habe es vollkommen rechtfertigen können.

Irgendeinmal inmitten all dieser Ereignisse, wahrscheinlich im Herbst 1983, ruft Maggie Granger mich nach einem Besuch bei Jane aus dem Krankenhaus an. Maggie ist außer sich, verständlicherweise. Sie bittet mich, Jane zu überzeugen, „die Seth-Ideen fallen zu lassen“ und sich den medizinischen

Verfahren ohne Widerrede zu unterwerfen – anscheinend hat Jane sehr viel widersprochen, obwohl mir scheint, sie habe sich auch einer ganzen Menge unterworfen. (An einem gewissen Punkt hatten, gemäß Robs Anmerkungen in Band 1 von *Träume, "Evolution" und Werterfüllung*, die Ärzte soviel wie sechs größere Gelenkersatz-Operationen vorgeschlagen, ohne Garantie für die Qualität der Resultate. „Sogar wenn Jane alle diese Operationen gehabt hätte,“ schreibt Rob, „sogar wenn sie daraufhin auf irgendeine Art hätte gehen können, hätte sie trotzdem immer noch Arthritis gehabt. Sie war davon durchdrungen. Das sagten unsere Glaubenssätze. Das sagte auch ihr Körper, was für alle sichtbar war... Und Jane konnte beim Versuch, sich vor den negativen Suggestionen zu schützen, die seit ihrem Krankenseintritt wie psychische Hammerschläge auf sie herabprasselten, nur schwache Einwände gegenüber dem Thema Operationen erheben.“)

Aber ich las diese Anmerkungen von Rob erst viel später. Statt Maggie einfach nur zu antworten, ich würde mit Jane reden oder irgendeine belanglose Lüge zu erfinden, sage ich ihr 1983 am Telefon etwas im Sinne von: „Na ja, weißt du, Maggie, Jane hat das Recht, selbst über sich zu entscheiden und ihre Entscheidungen darauf zu begründen, worauf sie sie auch immer begründen will. Das machen wir doch alle.“

Maggie geht daraufhin in die Luft und lässt ihre Wut an mir aus, was ich doch für ein Dummkopf sei, dass etwas getan werden müsse, dass sich Jane nur aus lauter Sturheit an alle diese Ideen klammert. Ich werde auch ziemlich aufgebracht und wir kommen zu nichts. Schließlich knallt sie den Hörer auf die Gabel, und ich stehe in meinem Wohnzimmer und denke: Und wenn sie nun Recht hätte? Wenn niemand von uns etwas darüber weiß, wer wir sind? Wenn wir wirklich dem Universum ausgeliefert wären? Wie können wir das je wirklich wissen? Ich realisiere, dass ich auf Maggie nicht wütend bin – Herrgott noch mal, sie ist verängstigt und krank vor Sorge über den Zustand ihrer Freundin –, aber was hätte ich denn sagen sollen? Dass ich ins Krankenhaus stürme und Jane überrede, sich selbst zu verleugnen? Und das sollte sie dann retten?

Es war das letzte Gespräch, das ich mit Maggie führte. Jahre später, ungefähr 1995, helfe ich einer Freundin in einem Antiquitätengeschäft in Watkins Glen aus, als Maggie hereinkommt und nach Sammlerstücken Ausschau hält. Ich habe inzwischen ziemlich viel Gewicht verloren und so überrascht es mich nicht, dass sie mich nicht sofort wieder erkennt. Aber das Interessante daran ist, dass sie mich auch nicht erkennt, als ich ihr meinen Namen sage.

„Sue... Watkins? Watkins?“, sagt sie und versucht, sich zu erinnern. „Ja,“ sage ich, „weißt du noch, alle diese Freitagabende bei Jane und Rob, alle diese Weihnachtspartys, „jenes Mal, als die Katze in deinen Schoß sprang, die Bars,



die wir besuchten, die vielen Geschichten...“

Sie kann sich in keiner Art und Weise an mich erinnern. Es ist, als ob ich in ihrer Realität nie existiert hätte. Schnell entschuldigt sie sich und verlässt den Laden.

Ein oder zwei Jahre später treffe ich im nahe gelegenen Einkaufszentrum zufällig Bill Granger und wiederum geschieht das Gleiche. Bill macht bei meiner Begrüßung und dem darauf folgenden Austausch von Bonmots in seiner vertrauten fröhlichen Art mit, und daher vergehen mehrere Minuten, bis ich realisiere, dass er keine Ahnung hat, wer ich bin. Und so erkläre ich wieder („Janes und Robs Haus... Partys... Bars... Geschichten...“) und wiederum... hat er anscheinend überhaupt keine Erinnerung an mich. Er nickt, lächelnd, freundlich, völlig ratlos.

Als ob alles nur... ein Traum gewesen ist?

Denn schließlich fällt der unabwendbare Vorhang. „Mittwoch, 5. September 1984, 11:50 Uhr,“ schreibt Debbie in ihrem Tagebuch, „Jane starb um 2 Uhr morgens. Ich habe eben Rob angerufen um herauszufinden, ob er zuhause oder ins Krankenhaus gegangen ist. Zu meiner Überraschung hat er selbst geantwortet und es mir dann gesagt. So ist es denn vorbei. Ich bin irgendwie erleichtert, hauptsächlich für Jane; froh, dass sie nicht mehr länger leidet. Ich hoffe, dass es ihr gut geht, ich hoffe, sie kann nun ihre Probleme besser lösen; ich hoffe, sie ist okay.“ Dann ruft Debbie mich an. Es erstaunt mich eigentlich nicht mehr, nach meinem Besuch bei Jane vor drei Tagen. Tatsächlich ist mein erster Gedanke: „Wenn irgendjemand überhaupt berichten könnte, wie es dort drüben aussieht, wäre es Jane.“ Ich frage mich sogar, ob sie in Kontakt treten wird. Somit bin ich gar nicht so weit entfernt von der Unterhaltung mit jener Frau in Watkins Glen, über Stimmen und wohin sie gegangen sind, und wie sie zurückkehren könnten, um nochmals mit uns zu sprechen. Von all den Geheimnissen, welche die Realität umgeben, ist der Tod das einzige, das durch Schweigen bekräftigt wird.<sup>3</sup>

\* \* \* \*

Oktober 1984, Dundee: An einem prächtigen Herbstnachmittag, ungefähr einen Monat nach Janes Tod, lade ich Debbie Harris und unseren Freund Bart zu mir nach Hause ein, um das Seth-Video zum ersten Mal anzuschauen.

Ursprünglich von einer New Yorker-Filmmannschaft am 4. Juni 1974 für eine Sondersendung in Janes und Robs Wohnung an der West Water Street 458 aufgenommen, besteht das Seth-Video aus zwei Teilen – einem Interview mit Jane und Rob vom Produzenten Harold Channer und aus Filmauszügen der ASW-Klasse jenes Abends, einschließlich der, wie sich später herausstellen

würde, einzigen visuellen Aufzeichnung von Jane als Seth.

Ich hatte Jane während sechzehn Jahren gekannt und würde erst viel später erkennen, wie wenig ich verstanden hatte, wer sie wirklich war; Debbie hatte Jane während all ihren Krankenhaustagen besucht, hatte aber nie an einer Seth-Sitzung teilgenommen; Bart, der während der Jahre der ASW-Klasse ganz in der Nähe von Nummer 458 lebte und später alle Bücher las, hatte Jane überhaupt nie getroffen. So waren wir drei nun heute zusammengekommen, saßen an einem wunderschönen Herbsttag in einem verdunkelten Raum nebeneinander auf dem Sofa und schauten uns gemeinsam zum ersten Mal dieses Video an: und alle begannen wir zu weinen. Geräuschlos, ohne etwas zu sagen. Wir saßen während der ganzen Zeit nur da, während uns die Tränen über das Gesicht rollten; wir alle weinten für etwas, das da gewesen war und für etwas, das verschwunden war – Debbie für die Person, die sie nur so kurz gekannt und für das Phänomen, das sie nie zu sehen bekommen hatte; Bart für die Person, die er respektiert und nie die Gelegenheit gehabt hatte, kennen zu lernen; und ich für alles zusammen; für den Verlust einer Freundin und Mentorin und noch für etwas anderes, etwas Rätselhaftes und fast Unerklärliches – für den Verlust eines Teils von mir; einer Person, die meine besondere Kombination von Charaktereigenschaften verstand und darauf bestand, dass ich lernte, liebevoll mit ihnen umzugehen, und für Zeiten, die wie alle zu schnell vergangenen Tage in diesem Leben, so wie wir es kennen, nie mehr wiederkehren, außer in Träumen – und in Erinnerungen.

\* \* \* \*

Oder vielleicht sind diese Tage näher als ich ahne. Betrachten wir es einmal aus der Nähe: Mein gegenwärtiges Haus ist von einem großen Garten mit vielen Beeten umgeben, die mir, sotto voce, verstohlen in meinen Gedanken Sorgen bereiten, über die sich eine leise Stimme in meinem Kopf Sorgen macht, während ich an meinem Schreibtisch sitze und schreibe. Der Garten braucht meine Zeit. So gehe ich nach draußen, und während ich jäte und Gras schneide, Sorge ich mich wegen des Schreibens. Ideen kommen mir in den Sinn. Sie müssen aufgeschrieben werden. Ich muss wieder an den Schreibtisch zurück. Das Schreiben braucht – meine Zeit. Es tut nichts zur Sache, dass ich die Beschäftigung im Freien in einer humorvollen Gartenkolumne für den Dundee-Observer und später sogar in einem Buch festhielt.<sup>4</sup> Oder dass mir die körperliche Anstrengung und auch die Sicherheit gefällt, mit der ich mit Maschinen und Routinearbeiten wie ein Pseudobauer ohne die zugehörigen Sorgen umgehen kann. Nein, immer noch quält mich dabei ständig das unerbittliche Gefühl, dass ich meine Zeit verschwende. Besser wäre es

wahrscheinlich, eine Wohnung zu haben, ohne Rasen, den ich pflegen muss, ohne Garten, der mich ablenkt – nicht wahr, Jane?

Schließlich beginne ich, die Gartenarbeiten langsam loszulassen und das Gemüse an den Verkaufsständen in der Umgebung zu kaufen. Der Winter gibt mir eine Pause bei der Rasenpflege. Und während ich sitze und schreibe, sehne ich mich danach, draußen zu sein. Dann, im Januar 1998, während ich in der Nähe von Phoenix, Arizona, mit Sean eine Wanderung unternehme, knickt mein Wanderschuh ein und meine linke Achillessehne wird verletzt. Sie heilt nie mehr ganz richtig und wird während der nächsten anderthalb Jahre zu einem chronischen Zustand; manchmal besser, manchmal schlechter. Sie behindert mein Wandern und ich stelle zudem ein paar subtile Veränderungen beim Einsatz meiner Fähigkeiten fest. Bis jetzt hatte ich die Gewohnheit, zusammen mit meinem brav neben mir hertrottenden Hund zwei bis fünf Meilen täglich zu gehen, mit längeren Wochenendmärschen von acht oder zehn Meilen aufs Mal. Wenn ich nun irgendwohin gehen will, überlege ich mir automatisch, wie lange das Ganze wohl dauern wird und ob ich es schaffe oder nicht, ohne dass die Sehne anschwillt und pocht und vielleicht sogar wie eine Violinseite reißt. Mit anderen Worten: Ich habe begonnen, meine Vorstellungen einzuschränken. Wie Jane, die sich fragte, ob sie noch bis an den Briefkasten gehen könnte – etwas ganz Gewöhnliches, worüber niemand zweimal nachdenkt...

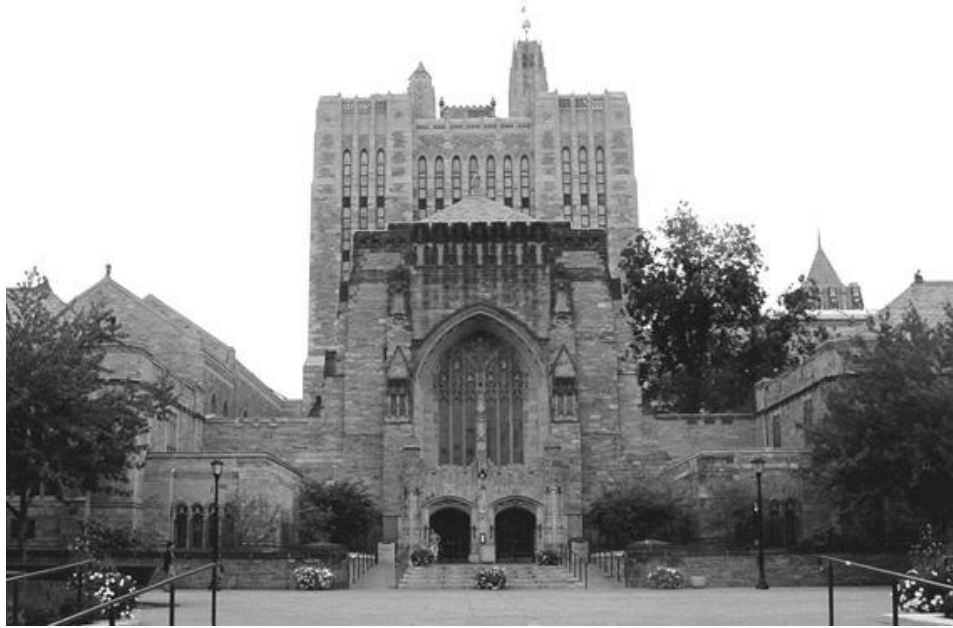
Plötzlich kann ich nicht mehr um den verdamnten Häuserblock herumlaufen.

Nie zuvor in meinem Leben habe ich auch nur eine Sekunde an meiner Fähigkeit gezweifelt, überallhin gehen, Sport treiben oder irgendetwas tun zu können, das mit körperlichen Anstrengungen verbunden war. Und interessanterweise stelle ich nun zudem fest, dass die Sehne auch anschwillt und schmerzt, wenn ich stundenlang an einem Stück am Schreibtisch sitze, und zwar schmerzt sie so sehr, als ob ich den ganzen Tag marschiert wäre oder ein ganzes Feld umgestochen hätte.

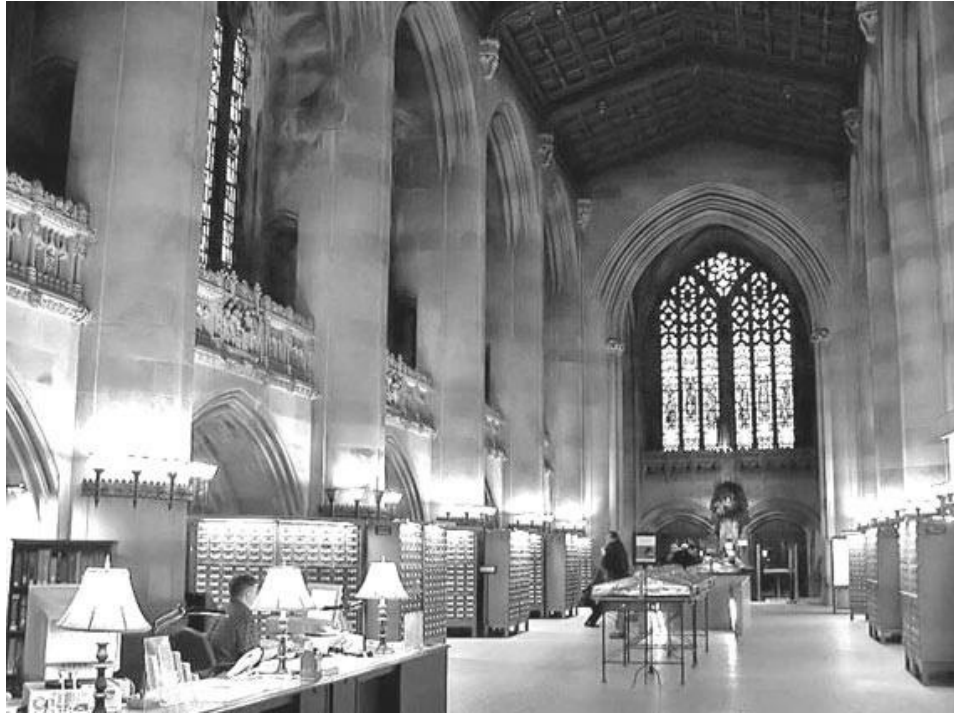
Mentale Übung: Ich sitze auf dem Sofa, meine Füße sind aufgestützt, die Knöchel berühren sich, und ich stelle mir vor, wie die rechte Achillessehne zur linken spricht und ihrer Partnerin ihre perfekte körperliche Kondition mit Nachdruck übermittelt, wie es alte Freundinnen – oder vielleicht Gegenbilder – tun.

Ich meine, wirklich, worum geht es denn hier – um die Stimme eines gemeinsamen Glaubenssatzes? Um eine geisterhafte Kopfnuss? Natürlich könnte ich die Sehne chirurgisch richten lassen, aber wenn ich nicht auch die darunter liegenden Rätsel löse – was dann? Was könnte denn sonst noch geschehen, um meine Aufmerksamkeit zu erregen?

hosted by [www.boox.to](http://www.boox.to)



Sterling Memorial Library, Universität Yale, New Haven. Hier befindet sich das Archiv des Seth-Materials, das am häufigsten besuchte Archiv in Yale. *The Jane Roberts Papers* umfassen die Seth-Sitzungen, Janes und Robs Tagebücher, Tonaufnahmen, Bilder, etc. (Fotos: Seth-Verlag)



# KAPITELZUSÄTZE

## **Einführung** **Erinnerungen, Memoiren und etwas dazwischen**

1. Ursprüngliche Hardcover-Ausgabe, herausgegeben von Contemporary Books, Chicago, Illinois, 1988.

2. Die „Klasse“, von der hier gesprochen wird, bezieht sich auf die etwas falsch bezeichnete wöchentliche ASW-Klasse oder ASW-Gruppe, die Jane jeden Dienstagabend von 1966 bis 1975 durchführte (mit ein paar weiteren informellen Treffen nach 1975).

3. *Das Seth-Material* (Ariston Verlag, Genf, 1986), Seite 28 (alle Seitenzahlen beziehen sich auf diese Ausgabe). Seth ist der Name der „Energie-Essenz-Persönlichkeit“, für die Jane in den Buchdiktatsitzungen und in spontanen Dialogen von Anfang 1964 bis ein paar Tage vor ihrem Tod im August 1984 sprach.

4. Später spielte ich kurz mit dem Gedanken, statt dieser Erinnerungen eine formelle Biographie über Jane zu schreiben und ich ging sogar so weit, einem halben Dutzend Verleger einen dreißigseitigen Entwurf zu unterbreiten. Alle wiesen ihn, trotz eines gewissen anfänglichen Interesses, zurück. Und das war wirklich auch gut so. Das Schreiben einer Biographie ist ein Gebiet für sich und um dies für Jane bewerkstelligen zu können, hätte ich eine riesige Menge an Konzentration und Durchhaltewillen für ein mehrbändiges Werk gebraucht, die ich schlicht nicht aufbringen konnte und wollte. (Andere Schriftsteller sind Rob in Bezug auf eine solche Biographie angegangen, aber aus verschiedenen Gründen, einschließlich Robs eigenen natürlichen Bedenken, wurden diese Pläne nicht umgesetzt.) Zudem erlaubte mir das Schreiben von Erinnerungen als Metapher Janes Einfluss auf mein eigenes Leben zu erforschen, was innerhalb einer normalen Biographie nicht möglich gewesen wäre.

5. *Seth und die Wirklichkeit der Psyche* (Goldmann Esoterik, Taschenbuch-Ausgabe, 1989). In Band 2 dieses Werks sagt Seth in Bezug auf Gegenbilder:

Die Zeit dehnt sich in alle Richtungen und von einem jeden Punkt her aus. Die Vergangenheit ist nie abgeschlossen und die Zukunft ist nie vollständig geformt. Ihr wählt gewisse Ereignis-Versionen aus, die ihr erleben wollt. Diese organisiert ihr dann und knabbert sozusagen „von Zeit zu Zeit“ ein Stückchen davon.

Die Kreativität einer jeden Wesenheit ist unendlich und doch werden alle Erfahrungspotenziale erforscht... Ihr folgt im Sinne von Kontinuität „jederzeit“ einer Version von euch selbst...

Ihr lebt buchstäblich mehr als ein Leben aufs Mal. Ihr erlebt euer Jahrhundert nicht einfach nur von einem bestimmten Blickwinkel aus, und zwischen denen in einem bestimmten Jahrhundert lebenden Individuen bestehen viel tiefere Verbindungen als ihr realisiert. Ihr erlebt daher eure Raum-Zeit-Welt nicht von einem, sondern von vielen Gesichtspunkten aus (Seite 202-203).

Ich beschäftige mich mit dem Thema von Gegenbildern in *Im Dialog mit Seth* (ursprünglich 1980 und 1981 in zwei Bänden von Prentice Hall herausgegeben). Die Diskussion beinhaltet von Seth in der ASW-Klasse durchgegebene Beispiele (siehe Kapitel 18), inklusive anderer Gegenbilder von Jane und mir.

6. Ich beabsichtige, alle Papiere, alle mir für dieses Projekt so großzügig zur Verfügung gestellten Materialien und alle Briefe dem Jane-Roberts-Archiv in der Universität von Yale zur Verfügung zu stellen, wo die Unterlagen für alle Interessierten einsehbar sein werden.

## **1. Niemand hat mich das je gefragt**

1. Aber ich erinnere mich sehr wohl an den Ton, der in einer von Janes frühen Sitzungen vom 29. Januar 1964 mitschwang, in der sie langsam und sehr bewusst in ihrer eigenen nicht für Seth modulierten Stimme sagt: „Ich möchte nicht, dass dieses Material als Kauderwelsch verstanden wird. Es handelt sich hierbei nicht um einen Kult in der Art, in welcher Menschen oftmals Material betrachten, das scheinbar von einer Quelle stammt, die erhabener ist als das Individuum, welches das Material durchgibt.

„Zunächst einmal sind die Bezeichnungen Geist, Medium und so weiter lächerlich. Ihr gebraucht ganz einfach eure inneren Sinne. Diese Sinne sind nicht magisch, haben in keiner Hinsicht etwas mit Religion zu tun und ich bin auch nicht irgendeine verkümmerte Zweitpersönlichkeit Ruburts. Ich möchte auch nicht mit einem langbärtigen, knopfäugigen Geist verglichen werden, der auf Wolke Neun sitzt.“ (*Die Frühen Sitzungen*, Band 1, Seite 148, Seth-Verlag Sempach, Schweiz, 2000.)

## **2. Ein Leben im Kopf**



1. Interview in der Elmira Star-Gazette, 1973

2. Walt hatte vollkommen Recht mit seiner Annahme. Es gab tatsächlich „sexuelle Untertöne“ bei diesen Besuchen und gemäß Robs Notizen in Seths letzte Botschaft (Freiburg i. Br.: Bauer, 2000) begann das schon, als Jane noch ein kleines Kind war. „Wir sprachen eine Menge über die Priester in ihrem Leben,“ schreibt Rob am 18. Mai 1984 – vier Monate vor Janes Tod. „Sie beschrieb nochmals diese Besuche von Pater Trenton. Sie erzählte, wie einer der Priester, der sie zu Bett brachte, als sie erst drei oder vier Jahre alt war, sexuell mit ihr ‚herumspielte‘ und wie Marie [Janes Mutter] es schließlich herausfand. Das war übrigens derjenige, der uns anrief, als wir zusammen wohnten; er war alt und lebte in einem Altersheim... Sie beschrieb, wie Pater Trenton mit seinem Rücken zu Marie saß, wenn er wütend auf sie war, und wie Pater Rakin [der auch einige von Janes Büchern verbrannte] Annäherungsversuche machte... Als sie sich, als Jane erst dreizehn war, zum ersten Mal begegneten, habe Pater Rakin zu ihr gesagt: ‚Du bist einfach viel zu dreist.‘ Eine nette Begrüßung und eine, an die sich Jane offenbar immer noch erinnert.“ (Seite 218).

Jane erzählte mir nie viel darüber und die wenigen Kommentare, die sie über einen Priester machte, der „sie ums Bett herum gejagt habe“, wurden beiläufig und mit bitterem Humor in Gespräche in der ASW-Klasse eingestreut, ohne Hinweise auf das Furcht erregende Szenario sexueller Belästigung eines Kindes oder der späteren sexuellen Einschüchterungen, die aus Robs Notizen so eindeutig klar werden. Ich besaß meine eigenen Kindheitserinnerungen an solche Dinge, zum Beispiel an einen Kieferorthopäden, der Jagd auf einige seiner jungen Patientinnen machte, was wir alle erst herausfanden, als eines der Mädchen – nicht ich – es schließlich seinen Eltern erzählte. Solche Dinge wurden in jenen Tagen nicht offen eingestanden oder gar diskutiert, und daher konnte (oder wollte) ich den Eisberg unter Janes Bemerkungen nicht erkennen, auch wenn sie Teile ihrer unvollendeten Autobiographie, *From This Rich Bed*, in der sie die „Annäherungsversuche“ der Priester beschreibt, als sie ein halbwüchsiges Mädchen war, laut vorlas. Es wurden jedoch – zumindest in den vorgelesenen Texten – keine Vorfälle aus der Kindheit erwähnt.

Übrigens starb Walter Zeh am 11. November 1999, während ich also diese Erinnerungen schrieb – ich hatte Anfang November noch einen Brief an ihn entworfen und ihm von meiner Arbeit erzählt, den Brief dann aber aus unerfindlichen Gründen nicht abgeschickt. Während Wochen fragte ich mich, ob Walt wohl noch lebe; ich hatte ihn nie getroffen, musste aber immer wieder an ihn denken. Ende November reiste dann Mary Dillman, die mich bei den Nachforschungen unterstützte, nach Saratoga Springs und fand heraus, dass Walt gestorben war.

3. Sue Reeves Williams, deren Vater der hier erwähnte Professor für Amerikanische Literatur war, schickte mir ein Erinnerungshäppchen von Mr. Reeves an Janes akademisches Leben: „Leider,“ schrieb Sue, „konnte ich ihn erst nach Jane fragen, nachdem er, in seinen frühen Achtzigern, bereits einen Schlaganfall gehabt hatte. Er schien seinen Sinn für Humor verloren zu haben. Er sagte, er erinnere sich an Jane, rümpfte die Nase und sagte: ‚Sie bildete sich ein, eine Dichterin zu sein.‘ Mit großem Vergnügen informierte ich ihn, dass Jane (zu jenem Zeitpunkt) siebzehn Bücher, darunter Gedichte, Romane und Sachbücher, veröffentlicht hatte. Er räusperte sich und wechselte das Thema – er ertrug es nie, wenn man ihm widersprach.“

4. Eine weitere Person aus Saratoga, die sich lebhaft an Jane erinnert, ist Agnes O’Connor Hamberger, die als Kind in der Nähe von Jane und Marie an der Middle Avenue wohnte. Agnes nahm sich die Zeit, um mir diese Zusammenfassung ihrer Erinnerungen zu senden, die ich hier ein wenig gekürzt wiedergebe:

Meine Erinnerung an Janie, wie sie im Quartier der Middle Avenue in Saratoga Springs genannt wurde, ist sehr klar: Sie war meine erste Heldin! Im Sommer, bevor ich in den Kindergarten ging, und noch viele Sommer danach, wartete ich fast jeden Tag auf der vorderen Veranda unseres Hauses darauf, einen Blick von ihr erhaschen zu können, damit ich mich ihr dann nähern durfte – ich war wahrscheinlich eine aufdringliche kleine Göre, die ausgehungert nach ihrer Gesellschaft war.

Es war etwas Magisches an ihr – sie war auf eine Art anders, die ich nicht wirklich beschreiben kann, aber trotzdem interessierte sie sich für mich, zumindest erschien es mir so, und schenkte mir ihre Aufmerksamkeit. In unserer Straße wohnten fast nur „ältere Leute“ – sie war die einzige junge Person, die hier wohnte, und sie faszinierte mich. Wenn sie etwas Zeit außerhalb ihres Hauses verbringen konnte, kam sie auf unsere große Veranda herüber, stellte manchmal eine Schiefertafel auf und lehrte (mit der Betonung auf „lehren“) mich das Alphabet und zeichnete Bilder für mich. Ich konnte nie genug von ihr bekommen.

Später begann sie, mich (und ein paar andere Kinder aus der Nachbarschaft, die gelegentlich vorbeikamen) für die Aufführung eines Theaterstückes (Drama) in unserer Garage zu begeistern. Sie war die Anführerin und meine kleinen Kameradinnen und ich (da war ich vielleicht sechs oder sieben), zusammen mit meinen Brüdern Joe und John, begannen mit ihrer Hilfe, ein „Theaterstück zu proben“; es wurde zwar nie etwas

daraus – viele endlose Tage verbrachten wir damit, in der Garage darauf zu warten, dass sie herüber kommen und mit unseren Proben beginnen würde; sie kam zwar vorbei und „arbeitete“ an ein oder zwei Ideen, aber sie hatte nie genügend Zeit, die sie mit uns verbringen konnte, was wir alle oder vor allem ich uns doch so sehr gewünscht hätten.

Ich erinnere mich, dass ich jeweils eines der jüngeren Kinder beim Garagentor platzierte, das mir Janes Ankunft melden musste, während ich drinnen saß und versuchte, Gegenstände so zu arrangieren, damit Jane sie genügend interessant für ein Bühnenbild finden würde. Die Garage hatte ein oberes Stockwerk, das wir nicht erforschen durften, es natürlich aber doch taten. Dort oben gab es allen möglichen Krempel und Trödel – am faszinierendsten waren alte Kleider und Modeschmuck, die einer Großtante von mir gehört hatten. Unser Theaterstück fand zwar nie statt, aber Jane hatte auf dem Dachboden eines Gebäudes um die Ecke ein Stück mit (anderen) mir unbekanntem Kindern organisiert und auch eines auf dem Dachboden eines Gebäudes unten bei der Verlängerung der Middle Avenue, nicht in unserer Häuserzeile. Obwohl ich damals zu den eingeladenen Kindern gehörte (für vielleicht zwei Cents Eintrittsgebühr) kann ich mich, weil ich wahrscheinlich zu klein war, nicht mehr an den Inhalt der Vorstellung erinnern. Aber ich bin ziemlich sicher, dass Jane die Autorin und Regisseurin war und nicht selbst spielte.

Janie war während vieler Jahre die einzige in Erscheinung tretende Betreuerin für ihre bettlägerige Mutter, Marie Roberts (geborene Burdick). Auf einem Foto von mir im Kinderwagen kann man Maries Hand sehen – meine Mutter erzählte mir, dass der Tag, an dem dieses Bild gemacht wurde, einer der letzten Tage war, an denen Marie in der Lage gewesen war, sich außerhalb ihres Hauses zu bewegen. Marie war eine schöne Frau, die aufgrund einer sehr schweren Form rheumatischer Arthritis ans Bett gefesselt war. Sie wurde von Janie sehr geliebt, und weil man Maries Geist und ihr liebevolles Wesen bewunderte, erhielt sie auch Unterstützung von ihren Ärzten und von den katholischen Priestern, die sie regelmäßig besuchten.

In jenen Tagen machten Ärzte noch Hausbesuche und ich glaube nicht, dass Marie dafür bezahlen musste. Es war eine Zeit, in der man sich so gut wie möglich behalf. Heutzutage würde wahrscheinlich irgendeine Behörde entscheiden, dass Marie nicht fähig war, eine gute Mutter zu sein und man würde ihr Janie wegnehmen. Aber... sie „schafften es“ allein, mit der Unterstützung von fürsorglichen Menschen.

Marie erhielt die Aufgabe, Telefonanrufe für verschiedene Arztpraxen

außerhalb der Dienstzeiten zu beantworten. Hie und da besuchte ich sie abends nach dem Nachessen mit meiner Mutter und sah, wie sie das tat. Ihre Hände waren von der Arthritis verformt und sahen mehr wie Krallen aus, aber sie brachte es fertig, den Hörer abzunehmen und die Anrufe mit großer Effizienz zu beantworten und die entsprechende Mitteilung leserlich aufzuschreiben; sie hatte die sanfteste Stimme, die man sich vorstellen kann. Bei diesen Besuchen trug Marie immer eine wunderschöne Bettjacke – normalerweise aus hellrosa oder pfirsichfarbenem Satin –, Geschenke von ihren Freunden, von denen sie viele zu haben schien. Ich bin sicher, dass Janies Mutter in jenen Tagen von der Fürsorge unterstützt wurde. Ich weiß nicht, wie sie sonst überlebt hätten.

Janie hatte alle Hände voll zu tun und das in einem Alter, in dem Kinder noch nicht für solche Aufgaben herangezogen werden sollten. Sie bereitete die Mahlzeiten zu, putzte das Haus und sorgte so gut sie konnte für ihre Mutter. Jede Erinnerung, die ich an die Beziehung zwischen Janie und ihre Mutter habe, ist schön und unkompliziert. Die Mutter trug wohl die Verantwortung, setzte sich aber meines Wissens nicht auf dominante Art durch.

Es könnte jedoch sein – ich war nicht oft in diesem Haus –, dass noch andere Personen an der Betreuung beteiligt waren (in späteren Jahren gab es eine Reihe von Haushälterinnen), aber ich erinnere mich, dort gewesen zu sein, als Marie Janie um irgendetwas bat und sie, soweit es um Haushaltsarbeiten ging, ständig auf Trab hielt.

Ich erinnere mich an das eine Mal, als ich hoffte, ein wenig Zeit mit Janie verbringen zu können, aber genau dann spielte Marie die Mutterrolle durch und befahl ihr, zuerst ihr im oberen Stockwerk gelegenes Zimmer aufzuräumen. Janie räumte es auch anstandslos auf – sie warf einfach alle Kleider aus ihrem Zimmerfenster hinunter auf den Rasen. Ich werde nie vergessen, wie der prächtigste Sonnenhut (rosa und weiß) aus Janies Zimmer segelte, und ich dabei dachte: „Wie kann sie nur so etwas wegwerfen?“ Nun, sie warf nichts weg – später suchte sie alles wieder zusammen und trug es in ihr Zimmer zurück – es war einfach nur ihre Art, das Zimmer aufzuräumen – alles hinauszwerfen und es dann, vielleicht besser geordnet, wieder zurückzuholen!!

Die meisten meiner Erinnerungen an Janie stammen aus den Sommermonaten, aber ich erinnere mich auch, dass sie ein paar Mal während des Winters zu uns kam, um mit meinem Vater zu sprechen – und ihn sehr direkt darum zu bitten, ihr Porträt zu zeichnen (sie muss zwölf oder dreizehn gewesen sein). Er lehnte es stets ab. Er war ein talentierter

Künstler, dachte aber immer, seine Kunst sei nicht gut genug, um irgendjemandem Genüge zu tun. Wenn sie deswegen vorbei kam, war sie an niemand anderem als an meinem Vater interessiert. Wenn ich nun zurückblicke, vermute ich, dass sie wahrscheinlich nach einer „Vaterfigur“ suchte – nach jemandem, der sie beachtete.

Janie kannte meine Eltern bereits, bevor ich geboren wurde und fühlte sich wohl bei ihnen. Ich bin sicher, Jane „schwärmte“ auf eine kindliche Art für meinen Vater; er erlaubte ihr, ihn mit seinem Vornamen, Kearney, anzureden, und sie nannte auch meine Mutter beim Vornamen; sicher etwas Spezielles für ein so junges Mädchen. Ich vernahm, dass sie und ein anderes Mädchen aus dem Quartier sich abwechselten, um mich, das Baby (eine Neuigkeit in unserer Straße) auf dem Schoß zu halten und mit mir im Kinderwagen spazieren zu gehen – Jane war nur etwa sieben oder acht Jahre alt, als ich in meinem ersten Lebensjahr war, aber die Zeiten waren damals einfacher und unser Quartier war behütet und sicher.

Jane nahm mich nur ein paar wenige Male zu sich nach Hause – einmal, um einen Drink mit mir zu teilen, den sie in diesen kleinen Wachsflaschen mit ein wenig Zuckerwasser zubereitet hatte – alle hatten andere Farben, schmeckten aber genau gleich. Ich erinnere mich, an der Spüle in der Küche gestanden, das von ihr in der kleinen Flasche mit vielleicht einem Viertelliter Wasser hergestellte Gebräu probiert und mich beklagt zu haben, dass es nur gerade wie Wasser schmeckte. Die Wachsfläschchen kosteten einen Penny und Jane holte einen ziemlich guten Gegenwert aus einem Zuckerwasser-Drink heraus. An jenem Tag gingen wir auch in den Nachbarsgarten und begegneten einer kleinen Katze – es war nicht Janes Katze, aber sie wusste, wie man sie dazu bringen konnte, einem sich bewegenden Objekt zu folgen – in diesem Falle einem langen Grashalm; das war das erste Mal, dass ich eine Begegnung mit einem Tier hatte. Ich vergaß es nie mehr. Wir hatten kein Haustier und niemand, den ich kannte, hatte eines.

Als Jane zur Oberschule ging, musste sie danach jeweils arbeiten gehen – das wusste ich nicht, bis ich es später einmal in einem ihrer Bücher las. Das erklärte auch, weshalb wir sie während dieser Zeit nicht mehr sehr oft sahen. Sie hatte Freundinnen und Freunde, die sich am frühen Abend auf ihrer vorderen Veranda trafen – Jungen und Mädchen –, die zusammenkamen und plauderten, etc... Wenn es zu laut wurde, rief Marie hinaus, Jane solle das Ganze beenden. Später ging Jane ins Skidmore College und war nicht mehr sehr oft zuhause. Sie hatte einen Freund mit einem Motorrad (Walter Zeh) und beide beschworen jede Menge Klatsch

herauf, als sie gemeinsam nach Kalifornien reisten, um Janes Vater zu besuchen, der, wie ich schon als Kind hörte, seine Frau und seine Tochter verließ, als Marie krank wurde.

Ich fand sie einfach absolut großartig – so kühn; sie ist die einzige Person, die ich je kannte, die einen großen Schal als rückenfreie Bluse trug. Wir alle wissen, dass das sehr wagemutig ist – aber sie war völlig furchtlos.

In der Tat beeindruckte Jane auch Menschen, die sie nur oberflächlich kannten, obwohl vielleicht nicht immer diejenigen, die sie sich gewünscht hätte. 1989, als ich ein Exemplar meines Buches *Dreaming Myself, Dreaming a Town* einem älteren Ehepaar verkaufte, das in der Nähe von Dundee, New York, wohnte und bis jetzt eigentlich kein Interesse an diesem Thema gezeigt hatte, begrüßten beide mit überschwänglichem Enthusiasmus die Aussicht, mein Buch lesen zu können. Wie es sich herausstellte, war die Frau in Saratoga Springs aufgewachsen. „Klar, ich kannte Jane von Kind auf,“ sagte sie mir. „Sie war doch diese überaus magere Person, die ständig rauchte und immer schwarz trug!“

5. *Reality Change* (Eugene, Oregon; Seth Net Publishing, 1994).

6. *The Seth Phenomena*, Video (Jeffersonville, Pennsylvania: Bob Terrio Creations, 1993).

7. In seinen Notizen in *Seth und die Wirklichkeit der Psyche*, Band 2, Seite 50.

8. Es war tatsächlich während einer Konferenz von Sciencefiction-Schriftstellern im Jahre 1956, dass Jane spontan in eine sethartige Trance fiel, und zwar in einem Umfeld, das demjenigen der späteren ASW-Klassen ähnelte. Wie sich der Schriftsteller A. J. Budrys 1977 in einem Interview am KPFA-Radio, Berkeley, Kalifornien erinnert:

An der ersten [Milford-]Konferenz tauchte Cyril Kornbluth mit dieser schlanken, intensiven, schwarzhaarigen, vogelähnlichen Frau namens Jane Roberts auf. Cyril lebte in Waverly, New York, in der Nähe von [Sayre], Pennsylvania, und irgendwie waren er und diese Jane Roberts miteinander in Kontakt gekommen.

Nun, Janes Ehrgeiz war es, eine freischaffende Schriftstellerin, eine Sciencefiction-Schriftstellerin zu werden. Genauer gesagt, Fantasy oder Sciencefiction. Damals interessierte sie sich nicht für Okkultes; es war weit entfernt, im Hintergrund. Sie wurde uns vorgestellt als jemand, der lernen wollte, wie man dieses Zeug schrieb, Punkt, und sie war nicht verrückter als

alle anderen in diesem ganzen Haufen.

Und wir alle kicherten hinter vorgehaltener Hand über Cyril und seinen Schützling, weil, na ja, zu dieser Zeit benahmen wir uns in Sachen Sex etwa wie die Oberschule-Jungs beim Abschlussball. Die ganze Gesellschaft war ja so konventionell und naiv, dass wir natürlich annahmen, sie sei Cyrils ha-ha-ha-Schützling und dann doch nicht wussten, was wir jetzt mit dieser Information anfangen sollten. Wir hatten da so unsere Vorstellungen, nehme ich an. Jane konnte man zwar keineswegs als Sexobjekt bezeichnen, aber sie war eine außerordentlich auffallende Persönlichkeit.

Und so geschah es dann irgendwie, dass Cyril und [die Schriftsteller] James Blish und Damon Knight und ich mit Jane ins Gespräch kamen und sich etwas ergab, was man als ein Kontakthoch oder als eine Art Rauschzustand bezeichnen könnte – ich weiß nicht, wie ich es anders nennen kann. Aber wir erzählten uns alle, wie großartig wir wären und gingen dann zusammen irgendwohin – ich glaube, wir saßen in Janes Hotelzimmer, das im Dachgeschoss des drittluxuriösesten Hotels in Milford, Pennsylvania, war – und wir fingen an, über das Schreiben zu reden und über das Loslassen von Gefühlen, und als nächstes fing einer von uns an zu heulen, und wir alle waren äußerst angespannt, und plötzlich begann Jane, Prophezeiungen zu machen... sie glitt einfach plötzlich in diesen mediumistischen Zustand hinein und begann, mit dieser stärkeren Stimme, wie es wahrscheinlich ein Medium tut, auf eine besondere, aber unbestimmte Weise zu sprechen, die in dieser gespannten Situation auf alle möglichen Arten interpretiert werden konnte. Ich begann dann, ihr im genau gleichen Stil zu antworten, aber es war kein bewusster satirischer Zug – ich glaube, es war nicht einmal ein unbewusster satirischer Zug. Es war, als ob etwas in meinem übermüdeten und erregten Hirn – ich war damals etwa drei- oder vierundzwanzig – darauf reagierte und irgendetwas klickte und sagte, okay, machen wir das mal – ja, machen wir das doch mal. Und Jane und ich begannen, uns in dieser Art zu unterhalten. Es war eigentlich ein wechselseitiges Reagieren; es war... es war ein sehr seltsames Gefühl. Danach waren wir zu dieser festen kleinen Gruppe zusammengeschweißt. Wir begannen, uns Dinge zu erzählen, die wir noch nie jemandem erzählt hatten. Wir hatten irgendwie die zwischen den Menschen und sicher zwischen allen Erwachsenen bestehenden Barrieren geöffnet. Wir begannen über diejenigen Dinge zu sprechen, die uns wichtig waren – es war das, was man heute wahrscheinlich eine spontane Gruppentherapiesitzung nennen würde.

Und wir gingen auch nie mehr in den okkulten oder mystischen Bereich

hinein. Jane sagte aber nicht etwa: „Jetzt haben wir gewisse Geister heraufbeschwört,“ oder erzählte uns etwas über unsere vergangenen Leben – das war lange bevor sie die Bücher Gespräche mit Seth oder Ähnliches schrieb. Sie war – sie war damals einfach auch nur ein junger Mensch. Und was auch immer es war, in dessen Griff sie sich damals befand, es war etwas, mit dem sie noch nicht vertraut war, und das sie noch nicht zu manipulieren gelernt hatte.

Manipulieren ist vielleicht ein nicht ganz passendes Wort; aber alles, was ich damit sagen will, ist, dass sie noch nicht ihre Hände darauf gelegt hatte, um es zu lenken und zu leiten – ich meine also manipulieren im buchstäblichen Sinn...

Auf jeden Fall fühlten wir uns alle schon durch diese... Ereignisse in Milford recht locker, und als dann noch diese Jane Roberts-Sache dazukam, erschlug uns das alles fast und – so waren wir fünf fortan wie Geschwister. Wir mussten unsere Sätze nicht zu Ende sprechen. Wir waren wirklich in einem klassischen Kontakthoch. Und dann fuhr ich Jane nach Hause, und danach fuhr ich Cyril nach Hause, und ich sah Jane nie mehr. Alle späteren Kontakte fanden entweder per Telefon oder per Post statt – daran kann ich mich noch erinnern. Ich bin ziemlich sicher, dass es genau so war. Wir alle schrieben einander – eine Weile hatten wir sogar einen großartigen Rundbrief laufen...

Es muss eine Freude gewesen sein, Jane zu kennen, wenn man die gleiche seelische Verfassung besaß; es gab keine Bosheit in ihr – nie konnte ich auch nur einen Funken Bosheit oder Habsucht in ihr entdecken. Was immer sie auch tat, geschah in aller Aufrichtigkeit.

Damon Knight erzählt diese Szene von Jane in Trance auch in seinem Buch *The Futurians: The Story of the Science "Family" of the 30s that Produced Today's Top SF Writers and Editors* (New York: John Day, 1977). "Es schien mir," sagt er, „dass wir eine Art Einheit hatten, die aus zwei Paaren bestand – Cyril, die dunkle Entsprechung von Budrys, ich die blonde Entsprechung von Blish – rund um die zentrale Figur von Jane“ (S. 205).

9. *Das Seth-Material*, Seite 28.

10. *The Seth Phenomena*, Video.

11. *Das Seth-Material*, Seite 33.

12. *Das Seth-Material*, Seite 34.



13. *Die Frühen Sitzungen*, Band 1, Seite 19.
14. *Das Seth-Material*, Seite 35.
15. *Das Seth-Material*, Seite 38.
16. In Bezug auf die Frage des „Geistführers“ sagte Jane in der ASW-Klasse vom 20. Juni 1972:

Ich betrachte das Seth-Material als Beweis für andere Aspekte der multidimensionalen Persönlichkeit. Ich erwarte, dass es mich zu weiteren Einsichten führt. Seth als Geistführer zu bezeichnen, heißt, das Verständnis dessen, was er ist, einzuschränken... Als ich, nachdem mein erstes Buch herausgekommen war, feststellen musste, dass ich nun dadurch automatisch in das so genannte übersinnliche Gebiet eingeteilt wurde... fühlte ich mich so gedemütigt, dass ich kaum mehr den Kopf zu heben wagte.

Ich benutze mein Schreiben [und] mein Leben dazu, um intuitives, manchmal auch offenbarendes Material in Kunst zu übertragen, wo es dann andere erfreuen, in verschiedenen Graden von ihnen verstanden werden und frei von einfältigen Interpretationen bleiben soll... Der ganze heutige parapsychologische Bereich ist meines Erachtens intellektuell und moralisch und geistig haarsträubend und ich will nichts damit zu tun haben, weder mit dem Wortschatz noch mit den Ideen.

Wenn unsere Wissenschaftler einmal Telepathie und Hellsehen beweisen können, wird das wohl unsere Gedanken über Persönlichkeit und Realität unterstützen; aber die Natur unserer Existenz und Realität und der Umfang dieser Realität können so nicht bewiesen werden. Man kann sie nicht als Tatsache in diesem bestimmten Kontext festlegen.

Das bedeutete für mich persönlich, dass ich als sowohl im Besitz der Wahrheit als auch im Besitz eines Geistführers betrachtet wurde... von Spiritualisten und denjenigen in diesem Bereich; oder aber als Betrügerin oder geistesgestört, denn in diesem Bezugsrahmen gibt es nichts dazwischen. Entweder schaute man zu mir auf... nicht meinetwegen, sondern wegen Seth, oder man dachte, ich sei eine Spinnerin und geistesgestört. Und dieses ganze Bezugssystem lehnte ich ab.

17. Jane entwickelte ihre Theorie über Aspekt-Psychologie in ihren beiden Büchern *Das Seth-Phänomen* (Goldmann Esoterik, Taschenbuchausgabe 1991) und *Dialog der Seele* (Goldmann Esoterik, Taschenbuchausgabe 1989).
18. *The Deleted Material*, das in Robs Anmerkungen in den veröffentlichten

Büchern immer wieder erwähnt wird, bezieht sich auf Sitzungen, die sich mit privaten Angelegenheiten von Janes und Robs Leben befassen oder die gelegentlich für Freunde oder andere Personen durchgeführt wurden, die um Rat fragten. Rob entfernte diese Sitzungen aus dem ganzen Material und legte sie in separate Ordner. Sie bilden in sich selbst eine eindruckliche, intime Untersuchung von der gemeinsam erschaffenen und gelebten Realität (wie Seth es oft nannte) eines Paares – Jane und Rob – und zeigen damit auf, wie auch wir alle diese Realität gemeinsam erschaffen.

Ein kleines Beispiel aus diesem Material, eine Bemerkung, die sich an Jane richtet, stammt aus der Sitzung vom 18. Dezember 1974; Seth spricht Jane mit ihrem männlichen Wesenheitsnamen „Ruburt“ an:

Um die Meinungen anderer zu fürchten, vor allem die Meinung von Personen in Autoritätspositionen, müsst ihr solche Personen zuerst in einem gewissen Maß respektieren und ihren Vorgaben einigermaßen vertrauen. Man hat euch gelehrt, solche Autoritäten oder Behörden zu respektieren und wie [vorher] erwähnt, war Ruburt, obwohl er sich als Kind gegen Autoritäten auflehnte, trotzdem von der Fürsorge der Behörden abhängig.

Nun fürchtet er sich davor, dass den „Autoritäten“, den Menschen, nicht gefällt, was er sagt und dass sie dann seine Bücher nicht kaufen und ihm diese „Fürsorge“ entziehen werden. Gleichzeitig war er jedoch entschlossen, vorwärts zu gehen. Statt der Leute, die ihm als Kind Almosen gaben und denen gegenüber er bei allem, was er tat und sagte, vorsichtig sein musste, traf er nun auf Leute, die durch das Kaufen seiner Bücher zu seiner Fürsorge beitrugen und die damit aufhören würden, falls er zu weit ging und sie beleidigte.

Nichts davon hatte je mit Ruburt privat zu tun, sondern nur mit Ruburt und seinem Kontakt mit der Welt. Weder unsere Sitzungen noch seine eigene natürliche Entwicklung machten ihm in dieser Beziehung zu schaffen. Es ging nur darum, wie diese Sitzungen der Welt übermittelt werden könnten, wie sie von Menschen interpretiert oder eben falsch interpretiert würden, oder wie man ihn selbst betrachten würde – denn er nahm als selbstverständlich an, dass jeder, der revolutionäre Ideen verbreitete, entweder bestraft oder geächtet würde.

Aufgrund dieser Gefühle hatte er Angst, sich als eine neue Autorität zu präsentieren, der die Menschen blind folgen sollten. Dieses Problem wird auch verschwinden, wenn er realisiert, wie er das nun bereits tut, dass es buchstäblich keine Autoritäten gibt. Es gibt nur Menschen.

### 3. Nichts von dem Mädchenkram erlaubt

1. "Ned" ist das Pseudonym – aus offensichtlichen Gründen nur der Vorname –, das ich Seans Vater in *Im Dialog mit Seth* gab.
2. Viele andere schrieben mir, wie Jane ihnen während all dieser Jahre immer geholfen hatte, sei es, indem sie mit ihnen redete oder auch auf andere Arten – einschließlich im Traumzustand. „Priscilla Lantini“ aus *Im Dialog mit Seth* schreibt zum Beispiel:

In den Zeiten der ASW-Klasse, als ich einmal Hilfe nötig hatte, nahm ich etwas Schmuck von meinem Mann mit zu Jane und bat sie um ihre Eindrücke. Sie schrieb mir auf sehr rücksichtsvolle Weise seine und auch einige meiner Glaubenssätze auf, derer ich mir nicht bewusst war. Das half mir sehr bei der Rettung meiner Ehe. Es gibt ein paar große Lektionen, die mein Mann und ich voneinander lernen müssen.

Ein bestimmter Traum über Jane kommt mir in den Sinn, den ich kurz nach ihrem Tod hatte. Ich erinnere mich, dass ihr Todestag der gleiche Tag war, als die Kinder hier wieder mit der Schule begannen [5. September] und dass ich dachte, wie passend es war, dass Jane nun auch wieder eine ganz neue Lernerfahrung beginnen würde. Eines Nachts trafen wir uns in meinem Traum, in einem Klassenzimmer im Untergeschoss einer Schule. Sie sah wunderbar aus, sehr kräftig und gesund. Wir sprachen miteinander und umarmten uns und gingen dann zum Aufzug, um hinaufzufahren. Ich erinnere mich leider nicht mehr an den Dialog; es schien mir zu genügen, dass ich sie wieder gesehen hatte und dass ich das Gefühl hatte, sie nähme wieder ein neues Abenteuer des Bewusstseins in Angriff.

Carla, „Priscillas“ Tochter, schickte mir Folgendes:

Meine erste Bekanntschaft mit Jane geschah durch meine Mutter, das heißt durch die Diskussionen über ihre allwöchentlichen Gruppentreffen in Janes Wohnung. Ich war damals ungefähr vierzehn Jahre alt und schenkte dem Ganzen nicht sehr viel Beachtung, aber ich war natürlich neugierig. Einiges davon interessierte mich, anderes vergaß ich bis auf jene Nacht, als mir etwas sehr Furchterregendes zustieß. Es war sehr spät und ich war auf dem Sofa eingeschlafen. Ich war allein. Alle anderen schliefen im oberen Geschoss. Plötzlich war ich mir dieses äußerst lauten Summens bewusst,

irgendwie wie man es unter den Drähten von Hochspannungsmasten hören kann. Es erschreckte mich natürlich, und ich erinnere mich, dass ich meine Augen öffnete und mich dann unter mir liegen sah. Ich konnte sehen, wie ich unter einer Decke auf dem Sofa lag. Meine Katze lag zusammengerollt zu meinen Füßen und begann sich zu strecken. Mein Herz hämmerte. Ich kann mich nicht erinnern, je in meinem Leben so erschrocken gewesen zu sein.

Ich wachte auf und rannte ins Zimmer meiner Mutter. Ich weinte. Sie beruhigte mich und erklärte mir, was eine außerkörperliche Erfahrung ist. Am nächsten Morgen rief sie Jane an, und ich sprach mit ihr am Telefon. Sie rückte das Ganze ins richtige Licht, sodass ich es verstehen konnte und es mich nicht mehr erschreckte, sondern ich mich sogar daran freuen, es fließen lassen und damit spielen konnte. Sie sagte mir, dass die meisten Menschen nie die Faszination einer außerkörperlichen Erfahrung erlebten. Ich muss sagen, dass ich diese Erfahrungen auch heute noch habe, und wenn sie stattfinden, höre ich immer noch Janes Stimme in meinem Kopf, die mir sagt, ich solle Spaß daran haben.

Ein anderes Mal, als Jane in meinem Leben eine wichtige Rolle spielte, war, als ich mit siebzehn schwanger wurde. Ich war zwar wahnsinnig in den Mann verliebt, aber es war leider nicht die Zukunft, die ich mir erträumt hatte. Ich war in größter Panik [und] entschied mich nach langen Überlegungen für eine Abtreibung. Ich hatte fürchterliche Schuldgefühle und fühlte mich wie eine Mörderin.

Ich konnte einfach nicht darüber hinwegkommen. Meine Mutter meinte, dass ich vielleicht mit Jane darüber sprechen sollte, dass sie mir vielleicht eine andere Sicht der Dinge geben könnte. Ich rief sie an, und sie war absolut wunderbar und verständnisvoll. Von ihr aus gesehen, so erklärte sie mir, sei dies die Erfahrung einer gemeinsamen Abmachung, das heißt, dieser Fötus habe gewusst, dass er nie geboren würde, aber er habe diese Realität bis genau zu diesem Punkt erleben wollen. Er könnte vielleicht ein Freund aus einer anderen Realität oder aus einem anderen Leben gewesen sein; vielleicht hatte diese Erfahrung in einem anderen Leben auf umgekehrte Weise stattgefunden. Sie sagte mir, ich solle keine Schuldgefühle mehr haben. Was auch immer der Grund dafür gewesen sei, das Ganze wäre eine gegenseitige Abmachung gewesen. Sie sagte mir auch, bei jeder Frage, die ich hätte, würde ich auch die Antwort haben. Der Eindruck, den sie in meinem Leben hinterlassen hat, ist ihr wahrscheinlich leider nie bewusst gewesen.

Richard Kendall, einer der Boys aus New York aus den Zeiten der ASW-Klasse, heute ein Literaturagent und selbst Autor, erinnert sich wie folgt.

1981, als Jane selbst Schwierigkeiten mit ihrer eigenen Gesundheit hatte, geschah Folgendes: Ich litt unter einigen gesundheitlichen Problemen, die sich vor allem in sehr starkem Nasenbluten ausdrückten. Eines Tages war es so schlimm, dass ich mich entschied, Jane anzurufen und sie um Hilfe zu bitten. Das hatte ich während all der Zeit, die wir uns kannten, eigentlich nie getan. Ich rief sie zwar gelegentlich an, um ihr irgendwelche Gedanken oder Neuigkeiten mitzuteilen, aber kaum je, um sie um Hilfe zu bitten. Rob antwortete und sagte, er würde ihr meine Nachricht ausrichten.

Ich nahm dann den Zug nach Manhattan und um etwa drei Uhr nachmittags, als ich unterwegs war, spürte ich, wie eine Welle einer unglaublich ruhigen Energie meinen ganzen Körper umfloss. Diese Energie war richtig greifbar und ich konnte spüren, wie sich mein ganzer Körper – in Ermangelung einer besseren Beschreibung – super-entspannte. Ich wusste nicht, worauf ich diese Gefühle zurückführen konnte, und ich dachte nicht daran, sie mit meinem Telefonanruf an Jane in Verbindung zu bringen, weil ich nicht mit ihr persönlich gesprochen hatte.

Jane rief mich dann um ungefähr 19:00 Uhr an. Sie sagte mir, sie habe mich am Nachmittag verschiedene Male telefonisch zu erreichen versucht und als es nicht gelang, habe sie sich darauf konzentriert, mir Energie zu schicken und sich vorgestellt, wie sie sich über meinen ganzen Körper verteile. Dann fuhr sie fort und zählte mir einige der von ihr aufgenommenen Gründe auf, die hinter meinen gesundheitlichen Problemen stecken könnten, und sie war sehr hilfreich und besorgt. Hier ist eine Zusammenfassung davon:

*Es ist eine deiner Charaktereigenschaften, dass du deine Energie sehr stark ausdrückst und sie durch eine Muskelanspannung wieder abbremsst; und das ist ein Teil des Problems. Fürchte dich nicht vor dieser Eigenschaft, aber sei dir bewusst, dass du beim Gefühl dieser Panik nicht ungezwungen mit deiner Energie umgehen kannst.*

*Die Probleme sind auch mit deiner Lebenssituation verbunden... werde dir bewusst, dass es natürlich ist, in dieser Welt für sich selbst zu sorgen und schäme dich aufgrund deines Alters [Rich war damals einunddreißig] nicht, in welchem Job auch immer zu arbeiten, sei es in einer Fabrik oder*

*sonst wo. Unsere Gesellschaft nimmt an, dass alles, was falsch laufen kann, auch falsch laufen wird. Sage dir deshalb selbst, dass die Dinge sich auf ihre eigene Art lösen werden. Aber wenn deine Angst, zu einem Arzt zu gehen, so groß ist und sich noch mehr verstärkt, wirst du die Symptome nur noch verschlimmern, so wäre es also besser, wenn du jetzt zu einem Arzt gehen würdest.*

Dann empfahl sie mir, mich mir als Puppe vorzustellen, als eine kleinere Version von mir selbst und mit dieser Puppe zu sprechen, ihr zu sagen, dass alles gut sein würde; ihr zu sagen, dass sie eine großartige Puppe sei, dass ich sie beschützen würde – und mir selbst eine Pause zu gönnen und das auch gerne zu tun.

Rich schrieb auch den folgenden Traum vom September 1990, sechs Jahre nach Janes Tod, auf: „Ich besuchte Jane und Rob und war mit Jane allein in ihrem Zimmer. Sie kam zu mir herüber und sagte: ‚Es geht dir nicht so gut, nicht wahr?‘, und ich begann zu weinen und sagte: ‚Nein, gar nicht.‘ Sie legte ihre Hände auf beide Seiten meines Gesichts und sagte, sie würde eine Sitzung für mich abhalten und verschwand... Dann hörte ich sie in Sumari [ihrer poetischen Trance-„Sprache“] singen, aber sie war immer noch unsichtbar – und dann bemerkte ich, dass der Teppich die Form einer Frau annahm, von Jane, und dass sich die Fransen des Teppichs zu bewegen schienen, als ob der Wind darüber hinwegwehte, und ich wusste, dass dies Janes Energie war, obwohl sie sich nicht materialisierte.“

Es ist interessant, wie sehr dieser Traum von Rich einem der Träume von Jane über mich ähnelt, den sie zehn Jahre vorher, am 7. Mai (was zufällig Richs Geburtstag ist) 1989, in ihrem Tagebuch aufschrieb: „Sobald ich gestern Nachmittag im Bett meine Augen geschlossen hatte, hatte ich einen lebhaften kurzen Traum, in dem ich Sue Watkins‘ Kopf in meinen Armen hielt und sie tröstete. Sie weinte – nicht über etwas Neues, sondern einfach über alles. Ich sagte ihr, auch ich sei manchmal niedergeschlagen – dabei schaute ich auf ihren Kopf hinunter.“

Es stimmt, dass ich zu jener Zeit wegen vieler offensichtlicher, aber auch nicht so offensichtlicher Dinge sehr deprimiert war, und am vorhergegangenen Samstag, den 4. Mai 1980, hatte ich, wie als Vorahnung auf Janes Traum – von dem ich erst erfuhr, als ich ihre Tagebücher für dieses Buch hier las - vor meiner Mutter zu weinen begonnen, als ich auf dem Bett in meinem alten Zimmer saß

(so muss sie auf meinen Kopf hinuntergeschaut haben); ich erinnere mich, mir insgeheim gewünscht zu haben, dass sich meine Mutter zu mir setzen und mich festhalten würde; aber das tat sie nicht – nach ein paar Minuten verließ sie das Zimmer und dachte sich wahrscheinlich, dessen bin ich mir ziemlich sicher, dass ich allein gelassen werden wollte. So bezog sich Janes Traum auf das Bemuttern, das ich mir wünschte, genau wie es auch Richs Traum ausdrückte.

## 5. Der Weg zurück

1. Dieser Traum wird im ersten Kapitel von *Im Dialog mit Seth* detailliert beschrieben. „Alle Details der Nacht waren ganz klar und deutlich,“ heißt es dort unter anderem. „Ich hüpfte aus dem Fenster und flog durch die Nacht, vorbei an den vertäuten Segelbooten in der Bucht; hinunter ins dunkle Wasser... heraus aus dem dichten, warmen Meer in die Luft und vorbei an den grauen Schindelhäusern an den West Chop-Stränden... Und außer der ekstatischen, vollkommenen Freiheit des Fliegens hätte ich genau so gut in irgendeiner nebelverhangenen Sommernacht in den Straßen von Vineyard Haven umhergehen können.“

2. Natürlich war ich nicht die einzige schreibende Anfängerin, die von Jane ermutigt wurde oder die von ihren Arbeitsgewohnheiten beeindruckt war. Vickie Smith, die bis 1972 mehrere Jahre lang an der ASW-Klasse teilnahm, während sie Studentin an der nahe gelegenen Corning-Hochschule war, erinnert sich:

Jane war soviel mehr für mich als nur eine Lehrerin, die mir half, meine eigene Stimme zu finden oder die daran glaubte, dass ich eine haben könnte. In einer Klassenstunde führten wir eine Psy-Zeit-Übung durch und beschrieben daraufhin das Ganze, übergaben ihr den Text und machten dann eine Pause.

Ich hatte beschrieben, wie ich in die Hecke zwischen unserem und dem Nachbargrundstück gekrochen war und die Welt durch das Netzwerk der durchwobenen Zweige und Äste betrachtet hatte. [Als ich nun in der ASW-Klasse saß] wurde mir plötzlich bewusst, dass Jane meinen Aufsatz las, weil ich irgendwie fühlte, dass sie den Moment spürte oder „sah“, den ich beschrieben hatte. Es war ein so dichtes Erlebnis, weil ich den Duft gerochen und die Wärme der Sonne gespürt hatte...

Ich ging zu ihr hinüber, setzte mich auf den Boden, und sie sagte leise: „Du solltest schreiben... Mir gefällt sehr, wie du das beschrieben hast, es

besitzt ein Gefühl der Gegenwart.“ Dann begann sie, über die Schreibklasse zu sprechen (von der ich jedoch wusste, das es mir nicht möglich war, daran teilzunehmen), aber das Blut rauschte so stark in meinen Ohren, dass ich ihr einfach immer nur zunickte... Jane wusste, dass das Schreiben [für mich] mehr bedeutete als nur eine Seite vollzukritzeln, und ich wusste, dass auch sie wusste, dass wir beide in diesem Moment vom gleichen Fleck Sonne gewärmt wurden.

Einer, der sich ebenfalls an Janes Ermunterungen für seine schriftstellerischen Fähigkeiten (und an seine geheimen Wünsche für ein privates Gespräch mit Seth) erinnert, ist Richard Wolinski, oder „Will Petrosky“ aus *Im Dialog mit Seth*. „Jane war eine der hilfreichsten Personen, die ich kannte,“ schreibt mir Richard:

Sie ermunterte mich bei jeder Gelegenheit zu schreiben. Es war Jane, die sagte, sie brauche Hilfe bei der Beantwortung ihrer Briefe – was ich auch während einiger Monate in den Jahren 1974 und 1975 tat. An einem Wochenende fuhr ich an eine Hochzeit in Rochester, New York, und entschloss mich dann, schon am Montag, also am Tag vor der ASW-Klasse, nach Elmira zu fahren. Ich rief Jane an und ging in ihr Haus an der West Water Street. Rob war mit Malen beschäftigt und Jane arbeitete im privaten Wohnzimmer an einem ihrer Bücher. Sie gab mir die Korrespondenz und ich verbrachte den Nachmittag mit dem Beantworten von Briefen. Ich fragte sie, ob ich an der Buch-Sitzung von heute Abend dabei sein dürfe und sie sagte zuerst nein, es sei zu langweilig.

Ich antwortete, das sei mir egal – in Wahrheit hatte ich damals zweierlei im Kopf. Als Erstes sah ich hier meine Chance für eine private Sitzung mit Seth, und als Zweites hätte ich damit allen anderen Boys von New York etwas voraus. Hei, wieso denn nicht, ich war damals dreiundzwanzig. Nach einer Weile rief sie mir aus der anderen Wohnung zu, ich dürfe zum Abendessen und dann für die Sitzung bleiben.

Das Nachtessen bestand aus gebratenen Würstchen und dann machten wir uns für das Buch-Diktat bereit. Rob und ich saßen Jane gegenüber auf dem Sofa. Jane schloss ihre Augen und war einen Moment später in Trance – nicht so plötzlich, wie in den Sitzungen der ASW-Klasse. Seth sprach mit einer eintönigen Stimme und fuhr genau dort weiter, wo er aufgehört hatte.

Nach einer Weile langweilte ich mich. Es war sehr schwierig, Seth zu



folgen. Es gab keine Bewegung in seiner Stimme, keine Intonationen. Wenn er vor dem Beginn einer Sitzung „Diktat“ sagte, dann meinte er genau das. Es war, als ob Seth ein in einer anderen Dimension vorhandenes Manuskript vorlesen und es Rob in einer zum Aufschreiben passenden Geschwindigkeit übertragen würde. Als Band 2 von Seth und die Wirklichkeit der Psyche erschien, war die Sitzung praktisch unredigiert – ein paar Worte wurden geändert und mein Pseudonym wurde hinzugefügt. Ein Wortspiel mit meinem Namen „Rich“ wurde in ein neues, sich auf mein Alter Ego „Will“ beziehendes Wortspiel, geändert.

Nach der Sitzung erzählte Rob Jane, was Seth gesagt hatte und Jane sprach ein wenig über das Material im Buch.

„Ziemlich langweilig, nicht wahr?“, fragte sie mich.

Ich nickte, sagte ihr aber, dass ich es um nichts in der Welt hätte verpassen wollen.

Jane unterstützte mich immer beim Schreiben und ermunterte mich, meine Gedanken zu Papier zu bringen. Ich glaube, weil wir beide schrieben, gab es zwischen uns auch verbindende Elemente. Ich wünschte mir jedoch, ich wäre damals fähig gewesen, öfters an meiner Schreibmaschine zu sitzen und die Dinge zu Papier zu bringen, statt meine besten Gedanken in Telefongesprächen oder meine besten Ideen in Träumereien unter der Dusche zu vergeuden. Ich wünschte mir, ich könnte Jane etwas von dem Material schicken, das ich in den Jahren, als ich das KPFA-Radiomagazin [in Berkeley, Kalifornien] herausgab, schrieb, oder den Kriminalroman, den ich neulich fertig gestellt habe (und der nun auf dem Schreibtisch eines Verlegers ruht und ruht und ruht und darauf wartet, endlich gelesen zu werden). Ich war damals ein solcher Kindskopf und wusste nicht, was ich wollte, mein Bewusstsein flog in alle Richtungen auf einmal wie ein außer Kontrolle geratener Kreisel. Meine Unsicherheit war für alle sichtbar – vor allem auch für Jane, die jedoch, wie ich glaube, fähig war, darüber hinweg und direkt in mein innerstes Herz zu sehen.

Ihre Widmung in Überseele Sieben lautet: Rich – du trägst deine Leben wie Banner vor dir her. Adindo, Jane. In Dialog der Seele: Lieber Rich – niemand der Rich [reich, d. Ü.] mit Namen oder Übernamen heißt, kann arm im Geiste sein. Und wenn du das je denken solltest, braucht du eine geistige Brille! Herzlich, Jane.

Und meine liebste Widmung, in meinem Exemplar von Dialogues of the Soul and Mortal Self in Time:

Lieber paranoider Freund:  
Asche zu Asche  
Lust zu Lust  
Brauch sie gut  
Damit sie nicht rostet

Machs gut,  
Jane

Das letzte Mal, als ich Jane sah, war während der Olympischen Winterspiele 1980 (im Januar oder Februar), als ich von Lake Placid herunterfuhr und in Elmira einen Halt machte. Ich hoffte, Seth noch ein letztes Mal zu Gesicht zu bekommen, aber er trat nicht in Erscheinung. Jane sah gut aus, obwohl sie die ganze Zeit in ihrem Sessel blieb.

Es ist nun fünfzehn Jahre her, und ich denke oft an sie und nehme an, dass sie hie und da bei mir hereinschaut, wie sie das sicher bei allen Teilnehmern der Klasse tut. Ich hoffe, dass ich beim nächsten Klassentreffen im Traumzustand ins volle Wachbewusstsein umschalten und allen „Hallo“ sagen kann. Hei, Sue!!!!

## 6. Der seltsame Fall der Kastanienkette

1. *Die Kastanienkette* und ihre Fortsetzung, *Die Bundu* – ursprünglich eine einzige Geschichte –, wurden im Magazin *Fantasy und Science Fiction* vom Oktober 1957, respektive März 1958, veröffentlicht. *Die Kastanienkette* wurde 1963 von Bantam Books in einer Rod Serling-Anthology nochmals abgedruckt, wo ich die Geschichte im Herbst 1963 las. (Jane schreibt am 8. August 1963 in ihrem Tagebuch: „Brief von Rod Serling – sagt, Bundu sei eine verdammt gute Geschichte, schön geschrieben! Jedoch zu gewagt fürs Fernsehen – [Serling] wird Rebellers so bald als möglich lesen!“)

2. Diese Körnchen blieben jedoch keineswegs statisch, wie ich herausfand, als ich 1994 meinen Artikel über *Die Kastanienkette* schrieb: Der Akt selbst schien sogar noch mehrere Zusammenhänge mit der Geschichte zu erschaffen als die ursprünglich darin enthaltenen – aber dieses Mal in meiner eigenen, sich weiter entwickelnden Gegenwart.

Ende November 1994 hatte ich eines Tages den ganzen Vormittag lang an meinem Artikel gearbeitet und fuhr über die Mittagspause in den nahe gelegenen

Ort Watkins Glen, um Linda, die Geschäftsführerin des Genossenschaftsladens für Antiquitäten und Sammlerobjekte, zu besuchen. Ich besaß dort ebenfalls einen kleinen Verkaufsstand für hauptsächlich aus Trödel- oder Flohmärkten stammende Gegenstände und hoffte, dass sie etwas Geld für mich eingenommen hatte. Als ich ankam, war Linda gerade damit beschäftigt, eine enorme Sammlung alter Postkarten, die sie an jenem Vormittag gekauft hatte, auszusortieren, sicher ein paar Tausend, in mehreren Stapeln. Sie ordnete sie nach Thema, legte sie in Umschläge, dann in Schuhschachteln und setzte die Preise fest, alles in allem eine Riesenarbeit.

Normalerweise interessieren mich alte Postkarten überhaupt nicht, aber diese hier waren außerordentlich schöne Exemplare von der Jahrhundertwende. Völlig wahllos nahm ich einen Umschlag in die Hand und öffnete ihn. Die erste Postkarte war eine Ansicht aus der Nähe des Chemung-Flusses in Elmira. Dahinter lag – und ich übergang sie fast, weil das Foto so neu aussah – eine Postkarte des Mehrfamilienhauses an der West Water Street 458, wo Jane und Rob während all jener Ereignisse, die ich genau an diesem Morgen beschrieben hatte, gelebt hatten.

Das Foto war von der Kreuzung der West Water und Walnut Street aus aufgenommen worden und zeigte vor allem die Küche und die großen Erkerfenster der Wohnung (wie auch einen sehr jungen Rotahornbaum im Vorgarten). Ich zog die Postkarte ganz heraus und drehte sie um.

Die Karte war in Dundee abgestempelt worden und wurde von jemandem namens „Lillian“ an eine „Mrs. Parker“ in Beaver Dams, New York (ein Weiler in der Nähe von Watkins Glen), geschickt. Der Stempel war vom 10. August, aber die Jahreszahl war verschwommen und fast unsichtbar. Natürlich war Dundee der Ort gewesen, in dem ich lebte, als ich 1979 Im Dialog mit Seth schrieb, jenes Jahr, als Janes Herausgeber das „Sue Watkins“-Häppchen in der Kastanienkette entdeckt hatte – wie ich es vor nicht viel mehr als einer halben Stunde eben beschrieben hatte.

Linda, die Geschäftsführerin des Ladens, wohnt in Beaver Dams.

Der Vorname von Seans Großmutter väterlicherseits war Lillian – eine weitere komische Verbindung mit dem Namen Watkins. (Das Dorf Watkins Glen wurde übrigens nicht nach Neds Familie benannt.)

Und diese Mrs. Parker hier... genau am Tag vorher hatte ich Last Train to Memphis gelesen, Peter Guralnicks Biographie von Elvis Presley, in der Colonel Parker, Elvis' berühmter Förderer, natürlich sehr oft vorkommt. Ein Teil meines Interesses an Elvis' Leben stammt von der einfachen Tatsache her, dass er und ich das gleiche Geburtsdatum haben, den 8. Januar. Als ich dort im Laden stand, erinnerte ich mich auch daran, dass Janes Geburtsdatum der 8. Mai 1929 war.

Ich sagte zu Linda: „Diese Karte muss ich haben!“ (Sie kostete zwei Dollar.) Linda sagte mir, dass sie in einer Schuhschachtel auf dem Ladentisch noch zehn gleiche, aber neue hätte. Ich schaute sie mir kurz an und entschied dann aus irgendwelchen Gründen, keine davon zu nehmen. Dann ging ich nach Hause und stoppte bei meiner Einfahrt, um den Briefkasten zu leeren.

Und dort drin fand ich Folgendes:

(1) Die Antwort eines Mannes, der während der Zeit der ASW-Klasse in der auf der Postkarte fotografierten Wohnung im ersten Stockwerk von Nummer 458 gelebt hatte. Leonard beantwortete einen Brief vom 5. November, in dem ich ihn nach irgendwelchen Erinnerungen an Jane gefragt hatte, die er mir für mein Buch mitteilen könnte. Seine Karte zeigte das Bild eines Leuchtturms und eines Hotels im Stil eines Häuschens am Meer aus North Truro in Cape Cod. Leonard hatte geschrieben, dass er etwas für mich zusammenstellen würde und dass ich jederzeit bei ihm vorbeikommen könnte.

(2) Eine Antwort vom Künstler George Rhoads, ebenfalls auf meine Anfrage vom 5. November nach Erinnerungen an Jane; auch George sagte, er würde etwas für mich zusammenstellen. Dazu schickte er mir noch eine Postkarte von einem seiner Bilder, einer Cartoon-ähnlichen Szene mit dem Titel „Labyrinth der Sprichwörter“. Labyrinth stimmt wirklich!

Weil... ich früher an jenem Morgen meine Traumaufzeichnungen durchgesehen und auf einige Notizen über „Träume und die Post“-Zufälle gestoßen war, die ich vor einer Weile auf die Seite gelegt hatte. Der Anstoß dazu war 1987 geschehen, als ich eine Postkarte (übrigens witzigerweise an „Oranda“ adressiert) von George erhalten hatte, der in Martha's Vineyard (an der Cape Cod-Küste) gewesen war; diese Karte war am gleichen Tag bei mir angekommen, wie die wöchentliche Ausgabe des New Yorker-Magazins, in dem ein Cartoon mit der genau gleichen Szene von zwei an einer Reihe von Strandhäusern entlang gehenden Frauen erschienen war, wie auf der Karte von George! Und auf jener Postkarte von 1987 schrieb George, er habe bei seinem Aufenthalt in Martha's Vineyard den Romanautor Phil Dyer getroffen, „dessen Urgroßvater neben einem 350 Pfund schweren Heilbutt stehend auf einer hiesigen Postkarte abgebildet ist“ (Georges Worte). Und ich hatte genau heute Morgen das alles durchgesehen und angeschaut.

(3) Ebenfalls in meinem Briefkasten war eine Mitteilung von der Newhouse-Journalismusschule an der Syracuse-Universität, wo ich studierte, als ich zum ersten Mal *Die Kastanienkette* las. Aber es war die Ausgabe vom Frühling 1994, was machte sie denn also im November hier?

(4) Und schließlich lag da noch ein Brief von *Amazing Stories* (einer ähnlichen Zeitschrift wie *Fantasy and Science Fiction*), die meine

Kurzgeschichte „Trödelmarkt der Götter“ ablehnte, deren (weibliche) Hauptfigur eine Händlerin von Kunstobjekten ist – eine witzige Verbindung mit dem Antiquitätengeschäft, in dem ich eben die Postkarte gefunden hatte.

Ich dachte mir, das ist nun wirklich langsam zuviel! Und dann ging ich ins Haus und holte mein Briefmarken-Vergrößerungsglas hervor (das auch die kleinsten Papierfasern in einen klaren Fokus bringt) und schaute mir das Stempeldatum auf der Postkarte von Nummer 458 an... und das Jahr war...

1929 – das Jahr, in dem Jane geboren wurde.

Es ist auch interessant festzuhalten, dass ich nicht die Einzige bin, die diesen alten Roman von Jane gelesen und sich daran erinnert hat. Mae Lou von Maple Valley, Washington, schrieb mir einen längeren Brief über den Eindruck, den Janes Bücher in ihrem Leben gemacht hatten und fügte hinzu: „Seit ich sechs Jahre alt war und aus den Jules Verne-Büchern meiner Brüder lesen lernte, habe ich Sciencefiction-Bücher gelesen. Es war das Einzige, das ich zur Unterhaltung gelesen habe. Drei ältere Brüder zu haben, die jede Ausgabe von Fantasy and Science Fiction kauften, trug natürlich dazu bei. Als Reality Change zwei von Janes Geschichten veröffentlichte, hatte ich einen ziemlichen Schock, denn ich erinnerte mich an sie aus meiner Kindheit, desgleichen auch an die von dir beschriebene Kastanienkette.“

## **7. Wirklich großartig für jedes Alter**

1. Was die frühen literarischen Ambitionen und Sehnsüchte nach Anerkennung betrifft, so schrieb Jane in ihrer Tagebucheintragung vom 13. Januar 1977 den folgenden Text, der grundsätzlich meine eigenen parallelen Gefühle zusammenfasst:

Las einen Artikel über [den amerikanischen Dichter und Romanschriftsteller Robert Penn] Warren und die ihm verliehenen Preise. Er ist nun ein älterer Herr und ich dachte, wenn ich einmal alt bin, werden sie mir keine Preise geben; oder ich werde keine respektierte ältere Schriftstellerin oder kein älterer Staatsmann (Staatsfrau?) der Seele sein. Eine altbekannte Einstellung von mir, aber ich dachte, beim vergleichbaren Verfassen von Werken in, sagen wir mal, der Welt der Romane oder der konventionellen literarischen Poesie – würde ich Anerkennung erhalten; aber meine Bücher werden nicht von der Times oder von anderen ähnlichen

Organen rezensiert, sondern im parapsychologischen Bereich abgehandelt. Ich mag es gar nicht, diesem Bereich zugeordnet zu werden. Ich respektiere die betreffenden Personen überhaupt nicht, und aus den Anrufen und Briefen könnte man manchmal schließen, dass [jene] Leserinnen und Leser noch mehr spinnen als die meisten anderen Leute – was einiges heißen soll – und vielleicht eine Übertreibung meinerseits ist. Wahrscheinlich schäme ich mich über diesen Bereich und darüber, mit ihm verbunden zu sein... weswegen? Wegen meiner eigenen konventionellen Gedanken darüber.

Das ist wirklich altes Zeug, aber als Kind muss ich literarischen Erfolg als Antwort auf alle meine Probleme betrachtet haben; und das enthielt eine gewisse Menge von intellektuellem Snobismus; es enthielt auch, obwohl ich es damals nicht wusste, einen starken Wunsch nach Anerkennung und Ansehen... in einer ... restriktiven, aber „überlegeneren“ Gruppe.

Eine Schriftstellerin zu sein bedeutete für mich die Lösung aller Probleme. Ich glaube, damals sah ich es nicht im Sinne der Akzeptanz durch eine große Masse, aber ganz sicher bin ich mir hier nicht.

Meine eigenen natürlichen Fähigkeiten drängten mich jedoch weiter in eine andere Richtung. Die Poesie war in meinen Augen akzeptierbar, brachte aber überhaupt kein Geld, und ich dachte... dass sich meine Kreativität bezahlt machen sollte. Ich verkaufte meine Sciencefiction, die ich sehr gerne schrieb; aber nach der Konferenz entschied ich mich, dass es ein zu... trübes Gebiet war... Aber dann war ich unglücklich, als ich um die dreißig war – es wurde angenommen, dass ein Schriftsteller bis dahin ein Buch herausgebracht haben sollte... In der Zwischenzeit entstand *Das physische Universum als Gedankenkonstruktion* und das ASW-Buch.

Ich fand, und das stimmte auch, dass [das ASW-Buch] etwas vom Besten war, das ich bis dahin geschrieben hatte; und das Thema packte mich, es packte mein Interesse und meine Fähigkeiten; das Ganze war neu; ich hatte keine Ahnung davon, dass ein „Feld“ darum herum geschaffen worden war – oder dass auch andere – Spinner und einige Scharlatane – sich ebenfalls mit Dingen beschäftigten, die ich so absorbierend und einzigartig fand. Ich hatte Angst, dass mich das übersinnliche Interesse als Schriftstellerin auf Abwege führen würde, obwohl das ASW-Buch weder ein Roman noch ein Gedichtband war – was damals die für mich einzigen künstlerischen Ausdrucksformen waren. Sachbücher gehörten meiner Ansicht nach ins Gebiet der Journalisten.

Ich begann, übersinnliche Erfahrungen nur dann zu haben, wenn sie entweder eng mit dem Schreiben oder eng mit „meinem nächsten Buch“, vor allem mit *Das Seth-Phänomen*, verbunden waren. Ich missbilligte sogar

einige der Erfahrungen meiner eigenen Studenten in der ASW-Klasse und sogar meine eigenen, nehme ich an – weil sie sich sehr wie diejenigen von solchen Leuten anhörten, die ich, milde ausgedrückt, ziemlich abgehoben fand. Gleichzeitig wurde ich jedoch von den Fragen und Erlebnissen selbst angezogen und wenn ich mich einfach gehen ließ, stellte ich fest, dass ich mehr und mehr davon anzog – sogar in meiner Schreibklasse, die eigentlich nicht als ASW-Klasse gedacht war.

Einige dieser Ereignisse waren fantastisch; ich schätzte sie wirklich – aber eben auch deswegen, weil es meine waren, im Gegensatz zu denjenigen, die mir von anderen berichtet wurden. Sie warfen mich jedoch wieder in dieses „außersinnliche Gebiet“ zurück.

Ich bin nicht ganz sicher, aber ich glaube, ich hörte auf [in Bars] tanzen zu gehen, als die Leute [dort] begannen, mir Fragen zu stellen, etc...

Was ihre Gefühle über die Seth-Erfahrungen in diesem Sinne betrifft, schreibt Jane in ihrem Buch *The Magical Approach* (San Rafael, Kalifornien: Amber-Allen Publishing, 1995): „Ich betrachte Seth als eine geistige [Manifestation] höchster Ordnung – ein Geheimnis, das ich eines Tages lösen oder auch nicht lösen werde. Aber er trägt einen unauslöschlichen Stempel der Authentizität und Integrität, den ich sofort erkannt habe.“

## **8. Freitagabendtreffen und andere mehr oder weniger lustige Zeiten**

1. Diese Episode wird vollumfänglich im 6. Kapitel von *Im Dialog mit Seth* erzählt.

## **9. Die Fleischmarkt-Hochzeit**

1. Ähnlich prophetisch war, dass der unübliche Name des Zivilstandesbeamten der gleiche war (jedoch etwas anders geschrieben) wie jener meines zweiten Mannes (obwohl sie nicht miteinander verwandt waren), den ich erst sechs Jahre später treffen würde (wiederum Echos von Namen). Meine zweite Ehe dauerte genau gleich lange wie die erste – achtzehn Monate. „Nun, zumindest kennst du deine Grenzen,“ kicherte Jane viele Jahre später.

2. Bemerkung, die im August 2004 für diese [deutsche] Ausgabe eingefügt wurde: Und manchmal spuckt das Universum seine Geheimnisse auf überraschende Art und Weise aus.

Im Mai 2000, während des Herausgabe- und Korrekturprozesses dieses Buches [amerikanische Ausgabe], versuchte ich ein allerletztes Mal, die Hochzeitsfotos zu finden. Halb wahnsinnig beim Gedanken, diesen Teil meiner Vergangenheit verloren zu haben, verbrachte ich Stunden um Stunden beim Sortieren von Hunderten von Fotos, beschriftete sie und legte jedes einzelne Bild davon in speziellen Fotoschachteln ab, stets in der Hoffnung, dass diese alten Polaroid-Fotos doch noch irgendwie magisch auftauchen würden. Das taten sie jedoch nicht. Ich verspürte eine große Frustration und Scham darüber. Obwohl in der Moment Point Press-Ausgabe von Im Dialog mit Seth 1999 ein Foto aus Janes ASW-Klasse mit uns beiden abgebildet ist, sitzen wir dort auf entgegengesetzten Seiten des Zimmers und unsere Aufmerksamkeit ist auf andere Dinge gerichtet, so als ob wir die jeweilige Existenz der anderen gar nicht wahrnähmen; und das ist keineswegs das Bild, das ich mir aus jener Zeit und aus jenem Raum zurückzuholen wünschte.

Inmitten von all dem, am 27. Mai 2000, träumte ich, ich befände mich in einer Mikrofilm-Bibliothek und schaute mir alte Zeitungen an, als Jane hereinkam, sich in einen Stuhl neben mich setzte und mich mit ihrem charakteristischen halben Lächeln, an das ich mich so gut erinnere, anblickte. Im Traum frage ich sie, „ob jemals ein Foto von uns, auf dem wir nebeneinander stehen, aufgenommen wurde“, nicht nur die fehlenden von jenem Tag in ihrer Wohnung 1969. Sie sagte, sie glaube, sie erinnere sich an ein solches Foto, und ich bat sie zu versuchen, es aufzustöbern, „von deiner Seite her“, wie ich es ausdrückte, „und es mir auf meine Seite herüberzuschicken, irgendwann einmal, ok?“ - „Klar,“ sagte die Traum-Jane, „das kann ich machen.“

Das war ein kurzer aber sehr intensiver und gefühlsbeladener Traum, der mich (nebst seiner humorvollen Seite), nachdem ich aufgewacht war, an andere meiner Träume erinnerte, die sich später auf irgendwelche Art als präkognitiv herausstellten. Aber es tauchte kein Foto auf, das noch rechtzeitig in der amerikanischen Ausgabe von Speaking of Jane Roberts hätte erscheinen können und ich dachte, das war's dann halt. Und so verging die Zeit.

In jenem Sommer des Jahres 2000 begann mich das Problem mit meiner mich seit Anfang 1998 schmerzenden Achilles-Sehne – das ich in diesem Buch (Seiten 222 und 223) beschreibe und dabei auch über die seltsame Gegenbild-ähnliche Körperbehinderungs-Metapher spekuliere – so sehr zu belasten, dass ich mich widerstrebend entschied, nun doch einen Arzt aufzusuchen. Da ich jedoch keinen eigentlichen Hausarzt habe, rief ich die orthopädische Ärztepraxis in Elmira an, wo auch Dr. G. praktiziert, dessen Familie 1986 das Haus kaufte, in dem ich meine Kindheit verbracht hatte und der einer der zahlreichen Ärzte war, der 1984 auch Jane während ihres letzten Krankenhausaufenthaltes



behandelte. Gemäß Robs Notizen war Dr. G. einer der wenigen Ärzte, der Jane mit Optimismus und Ermunterung behandelte. Aus diesem Grund und auch aufgrund der Tatsache, dass er und seine Familie gerne in dem Haus leben, in dem ich aufgewachsen bin, fühlte ich mich ihm stets verbunden und besaß ein gewisses automatisches Vertrauen in ihn, das ich sonst im Allgemeinen für Ärzte nicht empfinde.

Wie es sich herausstellte, war Dr. G. bereits ausgebucht und ich vereinbarte daher einen Termin mit einem anderen Orthopäden in der gleichen Praxis. Jeder, der zusammen mit Dr. G. praktiziert, muss einfach genau gleich nett sein, folgerte ich (was sich auch als richtig herausstellte). Während ich nun im kleinen Untersuchungszimmer darauf wartete, dass der Arzt sich meinen Knöchel anschaute, begann ich bewusst auf ein Gespräch aufmerksam zu werden, das zwischen einigen Personen im gegenüberliegenden Wartezimmer geführt wurde, dessen Türe nur angelehnt war. Die Leute hatten einen Namen erwähnt, den ich gut kannte... den Namen meines zweiten Ex-Mannes. Zumindest dachte ich zuerst, es sei sein Name, realisierte dann aber, dass sie über jemand anderen redeten. Zu meinem Erstaunen sprachen sie über den Zivilstandesbeamten, der Ned und mich vor all diesen Jahren getraut hatte, den Beamten mit dem Namen, der, wie in der ersten Anmerkung zu diesem Kapitel erwähnt wird, sich später als eine Spur prophetisch erweisen würde. Derjenige Zivilstandesbeamte, der im offiziellen Mittelpunkt jenes Geschehens stand und dessen Foto ich während so langer Zeit zu finden versucht hatte.

Und dann, von einer Sekunde zur nächsten, als ob mich jemand mit einer Gedankenkanone getroffen hätte, sprang aus dem Nichts ein Bild in meinen Kopf, lebendig und klar, ein Bild von mir, wie ich neben Ned im Büro jenes Zivilstandesbeamten stehe, mit Jane und Rob an unserer Seite – und ein Blitzlicht explodiert vor meinen Augen. Hatte der Zivilstandesbeamte jenes Bild von uns gemacht? Wenn ja, war dies meine erste Erinnerung daran.

Ich hüpfte vom Untersuchungstisch herunter und klopfte an die Türe, wo die Leute miteinander redeten. Ich stellte mich vor und erklärte meine Beziehung zum Zivilstandesbeamten, der, wie es sich herausstellte, der Patriarch dieser Familiengruppe und natürlich bereits seit einigen Jahren pensioniert war. „Hat er vielleicht zufällig,“ fragte ich und konnte mich kaum zurückhalten, „jeweils Fotos von den Leuten gemacht, nachdem er die Trauungszeremonie durchgeführt hatte?“

Oh ja, sagten sie. Er stellte sicher, dass alle die Jahre hindurch von jedem Paar, das er traute, Fotos gemacht wurden, und alle diese Bilder wurden in Schachteln in einem Schrank aufbewahrt. Wirklich eine außerordentliche Sammlung.

Zu behaupten, dass ich fast aus meiner Haut sprang, ist eine Untertreibung. Während all dieser Zeit hatte ich mich durch meine eigene Fotosammlung hindurchgegraben, hatte an Rob herumgenörgelt, doch nochmals seine Unterlagen zu überprüfen, und es war mir nie in den Sinn gekommen, überhaupt nur an diese andere Möglichkeit zu denken – tatsächlich hatte ich mich bis zu diesem Moment, als ich auf den Arzt wartete, der sich meine (aufrüttelnd gegenbildnerische) Sehnenverletzung anschauen sollte, überhaupt nie an ein Foto erinnert, das im Büro des Zivilstandesbeamten gemacht worden war.

Und so tauchte also dieses am 25. Februar 1969 von uns vieren aufgenommene Foto – auf dem Jane und ich nebeneinander stehen, mit unserem Gesichtsausdruck (einschließlich Janes oh so charakteristischem halben Lächeln), der mehr sagt, als wir je laut zueinander sagen konnten – aus der Vergangenheit auf und erscheint nun hier, in dieser Seth-Verlag-Ausgabe. Es dauerte tatsächlich fast vier Jahre und für die Familie viele Stunden der Suche, um es für mich zu finden (möglicherweise mit ein wenig Hilfe aus der unsichtbaren Welt), und dafür stehe ich tief in ihrer Schuld. Was meine Achillessehne betrifft, brachte mir das Mittel des Arztes (ein kniehocher orthopädischer Schuh) eine vorübergehende Erleichterung, aber erst, als ich mit Yoga begann (einer nicht schuldbeladenen, vom Schreibtisch entfernten Tätigkeit), heilte sie vollständig und benötigte keine weiteren Behandlungen mehr.

3. Die ganze Sitzung ist in Anhang 3 von *Im Dialog mit Seth* angeführt.

## **10. Der Sitz des (irgendwie) Unbewussten**

1. Es ist interessant, dass es Jane und mir beim so genannten Austauschen von Geheimnissen über Dinge wie Frauenprobleme nicht wohl war, was bei wahren Freundinnen sicher nicht so ist. Aber es war genau diese Distanz zwischen uns, das Zentrum, um das wir uns bewegten, die dann diese sehr erstaunliche Episode überhaupt erst geschehen ließ.

2. Aus irgendeinem Grund finde ich es bedeutsam, dass ich fast zwei Jahre, nachdem Jane ihre Bluse angezündet hatte, am 17. März 1975 einen Traum über Jane aufschrieb, die sich selbst anzündete. „Sie ist im Bett, aber es geht ihr gut,“ heißt es in meinen Traumnotizen, und weiter steht, dass dies der Tag war, an dem Bill Granger ins Krankenhaus ging, um sein Magengeschwür untersuchen zu lassen. Natürlich kannte ich 1975 bereits die Geschichte der Bluse und Janes nachfolgende Selbstheilung, und daher ist dieser Traum auch nicht im normalen Sinne präkognitiv – außer seinem Zusammenhang mit unseren an Bill

gerichteten Alpha-Übungen und den damit verbundenen Heilungsmöglichkeiten. Leider schrieb ich das Resultat von Bills Untersuchung nicht auf, aber ich erinnere mich, dass ihm irgendwann später einmal ein Teil seines Magens entfernt wurde, um das Magengeschwür zu heilen (heutzutage würde man wahrscheinlich eine Antibiotika-Behandlung durchführen.) Es ist das Nebeneinander dieses Traums und der Ereignisse des wirklichen Lebens, mit Jane im Zentrum, das dem Traum seinen präkognitiven Anflug gibt.

3. *The Magical Approach* ist ein unvollendetes Manuskript, das Jane in einem tagebuchartigen Stil verfasste und das Auszüge aus dem Seth-Material enthält. Es wurde nach ihrem Tode redigiert und 1995 von Amber-Allen herausgegeben.

4. Das bewiesen auch ihre Erholungen und vorübergehenden Besserungen, als sie später in schlechter körperlicher Verfassung war – Besserungen, die sich oft über ärztliche Urteile darüber, was eigentlich möglich wäre, hinwegsetzten.

## **11. Die ehrliche Einschätzung (autsch) und ähnliche gewagte Geschichten**

1. Siehe Kapitel 4 in *Im Dialog mit Seth*.

2. Das musste abwertend gemeint sein, obwohl Jane 1977 in einem Interview mit Lawrence Davidson für Radio KPFA in Berkeley darauf beharrte, dass sie sich an ihre Reaktion auf Bouchers Worte erinnern konnte. „[Als Schriftstellerin] dachte ich [darüber], dass dies eines der speziellen Probleme war, die ich hatte, so wie man Probleme mit schlechter Satzkonstruktion oder so etwas haben könnte,“ sagte sie. „Es war ein Spiel.“

Zu jener Zeit störte mich das nicht sonderlich, vor allem weil ich mich selbst in erster Linie als Schriftstellerin betrachtete. Aber als ich an einer Konferenz von Sciencefiction-Schriftstellern teilnahm, wurde ich gefragt, wessen Ehefrau ich sei und das machte mich äußerst wütend. Ich meine, ich war wirklich wütend und ich fluchte ziemlich, verstehen sie? [lachend] Aber zu jener Zeit dachte ich eben, dass man sich als gut aussehende Frau einfach total überlegen geben musste, und mit dieser Einstellung wuchs ich auch auf.

Was mein Schreiben betraf, dachte ich, dass ich hier wirklich einen großartigen Job machte, das tat ich wirklich [lachend], und tue es immer noch, vor allem auch beim Beschreiben von männlichen und weiblichen Figuren. Ich habe oft gedacht, dass viele Schriftsteller ziemlich lausig arbeiteten, wenn sie Frauen porträtierten, und dass ein guter Schriftsteller

sich eigentlich mit beiden Geschlechtern identifizieren und alles über menschliche Motivationen, egal bei welchem Geschlecht, lernen sollte.

Ich sah mich selbst nie in diesem Sinne. Ich sah mich selbst als Schriftstellerin. Natürlich stimmt es, dass ich beim Schreiben von Erzählungen sicherstellen musste, dass der Held immer obenauf war. Mein Markt war zu jener Zeit das Fantasy and Science Fiction-Magazin. Einige der anderen Sciencefiction-Magazine waren hauptsächlich an das männliche Publikum gerichtet. Danach kamen gleich die etwas schlüpfrigeren. Und in jenen Zeitschriften musste der Mann immer gewinnen. Aber in Fantasy and Science Fiction hattest du wirklich etwas mehr Freiheit. So lange die Geschichte gut war, machten sie dir keinen Ärger, und eine meiner Erzählungen drehte sich ja sogar um eine Nonne, die einen Kriegsherrn von einem anderen Planeten dazu überreden konnte, die Erde nicht zu überfallen – und sie war eine Heldin!

Aber ich sah mich selbst nicht als jemand, der sich für eine bestimmte Sache einsetzte, sondern ich wollte einfach jene Geschichten schreiben, die mich interessierten, mit Personen, die echt waren, aber ich fragte mich natürlich auch oft, was Frauen tun würden, wenn sie die Welt regieren könnten oder wenn sie alles übernehmen würden, viele Überlegungen dieser Art. Darum ging es ja dann natürlich genau in der Kastanienkette.

[Cyril Kornbluth hatte Jane geholfen, ihre erste Geschichte in Fantasy and Science Fiction zu veröffentlichen.] Ich hatte Cyrils Erzählungen gelesen und er war ungefähr, ich bin nicht mehr sicher, zehn oder fünfzehn Jahre älter als ich. Ich fand heraus, dass er in der Nähe wohnte. Und ich war etwa Mitte Zwanzig. So schrieb ich ihm eine Notiz, dass meine erste Erzählung nun schon seit Monaten bei Fantasy and Science Fiction herumlag, und Cyril bat daraufhin meinen Mann und mich, ihn zu besuchen. Später wurden wir enge Freunde, aber an jenem Nachmittag machte er ein Foto von mir – ich trug Shorts, es war im Sommer – und [ich setzte] mich in einer Art sexy Pose in diesen riesigen Lehnstuhl, und später fand ich heraus, dass er dieses Foto [Anthony] Boucher geschickt hatte, dem Herausgeber des Fantasy and Science Fiction-Magazins, mit irgendeiner kleinen Bemerkung – diese niedliche Brünette hat eine Geschichte geschrieben, etc., und so kam es, dass sie die Geschichte veröffentlichten. Und nochmals, ich weiß wirklich nicht mehr, wie ich damals darauf reagierte; ich kann mich einfach nicht mehr daran erinnern.

Ich meine, ich war einfach froh, dass die Geschichte ausgewählt wurde. Aber um nochmals auf das Sexismus-Thema zurückzukommen: Ich war damals eine der sehr wenigen Sciencefiction-Schriftstellerinnen, sonst

waren es ja fast nur Männer und alle hatten ihre eigenen Familien. Und vielleicht hatte das eben auch etwas damit zu tun, es könnte ja sein. Ich weiß aber noch, dass ich [zu jener Zeit], als ich Die Kastanienkette schrieb, nicht sicher war, ob Frauen vielleicht nicht auch die gleichen Fehler machen würden wie sie die Männer gemacht hatten, wenn sie die Gelegenheit erhielten, die Welt zu übernehmen, und ich habe auch versucht, diesen Punkt zu betonen. Es kam noch dazu, dass zu jener Zeit ein Teil dieser Geschichte sehr real für mich war, denn ich glaubte damals wirklich nicht daran, dass ich die Vierzig erreichen, sondern eher daran, dass die Welt vernichtet und dass die nukleare Zerstörung weitergehen würde. Ich wuchs wirklich mit dieser Einstellung auf, und die Geschichte basiert auf dem Konzept, dass es geschah und dass dann die Frauen – die wenigen, die noch übrig blieben – das Ganze übernahmen und versuchten, alles wieder in Gang zu bringen...

3. In ihrem Tagebuch bezeichnet Jane diesen Vorschuss sowohl als 2500 wie auch als 3500 Dollar; möglicherweise war die Endsumme verschieden von dem Betrag, der ihr zur Zeit unserer kleinen Feier mitgeteilt wurde.

4. Es versteht sich natürlich von selbst, dass ich Jane gegenüber keinerlei Groll wegen solcher Gefühle, wie flüchtig sie auch gewesen sein mögen, hege. In *Seths letzte Botschaft* schreibt Rob am 18. Mai 1984: „Jane hatte einige Male große Angst, sie könnte von mir schwanger sein. Aber außer einem Mal, in einem leidenschaftlichen Moment, hatte sie nie das Bedürfnis gehabt, ein Kind zu haben. ‚Aber ich spürte genau, dass der weibliche Teil jener Teil ist, dem man nicht vertrauen kann,‘ sagte sie... [In Janes jüngeren Jahren] fürchtete sie sich sehr davor, schwanger zu werden und spielte daher nie herum. Nach unserer Heirat hatte sie Angst... es würde unsere Karrieren zerstören. Ich erinnerte sie daran, dass ich, als sie einmal schwanger geworden war, überhaupt nicht sehr ärgerlich gewesen war und es akzeptiert hatte“ (Seite 217). Jane hatte damals eine Fehlgeburt.

„Es stimmt, dass ich keinen Drang nach Elternschaft hatte,“ schreibt Rob in einer früheren Anmerkung in *Seths letzte Botschaft*, „aber ich dachte nicht [im Sinne] von Verrat oder Abmachungen daran. Jane hatte Angst, dass eine Schwangerschaft meine Karriere ruinieren würde, weil ich dann Vollzeit hätte arbeiten müssen. Ich bin sicher, ich hätte besser damit umgehen können (Seite 189).

## **12. Die Flut und was dabei angeschwemmt wurde**

1. Später vermutete ich, Jane musste ein starkes nostalgisches Gefühl für dieses alte Fahrrad gehabt haben, das von ihrer gemeinsamen Zeit mit Rob in Sayre stammte; damals hatte sie eine Teilzeitstelle als Verkäuferin von Avon-Produkten und Küchenmessern inne und fuhr auf den Straßen und Sträßchen des ländlichen Pennsylvania mit ihrem Fahrrad von Haus zu Haus.

2. Tatsächlich war jede Brücke in Elmira zerstört und musste repariert werden; auch etliche andere im Norden und Süden der Stadt waren weggespült worden. Die Nationalgarde erstellte eine temporäre Pontonbrücke für Notfälle – Elmiras südlicher Stadtteil war von den beiden Krankenhäusern abgeschnitten –, aber die einzige Möglichkeit, zu meinem Elternhaus zu gelangen, hätte zu jener Zeit eine lange Autofahrt von vielleicht ein oder zwei Tagen (niemand wusste es so genau) an den oberen Teil des Flusses erfordert, um einen sicheren Ort für eine Überquerung zu finden. Ich war, zumindest für eine Weile, auf mich allein gestellt.

## **13. Nach der Flut und in die Patsche**

1. *Dreaming Myself, Dreaming a Town* (New York: Kendall and Delisle Books, 1989)

2. Wie im *Seth-Material* erklärt, bezieht sich der Name „Sumari“ auf eine Art geistiges Bündnis oder auf eine Bewusstseins-„Familie“, die zwischen verschiedenen Aktivitäts- und Neigungsebenen existiert. In der Klasse sprach oder sang Jane oft „in“ Sumari, einer Art von a cappella Ton-Sprache, und sie schrieb auch Gedichte in dieser Sprache, mit „Übersetzungen“. Während ich den Gedanken der Bewusstseins-Familie intuitiv verstehen konnte, ließen mich die Gesänge und der Großteil der Gedichte mehr oder weniger im Dunkeln. Trotzdem schien es der einzig mögliche Titel für eine solche Veröffentlichung zu sein.

## **14. „Das Werk“ und andere Rätsel**

1. „Ruburt“ bezieht sich hier natürlich auf Jane – auf den Namen, mit dem sie im ganzen diktierten Material von Seth angesprochen wird. In einer Sitzung vom Januar 1970 erklärte Seth: „Ich spreche durch die Schirmherrschaft einer Frau, die ich sehr lieb gewonnen habe. Es wird anderen seltsam erscheinen, dass ich sie mit 'Ruburt' und mit ‚ihm‘ anrede, aber Tatsache ist, dass ich sie in anderen

Zeiten und an anderen Orten und unter anderen Namen gekannt habe. Sie war sowohl ein Mann wie auch eine Frau, und die Gesamtidentität, die alle diese verschiedenen Leben gelebt hat, kann mit dem Namen Ruburt bezeichnet werden.“

2. Ich war jedoch nicht die Einzige, deren Familie Jane mit Befremden betrachtete. Wie Carroll „Mary Strand“ Stamp schrieb: „In die ASW-Klasse zu gehen, war wahrscheinlich das einzig wirklich Haarsträubende, das ich in meinem Leben je getan hatte. Meine Mutter war entrüstet; mein Mann war, wenn auch keine Stütze, mindestens tolerant... der Rest meines Bekanntenkreises und meiner Familie dachte, ich wäre total ausgeflippt. Sie warnten mich vor Kulten, vor dem Teufel und der Hölle, aber ich ignorierte sie einfach und stimmte stattdessen ständig den Lobgesang ‚Ihr erschafft euch eure eigene Realität‘ an. Im Nachhinein erscheint es mir fast wie ein Wunder, dass ich den Zorn, den ich damals verursachte, überlebt habe.“

3. Ich glaube allerdings nicht, dass meine Mutter ihre Ängste hätte in Worte fassen können – sie waren zu formlos und stammten aus vielen schmerzhaften Quellen, nicht zuletzt aus einer schwierigen Kindheit mit ihrer eigenen Mutter, einer talentierten Dichterin und Malerin, aber auch einer charmanten, unberechenbaren Alkoholikerin. Natürlich war das Einzige, das ich in den Augen meiner Eltern genau richtig gemacht hatte, meinen Sohn Sean bekommen zu haben. Darüber gab es keine Auseinandersetzungen – nur einen stillen Anflug von Ironie aus meiner heutigen Perspektive, wenn ich auf all das zurückblicke.

4. Der Chiropraktiker fand wahrscheinlich seinen Rat überhaupt nicht ungehörig. Um sich eine Vorstellung vom enormen und fast machiavellischen gesellschaftlichen Druck machen zu können, der in jenen Jahren (und weniger ausgeprägt auch noch heute) auf dem Thema des Kinderhabens lastete, muss man einmal die Stelle in Janes unveröffentlichtem „Magical Approach“-Manuskript lesen, wo sie beschreibt, wie sie nach der Fehlgeburt zum Hausarzt von Robs Familie ging um herauszufinden, weshalb ihr Pessar anscheinend versagt hatte. „Er war es,“ schreibt Jane, „der mir ein gewöhnliches Pessar statt eines für eine gesenkte Gebärmutter eingesetzt hatte; er wusste das selbst ganz genau, wie er mir mit offensichtlichem Vergnügen mitteilte, denn er glaubte, Rob und ich würden großartige Eltern sein, egal, was wir beide darüber dachten.“

5. Ein Faktor in ihrem Leben, den Jane und Rob natürlich ebenfalls verstanden. In Robs Notizen in Band 2 von *Träume*, „*Evolution*“ und *Werterfüllung* (Genf: Ariston Verlag, 1990 [diese Notizen fehlen in der deutschen Übersetzung, d. Ü.]) beschreibt Jane die Reaktion auf den Besuch von vier früheren Teilnehmern der ASW-Klasse in ihrem Haus im Herbst 1981. „Während des Besuches bemerkte ich, dass mein rechtes, auf dem Kaffeetisch

aufgestütztes Bein, plötzlich sehr schnell und unerwartet auf den Boden fiel,“ schrieb Jane in ihrem Tagebuch. „Als der Besuch gegangen war ... fiel mein Bein plötzlich hinunter und mein ganzer Körper drehte sich, unabhängig von meinem Willen oder von meiner Absicht, nach links. Das geschah mehrere Male. Dann, in einem Moment des Dösens, merkte ich plötzlich, wie sich mein Körper nach vorne bewegte und halb aufstand, mit einer starken Energie und einer mehr oder weniger natürlichen Bewegung – ganz von selbst. Die Wirkung dauerte [am nächsten Tag] noch an...“

6. Es entwickelte sich jedoch keines dieser Buchprojekte mit Prentice.

## **15. Querbestätigte Glaubenssätze und merkwürdiges Zeug, aus dem Gegenbilder gemacht sein könnten**

1. Spiritual Frontiers Fellowship International ist eine Gruppe, deren Mission, gemäß ihrer Homepage, darin besteht, „für alle Menschen die Realität des physischen Todes zu erleuchten“. Jane mochte die Vorgaben der Gruppe nicht besonders („Ich glaube nicht, dass es Geister in diesem Sinne gibt,“ sagte sie am 20. Juni 1972 in einer ASW-Klasse. „Ich glaube, das ganze Konzept ist einschränkend und, wenn ihr wollt, eine minderwertige Entwicklungsebene und ein eindeutiges Hindernis bei der Suche, mit der ich mich befasse und mit der, wie ich hoffe, auch ihr euch befasst.“) Nach langen Diskussionen (und mit der Aussage, auf keinen Fall eine Entschädigung anzunehmen), entschied sich Jane, am Treffen der New Yorker SFF-Sektion nicht zu sprechen.

Sie erhielt jedoch viele andere Angebote für Vorträge und Interviews; die meisten davon lehnte sie ab, aber es ist interessant, sie alle zu betrachten. Ein Auszug bis zum Jahr 1981 enthält zum Beispiel:

1960-64: Arbeitete nachmittags als Sekretärin in der Arnot Art Galerie in Elmira und hielt dort auch Vorträge.

1966: Werbereise nach New York City für das Buch *Der Weg zu Seth*.

1970, 1971: Zwei weitere Einladungen, beim SFF-Programm mitzumachen (abgelehnt).

1970, 7. - 19. September: Jane und Rob machen eine zehntägige Werbereise in sechs Städte für *Das Seth-Material*, die einzige Werbereise, die Jane je für Prentice-Hall unternahm. Während dieser Reise wurde sie von einem Reporter des Boston Herald Traveler interviewt und erschien in der Fernsehsendung For Women Only von WBZU-TV in Boston; während



dieser Sendung kam Seth durch und sprach während zwanzig Minuten zu den Zuschauern. Rob machte keine Notizen.

1971: Sprach in einer Klasse der Elmira-Oberschule über ihr Buch *Der Weg zu Seth*.

1972: Sprach zu vierhundert Psychologiestudenten in der Mansfield-Universität in Mansfield, Pennsylvania. Lehnte eine zweite Einladung, vier Jahre später, ab.

1975: Jane wird von Ed Busch, KNBR Radio San Francisco, interviewt.

1977: Brad Steiger bittet Jane, anstelle des holländischen Mediums Peter Hurkos, an einem, gemäß ihren Notizen, „psychischen Ding“ zu sprechen. Sie lehnt ab.

1977: Hunter College in Pennsylvania lädt Jane zu einem Vortrag ein (Janes Notizen erwähnen nichts Näheres und sagen auch nichts über eine Annahme, daher hat sie wahrscheinlich abgelehnt).

1977: Jane wird von einem ehemaligen Teilnehmer der ASW-Klasse, Lawrence Davidson, für seine Sendung Probabilities am KPFA Radio Berkeley, Kalifornien, interviewt.

1978: Jane und Rob werden für einen zweiteiligen Artikel in The Village Voice interviewt (siehe Schlussbemerkungen 3, Kapitel 19).

1979: Ein Hollywood-Agent interessiert sich für die Produktion eines Films über Janes Leben und über das Seth-Material. Es stellt sich heraus, dass dieser Agent bei der Verfilmung von Die Möwe Jonathan von Dick Bach mitgewirkt hat. Später in diesem Jahr bittet eine Produktionsfirma um die Option für ihre Lebensgeschichte für einen möglichen Fernsehfilm. Jane und Rob verbringen einen lustigen Abend mit Spekulationen, wie die verschiedenen Rollen besetzt werden könnten. Beide Kontakte führen jedoch zu nichts.

1979: Ein Reporter von einer New Jersey-Radiostation kommt in Janes und Robs Haus, um ein zweistündiges Interview aufzunehmen, während dem Seth durchkommt.

1981: Jane schickt einen Brief an Meredith Wheeler von den ABC News und lehnt eine zweite Einladung zu dieser Sendung ab. Am gleichen Tag wird Jane von einem britischen Journalisten von CBS New York kontaktiert, der um ein Interview für einen Zeitungsartikel bittet; Jane lehnt jedoch ab.

2. Die Tatsache, dass Jane fast krankhaft empfindlich gegenüber Gespött war, hätte mir eigentlich im Hinblick auf ihre Herkunft klar sein sollen, was aber

nicht immer der Fall war. Da die meisten von uns sich im Laufe des Lebens mit solchen Spötteleien beschäftigen müssen, schenkte ich dem Ganzen nicht allzuviel Beachtung – vor allem, weil Jane in jenen Fällen, die ich beobachtete, scheinbar gut damit umging. Aber im Mai 1984, ein paar Monate vor ihrem Tod, als Jane bereits im Krankenhaus lag, entschloss ich mich, auf einen beleidigenden Artikel über sie, der in einer Ithaca-Wochenzeitung erschienen war, zu reagieren. Ich sandte eine Kopie des Artikels und meine Antwort an Rob, der mir darauf sehr deutlich sagte, diesen beleidigenden Artikel vor Jane nicht zu erwähnen (was ich auch nie tat) und mir riet, nicht darauf zu antworten (was ich aber trotzdem tat). „Sie braucht das nicht und es ist sinnlos,“ sagte er mir. Die betreffende Zeitung druckte eine abgekürzte Fassung meines Briefes ab und soviel ich weiß, vernahm Jane nie etwas davon.

Ein amüsanteres Beispiel dieser Art erlebte Debbie Harries, als sie im Juli 1996 nach Florida umzog. Sie fuhr einen großen Lieferwagen mit einem Anhänger voller Haushaltsgegenstände und ihrem eigenen angehängten Wagen, als der vordere Teil des Lieferwagens bedrohlich zu schwanken begann. Sie nahm die nächste Ausfahrt und hielt an einer öffentlichen Telefonzelle an, um die Mietwagenverleihfirma anzurufen. Auf der Ablage in dieser Telefonzelle lag eine kleine comicähnliche Broschüre, die, wie es sich herausstellte, ein Pamphlet der christlichen Fundamentalisten war, worin die Menschen besonders vor Seth und vor Jane gewarnt wurden! „Seth ist ein Dämon,“ erklärt die Engelsfigur im Pamphlet, ohne nähere Erklärungen. Also genau jene Art Dinge, die Jane so wütend machte – und sie insgeheim auch verletzte.

Und es ist natürlich ein absoluter Zufall, dass Debbie genau an dieser Telefonzelle anhielt.

3. Etwas nostalgisch erinnerte ich mich an Janes Bemerkungen über Dickwänste, während ich Robs Anmerkungen in Band 1 von *Träume*, „*Evolution*“ und *Werterfüllung* (Genf: Ariston Verlag, 1990, Seite 53) vom 20. April 1982 las, in dem Jane ihre berechtigte Entrüstung über die Ärzte diktiert, die sie untersuchten, überprüften und sich über ihre Schwierigkeiten unterhielten. „Einige von ihnen sprachen vor ihr über sie, als ob sie gar nicht anwesend wäre,“ sagte Rob. Er zitiert, wie Jane sagte: „Diese spezielle Gruppe von jungen Ärzten, die ich sah, die Spezialisten, waren wahrscheinlich die bestaussehendsten Dandys, die es in Elmira je gegeben hat. Es waren außerordentlich gut aussehende junge Männer, nach der neuesten Mode gekleidet, und sogar im Krankenhaus konnte man sehen, dass sie auch nach den feinsten gesellschaftlichen Manieren gekleidet waren. In ihrem kollektiven Auftritt waren sie wie Magier, die Wunder aus reiner Luft produzierten, die Menschen mit ihrem charmanten Lächeln und Benehmen in Bann schlugen und

versuchten, die Leute für irgendein sonderbares Anliegen zu überzeugen. In diesem Falle war es das Anliegen der Operation...“

Es ist nicht etwa so, dass ich mit Janes Feststellung nicht übereinstimmen würde – aber ich hätte niemals daran gedacht, das Bild von Dandys zu gebrauchen. Für mich war eine solche Bekleidung einfach nur eine Berufs- oder Arbeitskleidung und keineswegs etwas Übertriebenes.

## **16. Die Festung der Nahrung (oder Nicht-Nahrung)**

1. In ihren frühen Tagebucheintragungen schreibt Jane, sie habe Bücher über Ernährung gelesen, und sie stellte auch eine Liste von Vitaminen und ihren verschiedenen Eigenschaften und Wirkungen zusammen. Nachdem die Seth-Sitzungen begonnen hatten, machte sie jedoch keine entsprechenden Bemerkungen mehr (fuhr aber weiter, täglich eine Auswahl Vitamine einzunehmen).

2. Darüber machte ich mir erst Gedanken, als ich diese Träume las, aber ich muss hier auch mögliche unterschwellige Verbindungen hinterfragen, die ich zwischen Jane und meiner Mutter gemacht haben könnte; meine Mutter war schmal und schlank und hielt ihre beträchtlichen kreativen Fähigkeiten (sie war eine begabte Schriftstellerin, insbesondere von humorvollen Texten) in einer Mischung von Angst und Zorn über die von ihr aus gesehenen Einschränkungen des Frau-Seins zurück. Und so frage ich mich: War die enorme Wut, die meine Mutter gegenüber Jane fühlte, ein teilweiser Ausdruck von etwas, das wir alle vier (einschließlich Marie) miteinander teilten, in einer Art Gegenbild-Austausch, bei dem jede von uns Glaubenssätze in einer gefährlichen Welt auslebte?

3. Janes und mein Traum stimmen sogar in einer fast schwindelerregenden Entfaltung von Verbindungen, von denen ich erst beim Vergleichen dieser Träume (beim Schreiben dieses Buches) erfuhr, noch stärker miteinander überein. In meinem Traum finden Barbara und ich einen sicheren Platz im Haus „unserer“ (wir beide sind nicht blutsverwandt) Großmutter am Flussufer. Wie ich beim Aufschreiben des Traums bemerkte, war diese Großmutter-Figur eine Person auf einem wirklichen Foto, das ich am Tag vorher in einer Kunsthandwerkerausstellung in Dundee gesehen hatte. Eine Puppenmacherin hatte dort gezeigt, wie sie Puppen-Replikat von auf alten Fotos abgebildeten Menschen machte. Die Figur, die in meinem Traum erschien, war eine Mormonenfrau von Ende 1800 von einem solchen Foto. Die Puppenmacherin selbst, so sagen meine Notizen, war ungefähr zwanzig und glich mir ein wenig;

ihre Puppen waren ganz vorzüglich ausgeführt.

So haben wir hier das gleiche Element von „kleinen Frauen“ wie in Janes Traum und auch das Bild, gegen das sie sich in ihrer Interpretation auflehnt, von Frauen, die zu „jungen Erwachsenen“ (wie Puppen?) „gemacht“ werden, wie sie es formuliert. Aber in meinem Traum finden meine Freundin Barbara und ich Sicherheit im Haus dieser „zu einer Puppe gemachten“ Frau – einer Mormonenfrau noch dazu (was eine strikte weibliche Rolle bedeutet), die in meinem Traum eine „gemeinsame Ahnin“, nicht im biologischen, sondern im kulturellen Sinne, ist – die uns Zuflucht bietet.

In Janes Traum befinden sie und die „kleinen Frauen“ sich in einer Wohnung mit zwei Männern, von denen einer „rüpelhaft“ und böse zu den Frauen ist, während der andere Gedichte liest. In meinem Traum befinden Barbara und ich uns in einer Turnhalle und stehen neben einem Mann, den ich aus Dundee kannte, einem Musiker, der sich vergnügt über die Anzahl Frauen zu brüsten pflegte, die er jeweils nach seinen Musikauftritten „verbuchen“ konnte, wie er es nannte. So gibt es in beiden Träumen ein gemeinsames Element von Männern, die das „Böse-Sein“ wie auch die Kunst (Gedichte und Musik) als männliche Eigenschaften verkörpern und sie benutzen, um Frauen zu erniedrigen – sie „klein“ zu machen (obwohl festzuhalten ist, dass Janes Traum sich auf die tatsächliche Boshaftigkeit ihrer Mutter und den von ihr verursachten psychologischen Schaden bezieht.)

Jane schreibt bei der Interpretation dieses Traums: „So zeigt mir dieser Traum die mit Kreativität verbundenen geschlechtsspezifischen Glaubenssätze, die mich beschäftigt haben (in Little Women gab es die Figur eines jungen Mädchens, einer Schriftstellerin. So rührselig!)... Ich sehe, dass ich Spontaneität mit 'hysterischem Weibsbild' gleich setze, und wenn das meiner Arbeit zugrunde läge, dann wäre ich wirklich dem Gespött ausgesetzt und würde vorgeben, etwas zu sein, was ich nicht bin.“ Nun, „vorgeben, etwas zu sein, was ich nicht bin“ ist eine Angst, die auch meinem eigenen kreativen Werk sehr stark zugrunde liegt, und daher suche ich in meinem Traum nach einer Zuflucht vor Gefahr – als Vergeltung, weil ich mich zeige? – in einem Haus traditioneller (hier jedoch freundlicher) weiblicher Rollen. Die dort vorkommende Großmutter wurde jedoch in meiner Zeit liebevoll zu einer Puppe gemacht, dazu noch von einem jungen Mädchen, das mir gleicht. Vielleicht zeigt mir der Traum auf diese Weise, dass ich traditionelle Rollen in ein symbolisches Objekt verwandeln kann, das mir psychologischen Trost spendet, wenn ich mich dafür entscheide, es zu nutzen.

## 17. Jane in der Klasse: Ein Porträt in Miniaturen

1. „Florence MacIntyre“ (ein Pseudonym) erscheint auch in *Im Dialog mit Seth*. Sie wirkte oft als *Advocatus Diaboli* gegenüber den liberaleren, in der ASW-Klasse ausgedrückten Standpunkten.

2. Was dieses Bild betrifft, so gefiel mir auch ein Traum über Jane sehr, der mir von Anthony aus Greensboro, North Carolina, geschickt wurde, der den Seth-Büchern 1987 begegnete [und Jane daher nie traf], ungefähr zur gleichen Zeit, als bei ihm Schilddrüsenkrebs diagnostiziert wurde (von dem er sich jedoch wieder vollständig erholte). Anthony schreibt: „Ich interessierte mich für Janes eigene Schilddrüsenerkrankung und fragte mich, ob irgendetwas in diesem Körperbereich ein Problem mit der Kommunikation bedeuten könnte – irgendeine Art von Energieblockade.“

Eines Nachts hatte ich mein erstes und einziges [außerkörperliches] Erlebnis – ich schwebte mit dieser angehängten silbernen Nabelschnur in den unteren Stock. Ich kam zurück und sah meinen Körper auf dem Bett liegen und legte mich hinein. Während der ganzen Zeit spürte ich ein pulsierendes Gefühl in meiner Stirn, das sofort verschwand, als ich wieder in meinen Körper eintrat.

Dann hatte ich einen langen, ununterbrochenen Traum über Jane. Sie trug einen schwarzen Rollkragenpullover und sah sehr überschwänglich, gesund, sorglos und glücklich aus. Wir hatten eine lange Unterhaltung, die an verschiedenen Orten stattfand. Zuerst waren wir in einem Wohnzimmer, dann in einem Sportwagen mit offenem Dach und schließlich am Abend im Gras und schauten zu den Sternen hinauf.

Die vollständige Botschaft dieses Traumes weiß ich nicht mehr, aber ich erinnere mich, dass ich damals ein sehr klares Gefühl von Zusammengehörigkeit mit allen Formen des Lebens spürte – die Unendlichkeit des Universums und seine Güte überwältigten mich.“

Anthony ist nicht der Einzige, der von einer im Auto herumfahrenden Jane träumte (tatsächlich fuhr sie nicht Auto, aber es ist ein Bild, das zu ihr passt), mit all den dazugehörigen Metaphern, einschließlich des folgenden (leicht gekürzten) Traums von Robert Waggoner aus Ames, Iowa. Auch Robert hat Jane nicht getroffen (zumindest nicht in dieser Realität), aber sein Traum erfasst eine humorvolle Seite ihrer Persönlichkeit aus der ASW-Klasse:

Traum vom 3. März 1998: Ich bin auf dem Beifahrersitz eines älteren Wagens (etwa einem 1964er Ford Fairlane), der von einer Frau gefahren wird. Als wir über einen Bordstein auf einen Parkplatz zurasen, stelle ich fest, dass sie keine sehr gute FahrerIn ist. Plötzlich sehe ich, dass wir auf eine Statue der Jungfrau Maria zusteuern und es sieht wirklich so aus, als ob wir direkt auf sie treffen würden! Die FahrerIn bremst abrupt und wir können ein paar Zentimeter vor einem Zusammenstoß stoppen.

Als ich zur FahrerIn hinüberblicke, sehe ich, dass es Jane Roberts ist, denke dann aber sofort: „Das kann nicht sein, sie ist ja tot.“ Plötzlich realisiere ich, dass es ein Traum ist. Ich wende mich zu ihr hinüber und sage: „Jane, weißt du, dass das ein luzider Traum ist?“ Sie lächelt zustimmend. Dabei sah ich auch, dass ihre Vorderzähne etwas schief standen.

Ich begann ihr zu erzählen, wie sehr ich die Seth-Bücher bewunderte und wie wichtig sie waren und noch immer sind. Sie redete ein bisschen darüber, endete aber mit der Feststellung, dass das nicht das Ende des Ganzen sei, sondern dass es dazu noch viel mehr gäbe.

Plötzlich hatte ich eine fantastische Idee. Ich schaute sie an und fragte, ob sie mir das Wissen von Seth nicht direkt in diesem Traum übermitteln könnte. Sie lächelte, fast etwas mitleidig, und sagte, es sei nicht so einfach; bei jedem sei es wieder anders und das sei das Schöne am Ganzen. Ich müsse in mich selbst hineinschauen und würde es dort finden. Ich hielt sie fest, und sie sagte mir, dass Ereignisse mit verschiedenen Schichten von Zeit und Raum und Leben zusammenwirkten und dass in diesen unglaublichen Ein- und Überschichtungen eine wunderschöne Komplexität und Einfachheit läge. Ich konnte die Schönheit dieses Konzeptes spüren.

[Robert fügt hinzu:] Ich habe ein paar Bemerkungen zu diesem luziden Traum. Es könnte sein, dass „Jane“ eine symbolische Darstellung ist, die ich selber erschaffen habe, ich weiß es nicht. Auf einer symbolischen Ebene fand ich es urkomisch, dass ihr schlechtes Fahren fast die Statue der Jungfrau Maria zertrümmerte. Ich glaube, es war eine ihrer eigenen Ängste, durch das Seth-Material widerrechtlich die „göttliche Ordnung“ durcheinander zu bringen. Wenn ich auch kein Katholik bin und mich die Jungfrau Maria wenig interessiert, so frage ich mich doch, ob Jane Roberts für mich nicht gleichermaßen das Bild einer weiblichen Mensch-Gottheit-Mischung und durch ihr Fahren eine ZerstörerIn der alten Ordnung bedeutet.

Ich war selbst sehr überrascht über meine Bitte, dass sie mir im Traum auf magische Weise das Seth-Wissen übermitteln sollte. Als ich aufwachte,

erschien mir das einerseits als sehr weit hergeholt und andererseits fragte ich mich, wie groß mein Bedürfnis danach war. Auf einer anderen Ebene erschien mir die Bitte jedoch wie eine Anerkennung von verschiedenen Weltansichten und ihren Übermittlungen. Als wir darüber redeten, wie Zeit, Ereignisse, Raum und Leben zusammenwirkten und sich übereinander legten, schien sich daraus auch schließen zu lassen, dass an gewissen Punkten des Lebens Durchlässigkeiten eher möglich und wahrscheinlich sind, dass sie aber nicht einfach erzwungen werden können. Solche Dinge geschehen in ihrer eigenen Zeit und in ihrem eigenen Tempo.

Ich war erstaunt über ihre kühle Reaktion auf mein Lob der Seth-Bücher. Ich kann mich zwar nicht an den exakten Wortlaut erinnern oder was sich mir genau einprägte, aber mir war, als ob sie nicht glaubte, die Bücher wären das „Ein und Alles.“ Das sind die Worte, an die ich mich erinnere.

Und als Letztes war ich überrascht, dass ich die Gelegenheit nicht besser nutzte und stattdessen meine luzide Kontrolle/Realisierung einfach verblasen ließ. Im Verlauf des Tages kamen mir dann eine ganze Menge von Dingen in den Sinn, die ich in jenem luziden Moment hätte tun können.

Es ist interessant, dass ich etwa zwei Stunden nach dem Aufwachen durch die Stadt fuhr und auf eine Straßenkarte schaute und plötzlich realisierte, dass alle Autos außer meinem gestoppt hatten – ein dramatisches Bremsmanöver im letzten Moment verhinderte, dass ich ins Heck des von einer Frau gefahrenen Autos vor mir krachte; es fehlten nur ein paar Zentimeter – eine unheimliche Erinnerung an das Bremsen im Traum.

Das wär's. Ich lachte wirklich über die Jungfrau Maria als potenzielles Verkehrsoffer. Träume sind großartig.

3. Jane freute sich natürlich über den Aspekt der nationalen Anerkennung durch Bachs Lob im Time Magazin. Andere aktuelle Publikationen waren in ihrem Urteil über sie nicht immer so intelligent. In ihrem Tagebuch schreibt Jane am 20. August 1980: „Psychology Today ist heute mit der Post gekommen; in einem Artikel über The Course in Miracles werde ich als eine ‚Hausfrau aus Elmira, die dazu neigt, in Trance zu fallen‘ erwähnt. Ich habe eine kurze Antwort dazu verfasst. Ich war verdammt wütend darüber, nachdem ich mich während all dieser Jahre halb zu Tode geschuftet habe; Hausfrau, arrghh.“

Außer der Schaukelstuhl-Bemerkung erinnere ich mich nur noch an eine Bemerkung von Jane über Dick Bach selbst, das heißt über sein Buch Illusions: The Adventures of a Reluctant Messiah, das ihr sehr gefiel. „Nur ein einziges Mal,“ sagte sie, „möchte ich eine Geschichte über jemanden lesen, der realisiert,

dass er Gott ist und der aber deswegen nicht sterben muss – sondern der bis ins hohe Alter lebt, rundherum vergnügt ist, alle möglichen Arten von Sex und ganz allgemein einen Riesenspaß hat, und sich so benimmt, als ob er diesen verdammten Ort, den er retten will, wirklich genießt.“

4. Rich baute außerhalb der Klasse mit Jane eine Freundschaft auf, die in ihrer Art so komplex war wie meine. Nach ihrem Tod wirkte Rich eine Zeitlang als Literaturagent für Rob, indem er verschiedene chaotische Vertragsprobleme aus der Vergangenheit löste und zahlreiche andere rechtliche Angelegenheiten abklärte. Er suchte und fand auch Original-Fernseh- und Radioaufnahmen, was dann dazu führte, dass sein Verlag The Seth Video und das 1975 in einem KNBR-Radioprogramm gesendete Jane Roberts: The San Francisco Interview (1988) herausgab.

## **18. Gekränkt, eingeschnappt und anderweitig gestört**

1. „Nee,“ sagte mir Gary an jenem Tag am Telefon. „Ich sag dir, was wirklich geschah“:

Ich fuhr die West Water Street entlang und sah, wie eine Frau mit ihrem Auto eine Katze überfuhr. Ich hielt an. Es tat mir leid, dass die Frau so durcheinander war – es war nicht ihr Fehler; die Katze war auf die Straße hinausgelaufen. Ich sagte deshalb der Frau, sie solle weiterfahren. Jane kam aus ihrem Haus heraus, und sie und ich brachten die Katze in meinem Wagen zum Tierarzt. Eigentlich hätten wir die Frau [welche die Katze angefahren hatte] mit uns nehmen sollen – sie war kaum mehr fähig, Auto zu fahren.

Aber das war lange, nachdem ich Jane zum ersten Mal getroffen hatte. Ich war damals am Corning Community College – 1967 oder 1968. [Der einheimische Künstler Bill] Macdonell arbeitete an einem Wandgemälde und bat mich, Fotos und Dias von den Personen aufzunehmen, die ihm als Modelle dafür dienten. Jane und Rob stellten sich vor einen weißen Hintergrund in [Bills] Atelier. Sie sollten unter den Jüngern beim Letzten Abendmahl sein! Ha. Bill projizierte die Dias später, um sein Gemälde zu skizzieren, das sich auf einer Wand in The Foundry, einer Bar im Zentrum von Elmira befand. Es war während vieler Jahre [bis die Flut von 1972 die Bar zerstörte] dort, und Bill hat sicher eine Menge Drinks dafür bekommen.

Später lernte Dan Jane, vielleicht durch [einen anderen Freund], kennen.



Er nahm mich später einmal in Janes Wohnung mit. Es war ein Zufall, dass sie einander kannten und hatte nichts mit der Katze zu tun.

2. Gut, ich verrate nun ein Geheimnis: „Gary“ ist der Vater meines ersten Kindes. Die Tatsache dieser (eher versehentlichen als romantischen) Verbindung unserer beider Leben und die Art, wie seine Ansichten mit denjenigen meiner Mutter übereinstimmen, empfinde ich auf irgendeine ironische und nicht ganz definierbare Weise als unheimlich logisch und als mehr als nur einen bloßen Zufall – fast so, als ob er und meine Mutter teilweise, zumindest gegenüber mir, die gleiche Person wären; aber auch das trifft den Punkt nicht genau. Und der Inhalt ihrer Einwände ist mir zum größten Teil ein Rätsel – wenn schon ein Trick dahinter steckt, was ließe sich denn damit gewinnen? Wenn Bücher verkauft werden sollten, gäbe es dafür sicher lukrativere Möglichkeiten, als sich jeden Dienstagabend mit über vierzig Leuten auf engstem Raum im eigenen Wohnzimmer herumzuschlagen, und das für zwei Dollar fünfzig pro Kopf.

3. In Bezug auf das Thema so genannter „anderer Seths“ sagte Seth in der Sitzung vom 5. Februar 1969:

Nun ist Ruburts Ego, das so schwierig zu überzeugen ist, aufgebracht, weil es mich als seinen exklusiven Besitz betrachtet. Es sollte sich keine Sorgen machen. Es hat, in eurem Sinne, lange genug gedauert, bis ich unsere Kommunikation eingerichtet hatte und unsere frühere [Reinkarnations-]Beziehung hat hier sicher mitgeholfen. Es ist ganz natürlich, dass andere Personen aus eurem Bekanntenkreis, die ebenfalls solche Experimente durchführen, Phasen durchlaufen, in denen es ihnen scheint, als ob sie Informationen von mir erhielten.

Hier ist Suggestion am Werk; jegliche Trance, die tiefer als gewöhnlich ist, kann in diesem Sinne interpretiert werden... Das Material ist wie ein Prüfstein, aus dem andere Schöpfungen fließen können.

Gedanken und Gefühle formen, aus ihrer eigenen elektromagnetischen Realität, lebendige Produkte, die Atome und Moleküle genannt werden... Während unserer Sitzungen finden in einem sehr ausgeprägten Ausmaß Veränderungen innerhalb Ruburts physischem Organismus statt, denn als Reaktion auf meine Kommunikationen sind elektromagnetische Veränderungen unvermeidlich. Ihr habt hier jedoch mehr ein Verschmelzen. Es gibt zum Beispiel keine vollständige Übernahme von mir. Es besteht jedoch ein freies, vorherrschend mentales und psychisches und teilweise

auch emotionales Verschmelzen mit meinen Mustern.

Einerseits ist seine Persönlichkeit erweitert, indem die Struktur des Selbst viel mehr Wahrnehmungen als gewöhnlich einschließt. Weitere Aktionen werden erkannt und interpretiert. Die Sprachsysteme und die mentalen Fähigkeiten müssen jedoch trainiert werden, um mit den zusätzlichen Informationen umgehen zu können und dabei werden natürlich einige Verzerrungen verursacht. Sie sind unvermeidlich. Das emotionale System des Mediums muss daher lernen, mit weiteren Stimuli umgehen zu können und zwar so, dass das Gleichgewicht beibehalten bleibt.

Es wird, in eurem Sinne, nur eine weitere, ausgedehntere Dimension hinzugefügt und wenn es richtig gemacht wird, wie ich es versucht habe, wird dadurch die Persönlichkeit des Mediums nicht nur gestärkt, sondern seine Fähigkeiten werden weit über die gewöhnliche [Norm] hinaus angewendet. Dieser Prozess ist jedoch sehr stark mit Wahrnehmung verbunden und befasst sich hauptsächlich damit zu lernen, mit Wahrnehmungen umzugehen, sie zu erkennen und konstruktiv zu gebrauchen; Wahrnehmungen, mit denen andere Persönlichkeiten nicht fähig sind umzugehen.

Wenn ihr seht, was Ruburt manchmal tun kann und welche Schwierigkeiten ich mit Verzerrungen habe, dann könnt ihr sicher sein, dass ich die Möglichkeiten für Verzerrungen nicht noch verdoppeln oder verdreifachen will, indem ich versuche, durch irgendjemand anderen zu sprechen. Er muss sich keine Sorgen machen. Außerdem habe ich ihn viel zu gern.

Es gibt auch etwas anderes, das er anscheinend vergessen hat – dass eure eigenen Beziehungen, deine und Ruburts und die Beziehungen zwischen uns aus der [Reinkarnations-]Vergangenheit viel dazu beitragen, unsere Kommunikation zu ermöglichen. Auch du übermittelst, oder eher noch, du fungierst als Übermittler, ob du an einer Sitzung anwesend bist oder nicht. Solange es also keine andere identische Ruburt und Joseph Kombination gibt, bin ich mit euch geschlagen.

Jane schreibt am 10. August 1980 in ihrem „*Magical Approach*“-Manuskript über das gleiche Thema:

[Nach einer Sitzungs-Pause von zwei Monaten] war ich von neuem von Seths Unmittelbarkeit beeindruckt. Peng – da war er wieder, klar wie

immer, als ob es überhaupt keinen Unterbruch gegeben hätte. Und er war offenbar mit einer neuen Sammlung von Material bereit, mit einem weiteren Versuch, das Bezugssystem unseres Verständnisses und unserer Wahrnehmung zu erweitern. Ich dachte an die vielen Nachahmer (Seth-Imitatoren, wie ich sie nenne), die scheinbar an so vielen Orten aufgetaucht sind. Damals wie auch heute noch vergeht kaum eine Woche ohne irgendeinen Brief von jemandem, der „für Seth spricht“...

In Das Seth-Phänomen beschrieb ich, was meiner Ansicht nach in solchen Fällen geschieht und betonte die Kreativität solcher Episoden – wie sich die Psyche selbst personifiziert und Seth als Symbol gebraucht. Aber der Unterschied in der Qualität des Materials ist so drastisch (zumindest gemäß dem, was ich gesehen oder gehört habe), dass mir Seths Originalität noch auf viel klarere Art und Weise bewusst wird.

Dann gibt es auch wirklich manchmal Täuschungsmanöver von Menschen mit gewissen psychischen Fähigkeiten, die aber kein Talent und keine Originalität besitzen und mit sich selbst nicht ehrlich sind. Auch heute wieder... ich denke an das Tonband „Seth über den Tod“, das mir eben von einem Fan zugeschickt wurde: eine peinliche Vorführung einer Trancepersönlichkeit, die vorgibt, mein Seth zu sein – und die Seminare für 45 Dollar pro Kopf durchführt. Diese Menschen, die „großen Respekt“ für mich haben, benützen Seths Namen, identifizieren ihn als den Verfasser unserer Bücher und sagen dann, dass sich die Leute ihre eigene Meinung über das Ganze bilden sollen. Sie sagen nicht, ich hätte sie darüber informiert, dass „ihr Seth nicht meiner“ sei, aber ihr Material ist so mittelmäßig, dass es mich erstaunt, dass sie überhaupt jemanden finden, der ihnen zuhört.

4. Und Debbie hatte einige außerordentliche Reiseerlebnisse zu erzählen. Nebst anderen Abenteuern segelte Debbie mit einer Freundin auf dem Mittelmeer und besuchte Sizilien, Griechenland, Kreta, die Türkei, Zypern, Syrien, den Libanon und Ägypten; traf den Dichter Robert Graves in Mallorca, unterrichtete in Chian Mai, Thailand, und reiste mit dem Rucksack durch Burma, Indien und Nepal und durch viele andere Länder und erlebte haarsträubende Odysseen. Als Leserin und Studentin esoterischer Literatur, Tai Chi und Astrologie, nahm sich Debbie Janes Bücher vor, nachdem ihr zwei Freundinnen bei zwei verschiedenen Gelegenheiten gesagt hatten: „Wenn dir Castanedas Don Juan gefallen hat, wirst du Seth lieben.“

5. On Broken Glass: Loving and Losing John Gardner (New York: Carroll and

Graf, 2000)

6. Susan schreibt in ihren Memoiren: „Es gefiel mir sehr, dass [John] sich für psychische Phänomene und ASW interessierte. Während mehrerer Jahre hatte ich ein Traumnotizbuch geführt und jeden Morgen meine Träume aufgeschrieben. Als [John und ich] uns näher kennen lernten, schaute er mich mit seinem durchdringenden Blick an und tadelte mich: ‚Eine Verschwendung einer großartigen künstlerischen Intelligenz.‘“ (Ironischerweise sagte mir Jane als Gardner 1982 starb: „Weißt du, er interessierte Rob und mich sehr; mein Gott, er hatte eine wahnsinnige Produktion; ich fand aber, dass er seine Intuitionen auf eine seltsame Art gebrauchte, indem er sie irgendwie aufsplitterte oder so etwas Ähnliches.“)

Susan fügt bei: „Ich notierte meine Träume trotzdem weiter und beschrieb in jenem Sommer 1979 einen seltsamen Traum: ‚Träumte von John Gardner (dies, nachdem ich ihm während vier Tagen [beim Bread Loaf] ohne ein Wort herauszubringen, großäugig und stumm wie ein Kalb, überallhin gefolgt war), [dass] er mich direkt anschaute und sagte: ‚Schau mal, Susan, es ist ja gut und recht bescheiden zu sein, aber du bist dazu noch höllisch langweilig. Kannst du mir nicht hie und da mal widersprechen?‘“

7. Im Video *The Seth Phenomena* sagt Rob: „Ich berechnete die Stunden, die Seth tatsächlich zum Diktieren [von *Gespräche mit Seth*] brauchte, und... es dauerte ungefähr zwei Wochen, ein Buch mit vier- oder fünfhundert Seiten zu produzieren. Hier zeigt sich die Beherrschung der Sprache und die Klarheit des Denkens, die Seth, durch Jane sprechend, demonstrierte; es ist unglaublich... Wenn Jane und ich ein Manuskript schrieben, plagten wir uns mit drei oder vier Entwürfen ab, oder was es auch immer bis zur Fertigstellung brauchte. Und Seth setzte sich einfach hin, Jane fiel ganz leicht in Trance, und er begann mit welchem Kapitel auch immer des betreffenden Buches, Wort um Wort, erster Entwurf – fertiger Entwurf, und das war's dann schon.“

Rob fügt hinzu: „Aber wir wendeten auch unser kritisches Urteilsvermögen an und begriffen, dass er hier einige hervorragende Dinge sagte. Es ging nicht nur um die Geschwindigkeit und Leichtigkeit, mit der das Buch produziert wurde; sondern auch darum, dass uns das, was er in diesem Buch sagte, so sehr faszinierte.

„Wir wollten das Material buchstäblich so präsentieren wie es entstand. Wir wollten es nicht von allen anderen Bereichen unseres Lebens abkoppeln, denn damit wäre es einseitig, trocken und emotionslos gewesen. Wir wollten anderen Menschen, wenn sie überhaupt daran interessiert waren, zeigen, wie so etwas geschah; wir wollten Einsicht geben, warum es geschah und wohin es führen konnte. Deshalb war das Einfügen [meiner] Notizen von Anfang an automatisch

richtig. Es beinhaltete eine Menge Nachforschungen, die ich normalerweise später machte. Man stelle sich vor, ich habe vielleicht ein Jahr damit verbracht, alle Nachforschungen zu machen und Jane produzierte das Buch in zwei Wochen! Wie bringt man das miteinander in Einklang?“

8. In ihrem unvollendeten „*Aspects*“-Manuskript fragt sich Jane am 5. August 1975:

Stellt [Seth] somit jene großen Teile der Psyche dar, die wir vor uns selbst verbargen, als wir der einen Linie der Bewusstseinssebene folgten, weil diese Teile zu groß sind, um in unsere armseligen Realitätskonzepte hineinzupassen? Nur hier und da tauchen diese Teile auf, nehmen eine geistige Form an, sprechen und betonen durch ihre bloße Existenz die Tatsache, dass wir nur die Oberfläche von uns selbst bewohnen, wie winzige Insekten, die über den großen Ozean unserer eigenen Seele schweben.

Vielleicht musste ich Seth für mich selbst, aber auch für andere isolieren, damit wir unsere eigenen größeren Dimensionen betrachten konnten... unter Voraussetzungen, die selbst so bizarr sind, dass sie sich über unsere üblichen Konzepte des Selbst lustig machen.

## **19. Die Symptome und wie sie sich entwickelten**

1. Was den Einfluss der Vergangenheit auf Janes späteres Leben betraf, so begriff Jane und war sie ebenfalls der Ansicht, dass dies nicht ohne ihre Zustimmung geschehen konnte. Darüber schreibt Rob in Band 1 von *Träume* „*Evolution*“ und *Werterfüllung*:

Ich glaube, dass Maries herrschsüchtiger (und um nicht zu vergessen, von ihr selbst gewählter) Zorn auf die Welt Janes sich entfaltende Psyche tief durchdrang und... verursachte, dass sie repressive, schützende innere Barrieren aufbaute, die unter gewissen Umständen jederzeit aktiviert und in körperliche Merkmale umgewandelt werden konnten. [Janes] Konditionierung wurde aus vielen Möglichkeiten psychisch ausgewählt und akzeptiert, und durch diesen Fokus sollte sie sich mit dem Verhalten ihrer Mutter auseinandersetzen. Das... ist ein Beispiel, wie der Lauf möglicher Aktivitäten mit allen Beteiligten abgestimmt werden kann.

In Bezugssystem 2 [die innere Realität, die kreative Quelle, aus der wir alle Ereignisse formen] hätte sich zum Beispiel die mit Jane schwangere

Marie mit ihrer zukünftigen Tochter entscheiden können, welche bestimmten Handlungssequenzen sie während ihres Lebens verfolgen wollten. Oder die beiden hätten in Bezugssystem 2 sogar schon vor Marias Geburt einen solchen gemeinsamen Entscheid treffen können. Wenn man dazu noch Reinkarnation in Betracht zieht, könnte ihre jetzige gestörte Beziehung sogar vergangene Verbindungen einer anderen, aber analogen Art widerspiegeln und auch wichtige Wirkungen auf zukünftige Verbindungen haben.

Zusätzlich hätte Jane die gegenwärtige Beziehung auswählen können, um sich zu helfen, die Aufnahme und Reaktion auf das Seth-Material zu dämpfen und sich speziell vorsichtig zu machen; obwohl sie ja dafür gesorgt hatte, mit dieser für sie notwendigen bestimmten Kombination von Stärke und Unschuld geboren zu werden, um mit den von ihr ausgewählten Fähigkeiten weiterzumachen.

## 2. *The Magical Approach*, S. 59

3. Wie entmutigt sich Jane auch immer über ihr Aussehen gefühlt haben mag, in diesem zweiteiligen in der *Voice* veröffentlichten Artikel vom 9. und 16. Oktober 1978 sprachen sie und Rob mit Enthusiasmus und Zuneigung über ihr Leben und über ihre Arbeit. Irgendwann einmal fragte Jim Poett Jane: „Was denkt Seth von ihnen?“

„Oh, er denkt, ich sei schwer in Ordnung. Er denkt, ich habe Talent.“

„Das ist der gute Teil,“ sagte Rob.

„Andererseits denkt er auch, ich sei dickköpfig und hätte eine Menge zu lernen. Ich weiß nicht recht, Rob, was denkt er von mir?“

„Er denkt, dass du dich manchmal entscheidest zu beachten, was er sagt,“ sagte Rob, „und manchmal auch nicht.“

„Wenn er mich nicht mit Respekt behandeln würde,“ sagte Jane, „wäre das [das Ende].“

## 4. Aus Janes Tagebuch vom 26. Juni 1976, Samstagmorgen.

5. Eine Anzahl Menschen, von denen einige Jane nie getroffen hatten, schickten mir Abschriften von Träumen, in denen sie versucht hatten, Jane bei ihren Schwierigkeiten zu helfen – eine hübsche Umkehrung, gelinde gesagt. Viele dieser Träume enthalten Details, die sich auf physische sowie auch auf

psychologische Ereignisse in Janes Leben zu beziehen scheinen. Zum Beispiel schreibt mir Shelly, ein Fan aus dem Mittleren Westen, über einen Traum, den sie im September 1982 hatte (der Traum selbst ist nicht datiert):

Als Erstes erinnere ich mich bei diesem Traum an eine Frau mit hellem gewelltem Haar, die einen breitkrempigen Strohhut trägt und sich selbst als deine Mutter vorstellt und die mir ein gebundenes Exemplar deines Buches übergibt, lächelt und mir vorschlägt, ich solle die Mitte des Buches aufschlagen, wo ich dein Autogramm finden würde. Stell dir meine Überraschung vor, als ich [später] las, dass du signierte [Exemplare von] Im Dialog mit Seth verkauftest, genau wie dasjenige, das ich in meinem Traum erhalten hatte.

[Dann] sah ich Jane, aber nicht so, wie sie auf den Bildern in ihren Büchern erscheint, sondern als jungen, knabenhaften Mann mit rabenschwarzem Haar, [das] kurz war und in der Mitte der Stirne in einem Punkt endete. Sie hatte sehr große dunkle Augen, mit einem theatralischen Make-up von schwarzen Augenschatten und mit dem Ausdruck einer sehr intensiven und betonten Konzentration. Sie trug einen schmal gestreiften dunklen Anzug im Stil der 20er- oder 30er-Jahre.

Ich sollte hier noch beifügen, dass ich im Autogeschäft tätig bin und [dass dies wahrscheinlich der Grund ist, weshalb] ich in diesem Traum ein Autosymbol benutzte. Ich erklärte Jane, worauf man beim Kauf eines edlen alten Bentleys achten musste; vor allem zeigte ich ihr, wie die Türscharniere laufend mit Schmierfett versorgt werden mussten, damit das Öl die Türen frei schwingen ließ. Als ich las, welche Probleme Jane mit ihren Gelenken hatte, sah ich die Verbindung mit den Türscharnieren.

Ich denke, dass sich Jane vielleicht durch die zu große öffentliche Bekanntheit und durch die Menschen, die immer mehr intellektuelle, spirituelle und psychische Informationen von ihr verlangten so sehr eingeengt fühlte, dass sie den Eindruck hatte, sie verlöre ihre Freiheit; das Ganze kann daher eine Widerspiegelung jenes Verlustes sein wie auch eine störrische Entschlossenheit, das zu produzieren, was sie will und wann sie es will. Nicht zu kreativen Anstrengungen gezwungen werden. Das ist zuviel verlangt von einem Künstler. Zuviel verlangt von jedem! Das ist eigentlich alles; ich verbringe nicht viel von meiner Zeit, um über das Leben anderer Menschen nachzudenken und würde es auch nicht schätzen, wenn mir irgendeine unbekannt Person meine eigenen Probleme erklären würde.

Dieses Traumbild von gut geölten Türscharnieren ist sehr interessant und ist mit der Idee von Freiheit verbunden – von frei schwingenden, sich öffnenden Türen, von der unterschwellig angenommenen Freiheit des wartenden Autos (ähnlich wie in anderen Autoträumen in vorhergehenden Schlussbemerkungen). Ich mag auch Shellys Bemerkung über Jane als den jungen „knabenhaften Mann“ mit schwarzem, spitz in die Stirne frisiertem Haar und theatralischem Make-up – es besteht eine gewisse psychologische Prägnanz bei diesem Bild und eine Verbindung mit der Aufmachung, die sie in der in Kapitel 9 „Die Nackten und die Toten“ aus Im Dialog mit Seth beschriebenen Verkleidungsklasse trug: „Eine schwarze Baskenmütze, die schräg und frech auf ihrem schwarzem Haar lag und alles wurde abgerundet durch ein dick aufgemaltes Vandyke-Bärtchen, das den Gesamteindruck eines kessen Franzosen ergab.“ Natürlich hatte Shelly zur Zeit ihres Traums Im Dialog mit Seth gelesen, aber es ist trotzdem eine interessante und subjektiv genaue Anwendung bildlicher Darstellungskraft.

Auch ihre Traumbeschreibung der Frau, die sie als meine Mutter (die dunkles Haar hatte) sieht, ist interessanterweise eher eine genaue Beschreibung von mir, einschließlich des breitkremigen Strohhuts, den ich zur Zeit dieses Traumes während meiner Gartenarbeiten zu tragen pflegte.

6. „Er“ und „Ruburt“ beziehen sich hier wiederum auf Jane. Dass diese Stimme, die für Janes „starken Trieb nach Kreativität“ spricht, sie, wie Seth, ebenfalls als „ihn“ anspricht, erscheint mir bezeichnend für den zentralen Ursprung oder Fokus zu sein, aus dem Jane ihre machtvollen und vielfältigen Fähigkeiten bezog.

## **20. Das Krankenhaus und darüber hinaus**

1. Wie Rob in seinen Notizen in *Seths letzte Botschaft* festhält. „Ich war offensichtlich durch die ständigen Dosen von Angst und Betroffenheit und Negativität und durch Janes sich täglich verschlechternde Situation so gefühllos geworden“, schreibt er am 30. August 1984, „dass ich [auf Janes Feststellung, dass sie noch nicht sterben würde,] nicht reagieren konnte. Weder glaubte ich es, noch glaubte ich es nicht. Ich hatte vielleicht einfach Angst zu hoffen“ (Seite 344).

2. Debbies Tagebuchnotizen über ihre Besuche bei Jane sind leider zu lang, um sie hier vollständig wiederzugeben. Wie die meisten Tagebuchverfasserinnen und -verfasser schrieb Debbie nicht für irgendjemand anderen, und ihr Stil ist daher geradlinig und ehrlich und übermittelt eine Art unterkühltes, sich langsam



aufbauendes Drama, das haarsträubend zu lesen ist. Mit Debbies Erlaubnis habe ich eine vollständige Abschrift dieser Unterlagen in die Yale-Archive geschickt, zusammen mit einer Abschrift ihres immensen, wissenschaftlichen Manuskriptes mit dem Titel Seth On Dreams, an dem sie über drei Jahre arbeitete und das sie 1995 fertig stellte. Es ist eine 500-seitige Zusammenfassung, mit komplettem Quellenverzeichnis, von allem, was Seth bis zu jenem Datum in veröffentlichten Büchern über Träume und den Traumzustand zu sagen hatte. Ein ärgerliches Genehmigungsproblem verhindert zur Zeit noch die Veröffentlichung.

3. Andererseits konnte es sehr laut sein – wie die folgende Erfahrung, die mir von Dave aus Wooster, Ohio, gesandt wurde, beweist. David hatte Jane nie getroffen und kannte sie nur durch Postkarten, mit denen sie seine Briefe beantwortete. „Sie ermunterte mich zu meinen Gedichten, versicherte mir, dass sie eigenständig seien und dass ich das Seth/Jane-Werk zu meinem eigenen gemacht hätte,“ schrieb er. „Sie ermunterte mich, weiterzuschreiben und an mein eigenes Werk zu glauben.“ Er fährt dann fort:

Und nun eine merkwürdige kleine Geschichte. Im August 1984 hatte ich einen Fahrrad-„Unfall“ – Zusammenstoß – und lag während einiger Tage im Krankenhaus. Das Ganze war eine Zeit für eine Neuorientierung und Neubestimmung meiner Ziele. Während des Zusammenstoßes war ich außerhalb meines Körpers, erinnerte mich jedoch kaum daran, als ich erwachte, spürte aber, dass Freunde in inneren Realitäten mir halfen, mich an die Ziele zu erinnern, die ich mir selbst für diese Lebenszeit gesetzt hatte. Als ich ins Krankenhaus gefahren wurde, war mein Blutdruck nahezu Null, aber ich zwang mich willentlich dazu, meinen neugefundenen Fokus aufrechtzuerhalten. Während nun also Jane am Weggehen war, fokussierte ich mich mehr und mehr im Hier und Jetzt.

Wie auch immer – ich glaube, dieses dramatische Ereignis und das Fokussieren meiner Vorstellungen befähigten mich, Jane bei ihrem Weggang erfassen zu können. Ich sah, wie sie den Planeten wie eine Rakete in Richtung unbekannter Dimensionen verließ, aber am überraschendsten und aufregendsten war der tollkühne Überschwang, mit dem sie neuen Abenteuern entgegensaute. Ich spürte, dass sie eine unbändige Freude fühlte, die sie nicht hätte zurückhalten können, auch wenn sie es versucht hätte.

Das ist alles, was ich sah – Jane, die wie ein Rock 'n' Roll tanzender Komet zu etwas Neuem unterwegs ist, lachend und wild singend, wie ein wirbelnder Blitz...

4. *Garden Madness: The Unpruned Truth About a Blooming Passion* (Golden, Colorado: Fulcrum, 1995).



**DER GOTT VON JANE – EIN MANIFEST DER SEELE**

**Von Jane Roberts**

[www.Seth-Verlag.ch](http://www.Seth-Verlag.ch)

# INHALTSVERZEICHNIS

## EINFÜHRUNG

Erinnerungen, Memoiren und etwas dazwischen

## KAPITEL 1

Niemand hat mich das je gefragt

## KAPITEL 2

Ein Leben im Kopf

## KAPITEL 3

Nichts von dem Mädchenkram erlaubt

## KAPITEL 4

Ein wenig Autobiographie

## KAPITEL 5

Der Weg zurück

## KAPITEL 6

Der seltsame Fall der Kastanienkette

## KAPITEL 7

Wirklich großartig für jedes Alter

## KAPITEL 8

Freitagabendtreffen und andere mehr oder weniger lustige Zeiten

## KAPITEL 9

Die Fleischmarkt-Hochzeit

## KAPITEL 10

Der Sitz des (irgendwie) Unbewussten

## KAPITEL 11

Die ehrliche Beurteilung (autsch) und ähnliche gewagte Geschichten

## KAPITEL 12

Die Flut und was dabei angeschwemmt wurde

## KAPITEL 13

Nach der Flut und in die Patsche

## KAPITEL 14

„Das Werk“ und andere Rätsel

## KAPITEL 15

Querbetätigte Glaubenssätze und merkwürdiges Zeug, aus dem Gegenbilder gemacht sein können

## KAPITEL 16

Die Festung der Nahrung (oder Nicht-Nahrung)

KAPITEL 17

Jane in der Klasse Ein Porträt in Miniaturen

KAPITEL 18

Gekränkt, eingeschnappt und anderweitig gestört

KAPITEL 19

Die Symptome und wie sie sich entwickelten

KAPITEL 20

Das Krankenhaus und darüber hinaus

KAPITELZUSÄTZE